Der aus dem Reiche der Wissenschaften wohlversuchte
Referendarius,
oder auserlesene Sammlungen
von allerhand
vermischten Schriften und Versuchen
aus
der Naturlehre, Arzeneiwissenschaft, natürlicher Theologie und Rechtsgelehrsamkeit, Politic, Haushaltungskunst, und überhaupt was in andern in fremden Sprachen herausgekommenen Wochenschriften und neuen Büchern von wirthschaftlichen, Policei- und Finanz-Sachen, Vorschläge, Begebenheiten, und wichtigen Stüken aus der Historie und Critik, zumal aus denen schönen Wissenschaften, Gutes und Nüzliches vorgekommen.

---

welches
in einer beliebten Kürze
samt denen Gelehrten Sachen
des hiesigen Intelligenzwesens,
mit
Einrukung einiger seithero eingeschikten curiosen Anmerkungen;
sorgfältigst zusammen getragen.
und verlegt worden
von Joh. Andreas Erdmann Maschenbauer.

IV. Theil.
(Mit zerschiedenen Kupferstichen.)

Augsburg, gedrukt mit des Verfassers Schriften
1752.



Innhalt

en, welche in dem vierten Theil dieser Sammlungen vorkommen.

chten gegen unsern Leib,
· die bösen Säfte zurük trei-
ie Krebs ihre Schalen, und
d Raupen ihre Haut able-
äume nicht so dauerhaftig
8.
. p. 9.
, wie sich die Menschen
ten Misvergnügen über ge-
bewahren können. p. 11.
Namens Schulfuchs, Pe-
6.
Müßiggangs, mit morali-
n und medicinischen An-
chdruckerei, wie auch des
selligen Leben. p. 26.
er Arzeneiwissenschaft vie-
n und gemeinen Leuten er-
ommenen Mannes, nach
dem Hrn. von S. Evre-
Idée de la femme, qui ne
qui ne se trouvera jamais.
t. p. 39.
zu vertreiben. p. 39.
erordentlichen und beson-
45.
Poesie. p. 49.
en. p. 50.
ndlung des Monſ. Reau-
tteln, das Getraide eine
alten. pag. 52.
als einem vor die Kin-
nen Verwahrungsmittel
lschaften. p. 59.
rankheiten aus Unter-
t. p. 63.
tung. p. 71.
n bei dem Hopfenbau.
bildeten Klugen. p. 78.

Von dem Misbrauch der Ehrenwörter, die man Titel nennet. p. 81.
Unterschied der alten und neuen teutschen Rechtschreibung. p. 87.
Von den listigen Verstellungen des weiblichen Geschlechts, in einer Geschichte einer Parisischen Kupplerin. p. 90.
Besondere Observation, daß sich in dem Blute derer mehresten Thiere Eisen befinde. p. 96.
Unschäzbares Arcanum, die Zähne von Jugend auf, bis ins hohe Alter, zu erhalten, auch bei vorfallenden Mängeln oder Schmerzen vollkommen zu curiren, ohne jemals einen Zahn ausnehmen zu lassen. p. 97.
Einige Anmerkungen über die Nattern, von C. J. Sprengel, D. der Arzeneikunst, M. der Königl. Gesellschaft. p. 98.
Phisicalische Nachricht von den Gesundbrunnen überhaupt. p. 99.
Von der Sündfluth, und der jezig so veränderten Welt. p. 114.
Eine Newtonische Abhandlung von dem Vorspiel des jüngsten Gerichts. p. 129.
Ein kurzer Begrif, von der Kunst ein Real-Gelehrter zu werden. p. 145.
Von der Kunst zu trinken. p. 149.
Grundfeste der wahren Staatskunst. p. 156.
Beschreibung, wie die Steinkohlen in einem dazu besonders verfertigten Ofen manipuliret, oder von ihrer Wildnis, um sie zu vieler Arbeit besser gebrauchen zu können, befreiet werden müssen. p. 159.
Das Lob der Bankeruttirer. p. 161.
Gedanken und Anmerkungen vom Landwirthschaftlichen Bauwesen. p. 166.
Uber die Sitten der heutigen Welt, nebst einigen Anmerkungen. p. 173.
Betrachtung von erblichen Krankheiten. p. 177.
Wie sich Eltern, die gesunde Kinder wünschen und verlangen, zu verhalten haben, und vor der Empfängnis derselben sich zubereiten mögen? p. 181.
Von der Ungerechtigkeit einer absoluten Gewalt. pag. 185.
Melson, der betrügliche Dollmetscher. p. 193.
Abhandlung von der verschiedenen Würkung der Arzeneien, in Ansehung ihres verschiedenen Gebrauchs. p. 193.

image
not
available



Kurzer Philosophischer Auszug
von den Pflichten gegen unsern Leib,
Aus der Sittenlehre
eines der vortrefflichsten Weltweisen
unserer Zeiten.



Orandum est ut mens sana, in corpore sano.

Viele der heidnischen Weltweisen haben sehr ausschweiffende Gedanken von dem Leben der Pflege des Leibes gehabt. Weil ...rper für nichts höhers als ...gnis hielten, dessen Ban... zu zeitig brechen könnten, ...ie Verachtung und Ge...keit gegen denselben, in ...eil. ihren Augen eine Pflicht, oder wenigstens eine Nothwehr: und selbst die Ubungen ihrer Sittenlehre, die sie telrstisch nennten, hatten die Absondrung von der Materie und dem Leibe auf eine zimlich grobe Art zum Zweke. Das Lustigste bei einer Narrheit ist allemal, wenn sie mit Gründen beschüzt und mit einer philosophischen Mine gesagt wird. Auch meine ungelehrten

image
not
available

sen hergenommen werden, so ist der
grobe und feine Selbstmord, nebst
der Verwahrlosung des Leibes doch
schon unerlaubt. Der Tod ist ein
Ubel, welches wir nur als weise
Leute ertragen müssen, wenn es
ie Natur, oder eine überlegene Ge-
alt gebeut; und das Leben ein
ut, welches wir nur verläugnen,
s heist auf Befehl höhrer Pflich-
gegen ein noch grösres Gut ver-
schen dürfen. Dies ist keine Ver-
ung zu nennen. Wir sollen
Verschwender unsers Lebens,
auch keine irrdische und nieder-
tige Zärtlinge seyn, die nicht
r denken, als auf den Besiz
andvoll Jahre, die uns auf
zugedacht sind. Der Tod
so viel schreklicher, je unzei-
ist, das heist, je weniger
Zweke dieses Lebens erreicht
und wir sterben um so viel
, je mehr wir überzeugt
wir diesen Zweken ein Ge-
an haben, oder daß wir
t sind.

nus des Lebens erfordert
dheit des Leibes, oder
eit aller seiner Theile zu
zukommenden natür-
ichtungen, welches die
eit dieser Theile in sich
begreifen also die Ver-
für unsere Gesundheit
le Gegentheile dersel-
die Krankheiten zu
d gewisser massen un-
te zu seyn. Eine der

Gesundheit gemässe Lebensart nennen die Aerzte die Diät, und den Inbegrif der Regeln dazu die Diätetic. Es diente also zum unaussprechlichen Nuzen der menschlichen Gesellschaft, wenn ein jeder Mensch eine Art von Diätetic lernte, die er nach seinen eignen Erfahrungen, für sich besonders eingerichtet hätte. Man wird mir zutrauen, daß ich hierdurch den eingebildeten kränklichen Herrn Gottfried Schwach nicht rechtfertige, der medicinische Bücher lieset, um sich alle Krankheiten einzubilden, die er lieset; der sich die Speisen und den Schlaf abwiegt, und aus groser Aengstlichkeit für sein Leben gar nicht Zeit hat, dasselbe zu geniessen. Ich suchte nur meinen Nebenmenschen eine allgemeine Kenntnis von den Regeln einer guten Diät, und eine genaue Beobachtung ihrer eignen Natur anzupreisen. Ein fröliches Herz, gesunde Nahrung, gehörige Wärme, Ruhe, Bewegung und Reinigung, dies sind schon Hauptstüke genug, die wir zur Pflege unsers gebrechlichen Cörpers zu beobachten haben, und deren Grade und besten Gebrauch uns die Aufmerksamkeit auf unsere eigne Empfindungen schon ziemlich lehren kan.

Ein höhrer Grad der Gesundheit gibt die Lebhaftigkeit und Munterkeit des Cörpers; so wie hingegen ein geringer Grad derselben, der schon der Krankheit ähnlich ist,

image
not
available

ken, daß der Nahrungssaft dem ganzen Cörper das Wachsthum gebe, und daß eine der vornehmsten Behutsamkeiten bei der Pflege des Leibes dahin gehen müsse, daß dieser Nahrungssaft aus gesunden Speisen, auf gehörige Art bereitet werde, daß daher alles schwer zu verdauende, und alles die Verdauung hindernde zu verhüten sey. Doch die Mässigung und Tugend bei dem Gebrauch der Nahrungsmittel gehört eigentlicher, in die Sittenlehre.

Aus der Beobachtung der gehörigen Grade beim Gebrauch der Nahrungsmittel, erwächst die Mäsigkeit. Die Sorge für die Gesundheit und Munterkeit des Leibes verpflichtet uns zu dieser Tugend, und zu Vermeidung aller ihrer Gegentheile. Diese sind die Ubermaas in der Speise, die Gefräsigkeit, im starken Getränke, die Trunkenheit, und in beiden, wenn hauptsächlich die sinnliche Wollust des Geschmaks uns hinreist, die Schwelgerei. Die Anmerkung ist hierbei nöthig, daß die Beurtheilung dieser Laster in einzelnen Fällen nicht nach einerlei Maasstabe geschehen kan. Milo der Kunstabler kan ohne unmässig zu seyn vielleicht zweimal so viel trinken, als der kleine Rechenmeister Herr Detri, der bei dem dritten Glase schon unmässig wird, weil er billig nur eins trinken solte. Eben so ist das Fasten, oder die längre Enthaltung von den Nahrungsmitteln, als ein Gegenmittel, der Unmässiigkeit nicht in einerlei Grade, vielen unbedingt vorzuschreiben.

Die Cörper zusammen genommen, mit welchen wir den unsrigen zunächst zu umgeben pflegen, nennen wir die Kleidung. Die Gesundheit, die Erhaltung der natürlichen Wärme, und die Bequemlichkeit bei den Bewegungen des Leibes, ist daher wol das nächste, so bei den Kleidern in Betrachtung kommt. Der Geschmak hat die Verzierungen und die Moden hinzugesezt. Die Ausschweifung in der Menge und Kostbarkeit der Kleider, wird den Namen der Uppigkeit verdienen. Meine Leser werden von selbst sehen, daß diese kein Werk der Natur ist, sondern daß sie eine künstlichere, aber auch thörichtere Erfinderin haben mus.

Geschäfte sind Handlungen dabei wir Zweke haben. Wenn sie also von merklichen Bewegungen des Leibes begleitet werden, so ist klar, daß ihre Stärke und Dauer das Gemüth und den Leib zugleich ermüden; und daß hingegen eine weislich gemäsigte Unterhaltung derselben die Munterkeit des Geistes, und die Lebhaftigkeit des Cörpers befördre. Die Geschäfte selbst also, wenn sie wol geordnet werden, dienen der Gesundheit: und wir sind aus diesen Gründen so wol zur Geschäftigkeit, als zur weislich gemäsigten

image
not
available

zurüke und wer weis wo in Leib hinein führen müsten. Allein diese Furcht ist unnöthig, wenn wir bedenken, wie diese Zusammenziehung der abführenden Canälgen nicht so heftig sey, daß dieselben ganz und gar nichts mehr könnten durchlassen: Alsdenn dauret sie auch nicht lange, sondern wenn das kalte Wasser wieder von der Haut weg ist, so läst sie allmählich nach, und die gepresten Theile restituiren sich gemählich; ja von der Constringirung der Haut und der Gefäsgen werden diese leztre gar in ihrer Kraft die in sich habenden Feuchtigkeiten auszudrüken gestärket. Bedenken wir hierbei vollends das Cap. VI. sattsam erwiesene Vermögen des frischen Wassers in Erwärmung erkälteter Glieder, so sehen wir ganz deutlich, wie dieses dem von ihm besorgten Zurüktreiben völlig widerspreche: Denn ob zwar anfänglich, wenn man das Wasser an den Leib bringet, es durch seine Schwere und Kälte die Haut etwas abkühlet, die Adern drüken und das Geblüt ein wenig von den äusserlichen Theilen abhält, so wird man doch in weniger Zeit wahrnehmen, daß das erstlich kalt gewordene Glied, zumal wann man sich beim Baden wol bewegt und die gewaschenen Theile ein wenig anreibet, wieder warm, ja meistentheils wärmer werde als es vor dem Waschen oder Baden gewesen: Denn man siehet ja, besonders in einem was kalten Zimmer, wie das kalt gewaschne Haupt, oder Schenkel oder Armen anfangen zu rauchen und also die Transpiration befördert werde, ja daß, wenn man sich bald aufs Waschen oder Baden ins Bette gelegt, gemeiniglich ein ziemlicher Schweis sich einfindet. Dieses bezeuget nun unstreitig, daß das durch die äusserliche Zusammenziehung inwendig angehäufte Geblüte nunmehro (wie ein gehemmter Flus nach weggenommener Schuzwehre) mit desto grösrer Gewalt durch seine Arterien den gewöhnlichen Gang gegen die äusserlichen Theile nehme, und sich theils in und unter der Haut ausbreite, theils aber sich durch dieselbe heraus arbeite, da denn vermöge solcher vermehrten Ausdämpfung auch zugleich diejenigen Säfte, welche die Natur bei mancherlei Krankheiten ausdämpfung auch zugleich diejenigen Säfte, welche die Natur bei mancherlei Krankheiten auszuwerfen intendiret, können füglich fortgeschafft werden, zumal wenn man dabei fleissig trinket, und also damit die zurük und inwärts hinein dringenden Feuchtigkeiten wieder nöthigt, ihren Marsch dahin zu nehmen, wo sie her gekommen sind und guten Raum finden. Hieraus erhellet nun, daß das kalte Waschen den Ausflus der bösen Feuchtigkeit eher befördre als hindre; und wir können auch darthun, daß es so gar den aus andern Ursachen billig besorgenden Zurükflus derselben gegen das Innere des Leibes zu hintertreiben geschikt sey, besonders, wo Grinde und Schurffen an der Haut zugegen sind. Diese Ausschläge zeugen, daß an der Haut in den zerrissenen und zerfressenen Mündungen der Pororum und Vasorum eine ausgetrettene scharfe, zehe Feuchtigkeit anzutrefen, welche immer heraus sikert und an der Luft verdikt und ausgetroknet wird. Unter diesen äusserlich grossen Grinden und Schurffen bleiben die bösen Säfte zwar stokend, doch noch flüssig, und weil überall an der Haut einsaugende Gefäsgen gefunden werden, so können dieselben das subtilste von der extravasirten Materie einnehmen, und es wieder dem übrigen Geblüte communiciren, dadurch denn solches aufs neue verunreinigt, und also die Ursache des Ubels unterhalten und die Cur verzögert wird. Wenn man aber die Grinde und Schurffen fleissig mit Wasser aufeuchtet, so werden sie erweichet, daß sie entweder abgehen oder doch die hinter ihnen stokenden Feuchtigkeiten Luft bekommen heraus zu brechen, da sie denn vom Wasser abgespühlt werden, daß sie nicht in die Vasa resorbentia sich ein- und durch dieselben weiter zu den inwendigen Theilen fortschleichen.

Wenn

image
not
available

kan er nicht gar zu alt werden. Die Ursache ist, weil jener mehr den verzehrenden Dingen kan wiederstehen als dieser. Dahero schlagen auch jener Art Bäumen langsamer aus, und verliehren ihre Blätter später als diese. Denn aus dem langsamen Ausschlagen kan man schliessen, daß ihr Saft beständiger, und sich nicht so leicht zerstreuen lasse als dieser ihrer. Man kan es auch an den guten Bäumen sehen, unter welchen die Johannesbeeren viel eher ausschlagen, als die Kirschbäume, aber diese gehen in der Dauer jenen weit für.

Abschilderung dererjenigen Leidenschaften, die das Leben der Menschen verkürzen.

Von dem Selbstmord.

WEnn ich die Gemüthsfassungen untersuche die den Selbstmord, hervor bringen können, so ist vielleicht eine natürliche Schwermuth und Tiefsinnigkeit unter allen noch die unschuldigste; Leute dieser Art sehen die Welt in einer immerwährenden Dämmerung. Ihre Seele leidet von der Unbequemlichkeit ihrer Wohnung, und der ängstliche Umlauf ihrer schwarzen Säfte, beklemmet alle ihre Gedanken. Die schönen Morgen und die Frühlinge scheinen ihnen umsonst. Ein diker Nebel verfinstert die ganze Schöpfung, und ihr Herz verschliest sich auf ewig der Ruhe, der Frölichkeit, der Hofnung und dem erleichternden Scherze. In diesem Zustande darf eine Sorge sie beunruhigen, eine Noth des Lebens sie trefen, oder nur ein Wunsch ihnen misrathen, so scheint das ganze Leben ihnen nicht mehr der Mühe werth. Der Grund ihres Herzens wird aufrührisch, und bricht in die unholde Schwermuth und Verwirrung aus, die sich nur verhalten hat. Ihre Wuth ist der Paroxismus einer Krankheit, und ihre Entschliessungen gleichen den Gesprächen eines Mondsüchtigen. Die Welt ist menschlich genug, diese Unglükseeligen zu bedauren, und in jener Welt finden sie einen Richter, der bey der höchsten Gerechtigkeit zugleich allwissend und barmherzig ist.

Eine zweite Gattung geben die Selbstmörder aus Grundsezen ab. Die Lehrgebäude dieser Unglükseeligen beruhen auf verkehrten Meinungen von ihrer eigenen Natur. Wenn die eine Secte derselben, die unter den wizigsten Völkern des heidnischen Alterthums herrschte, der Seele eine chimärische Hoheit und Abhängigkeit gab, und den Leib dagegen als ein armseeliges Sclavenhaus betrachtete, auf dessen Zerstöhrung der Zuwachs unserer Freiheit und Tugend beruhte; so erniedrigen die heutigen Freigeister insgemein die Seele, verwandeln dieselbe in einen Haufen Materie, die durch die Trennung vom Leibe verfliegt, und gewähren dem Selbstmorde die lezte Zuflucht aus der Noth dieses Lebens in eine völlige Vernichtung. Es zeugt von einem sehr schlechten Fortgange der Vernunft und Wissenschaft, von einer vorsezlichen Verachtung des göttlichen Wortes, und von einer verworffenen Niederträchtigkeit des Herzens, daß man noch in unsern Zeiten so zu denken im Stande ist. Je deutlicher und gewisser aber die Wahrheiten von einem künftigen Leben und von den natürlichen und willkührlichen Strafen oder Belohnungen unserer Werke, durch die Vernunft und Offenbahrung erkannt werden, je leichter ist die Grundlosigkeit dieses Systems einzusehen, und je bedaurenswürdiger ist das Schiksal derer die es annehmen. Wenn unser Cörper ein wundervolles Kunststük eines allweisen und allmächtigen Wesens ist, welches durch eben die gütige Hand die es erbauet hat, zu den weisesten und erhabensten Zweken erhalten wird; wenn die Gründung und Zeitigung unserer Einsicht, Tugend und Glükseeligkeit an dis zeitliche Leben gebunden ist, und die guten oder bösen Folgen dessel-

image
not
available

Endlich gibt es Zwischenzeiten im Leben, daselbst die deutlichste Erkenntnis durch die Leidenschaften verfinstert, und der Mensch einem Ohngefehr übergeben zu seyn scheinet. Die Gefahr ist in dieser Verwirrung doppelt, dann man ist geneigt, Widersinnisch zu wählen, und eine schlechte Wahl mit Ungestümm zu verfolgen. Keine Art zu denken aber ist aufgelegter einen Menschen vollkommen zu verderben. Sorge, Furcht, Liebe, Wuth, Verzweiflung, alle an sich gefährliche Begierden dürfen nur noch einen Schritt thun, um nach der Redensart der Schrift eine Traurigkeit der Welt zu werden, die den Tod würkt. Tausend Selbstmörder haben in diesem Schwindel Warheit, Tugend und Natur vergessen, und sich erst wieder besonnen, wenn der tödliche Stos schon geschehen war. Sie haben einer Kleinigkeit und Thorheit ihr Leben aufgeopfert, und diese Kleinigkeit und Thorheit erkañt, ehe sie noch gänzlich starben. Man mus einem vernünftigen Wesen auf diese Art die Augen gleichsam verbinden, wenn man begreifen will, wie es sich eines Spieles, einer Buhlerin, einer Erbschaft oder eines Tituls halber in das Grab stürzen, und überhaupt eines zeitlichen Guts wegen, gesezt auch, daß es ächt und wichtig wäre, sich selbst ewig unglüklich machen kan. Alle Schäze dieser kurzen und flüchtigen Zeit, sind sowol als die Sorgen und Schmerzen dieses Lebens unendlich klein und unerheblich, wenn man sie gegen die Glükseeligkeiten und Qualen jener Welt berechnet. Wenn daher Vernunft, Glaube und Hofnung die Widerwärtigkeiten der Zeit übersteht, und die Vergnügungen derselben verläugnet; so erligen die Sclaven der Leidenschaften und des Unglaubens unter der gegenwärtigen Noth und verläugnen in der Sättigung ihrer stürmischen Begierden ein unsterbliches Glüke. Wuth und Selbstmord gibt ihnen ein gewisses finstres Vergnügen, welches allemal den Fortgang der Begierde begleitet; dieses Vergnügen aber ist, ihren Feinden, der Welt und GOTT zum Troze den Willen zu haben, indem sie sich das Leben nehmen.

Heilsame Vorschläge, wie sich die Menschen vor einem lasterhaften Misvergnügen über gegenwärtiges Leben bewahren können?

So fürchterlich der Vorsaz seyn mag, die Tage unsers Hierseyns zu verkürzen; so unedel und kindisch ist oft der Wunsch dieselben zu vervielfältigen. Das gegenwärtige Leben mit allen den erhabenen Zweken, die den Werth desselben ausmachen, erschöpfft dennoch die ganze Bestimmung unserer Natur bei weitem nicht. Die Absichten der ewigen Vorsehung gehen mit uns so weit, als unsere Unsterblichkeit, und die Möglichkeit neuer Verbesserungen unsers inneren und äusseren Zustandes reichen. Der handelt niederträchtig, der nicht die erhabensten Zweke zu seinem Augenmerk machet; und der denkt kindisch, der geringerer Vortheile nicht vergessen kan, wo es auf die Vollendung einer ewig daurenden Glükseeligkeit ankommt.

Es würde zu weitläuftig seyn, die Gründe nach der Zahl zu untersuchen, wodurch das gegenwärtige Leben uns so unschäzbar und der Verlust desselben so unerträglich wird. Es läuft alles dahin aus, daß wir nach Grundsäzen leben, die mit der Ehre unserer Natur nicht bestehen können; daß wir das Sichtbare und Gegenwärtige, dem Unsichtbaren und Zukünftigen vorziehen; daß wir ein dürftiges, mühseeliges und hinfälliges Leben für den Zwek unsers Daseyns und für die ganze Glükseeligkeit halten, die für uns bereitet ist. Demjenigen der den ganzen Entwurf seiner Bestimmungen und Veränderungen niemals untersucht und aus Uberzeugung genehmigt hat, kan man es so gar nicht einmal verdenken, wenn er dis Leben uneingeschränkt liebt, und vor dem Verlust desselben trostlos erzittert.

image
not
available

nere, die er bereuen dürfe, eine einige ausgenommen. Er starb, und erfüllete die Welt mit Wehklagen, und mit einem so einträchtigen Trauren, als ob ein einiges Geschlecht seinen Vater begrübe. Niemals gewis, hat die Verzweiflung schön geschienen, als nur bei dem Verlust eines so schönen Lebens. Wie glüklich würden wir uns schäzen, wenn die Trostgründe, die wir wider die Verkürzung eines edlen Lebens nunmehr anweisen wollen, einer so schönen Traurigkeit gewachsen wären.

Einmal: Da die Absicht meines Aufenthalts auf Erden ohnfehlbar dahin geht, daß ich zuförderst mich selbst und alsdenn auch meine Nebengeschöpfe glükseelig zu machen suche: so sehe ich gar wol ein, daß es mir gleichgültig seyn müsse, wie lange oder wie kurz mein Leben auf dieser gegenwärtigen Welt daure. Ich würde nur alsdenn zu beklagen seyn, wenn meine eigene Glükseeligkeit nothwendig eine lange Reihe von Jahren erforderte, und wenn die Verbesserungen meiner Natur von der Zeit abhiengen. Nur alsdenn würde der Anblik eines frühen Todes mich trostlos machen, wenn das Wachsthum meines Geistes an die Auswiklung meines Leibes schlechterdings gebunden wäre, und wenn die Jahre, die meinen Cörper bilden, auch meinem Herzen die Gestalt gäben. Aber nein, ich bin über Zeit und Unglük erhaben, und die die Veränderungen meines Geistes sind geschwinder als die Flucht der Augenblike. Warheit und Tugend binden sich an die Zahl meiner Monden nicht, und machen mich in jedem Alter, nach meiner Fähigkeit glükseelig. Ich weis es, daß ich die Glükseeligkeit meiner Nebengeschöpfen befördern soll: Aber ich sehe zugleich überzeugend ein, daß nichts als der aufrichtige Vorsaz es zu bewerkstelligen, in meiner Gewalt stehe. Ich bin zu ohnmächtig mir die Gelegenheiten dazu zu veranstalten, und meine Stellung in der Welt so zu verändern, daß ich in die allgemeine Glükseeligkeit nach dem Wunsch meines Herzens einfliessen kan. Folglich habe ich das meinige gethan, wenn ich Menschenliebe und allgemeine Gütigkeit in meinem Herzen angebauet habe, gesezt auch, daß sie der Welt niemals sichtbar geworden wären. Ich sterbe also schon unschuldig und zufrieden, wenn ich mich selbst glükseelig gemacht und die Wohlfahrt meiner Mitbürger aufrichtig gewünschet habe.

Zweitens: Vernunft und Religion überzeugen mich, daß kein Tod er sei so frühzeitig als er wolle, das Wachsthum meines Geistes und meiner Glükseeligkeit unterbreche. Solte ich wol Ursach zu klagen finden, daß ich den Schauplaz meiner Veränderungen vertausche, ohne im geringsten etwas dabei zu verlieren? Ich bleibe der, der ich hier gewesen, und mein innerer Zustand erfährt keinen Wechsel. Selbst meine äusseren Verhältnisse, weit gefehlt, daß sie eine nachtheilige Veränderung erfahren solten; so habe ich vielmehr Hofnung, daß sie in der zukünftigen Welt auf das vortheilhafteste für mich eingerichtet seyn werden. Die Warheit die ich hier in der Dämmerung erblikt, soll mir dort aufgedekt vor Augen ligen; und die unerfüllten Vorsäze die ich hinüber bringe, finden ohne Zweifel ihre Gelegenheit in der Stadt GOttes. Wie sicher und glüklich werden da meine ersten Versuche seyn, die Glükseeligkeit meiner Mitbürger zu befördern, und die Pflichten der allgemeinen Gütigkeit thätig zu erfüllen!

Drittens: Da die Welt in allen ihren Scenen, unter der genauesten Aufsicht und Anordnung des ewigen und allgemeinen Beherrschers aller Dinge stehet; so überlasse ich es seiner Einrichtung ohne Bedenken, für welchen Auftritt der Wesen er mich eigentlich aufgehoben habe. Könte die Zeit mit den unendlichen Jahren v. Ewigkeit im geringsten in Vergleichung kommen; so würde ich mit mehrerm Rechte sagen können, daß Greise mehr als ich, für die gegenwärtige Welt

image
not
available

jeder dem Stande der Gelehrten beileget.

Ein Regent, den Cronen und Scepter schmüken, und der auf der Welt die höchste Ehre hat, weil keiner, wenigstens in seinem Lande höher und vornehmer ist, als er, machet sich dennoch eine Ehre daraus, wenn er selbst das Verdienst der Wissenschaften besizet.

Liesebergen, ein Stuzer am Hofe, schilt auf die Petanten, nemlich die Gelehrten, aus allen Leibeskräften, und spottet ihrer bei aller Gelegenheit: weil dis die vertiefelten Kerls sind, die die Schuld haben, daß von Liesetchen bisweilen etwas mehr erfordert wird, als einen steifen Reverenz zu machen; eine Gesundheit nach den besten Nürnbergischen oder Augsburgischen Gesundheitskarten auszutrinken; ein Frauenzimmer an die Hand zu nehmen und herumzuführen u. s. f. Aber es solte sich bei allen dem nur einer unterstehen, ihm den Namen streitig zu machen, daß er selbst nicht studiret hätte, d. i. auf Universitäten gewesen wäre, mein Liesebetchen würde das hizige und kalte Fieber in einem Augenblike bekommen.

Koriander hat Rang, Geld und Uberflus. Aber dennoch bedauret er, daß er kein Gelehrter sei.

Sind dieses nicht Beweise genug für den vornehmen Orden der Gelehrten? Es ist also kein Wunder, daß eine gewise Nation von Leuten, die nicht weis, was ein Gelehrter ist, und worunter viele selbst von denen gehören, die auf Universitäten gewesen sind (denn studiret haben, kan ich nicht sagen) eine Gelegenheit mit Freuden ergreifen, wodurch sie jene nach ihrer Meinung beschimpfen können, die klüger sind, als sie. Das Wort Schulfuchs und Petant mus hier alle Augenblik herhalten.

Von dem Ursprunge dieses Wortes finde eine artige Nachricht in des Paulini geist- und weltlichen Merkwürdigkeiten. Dieser meldet uns in dem Kap. vom Ursprunge der Schulfüchse, zweibeinigten Hasen, und academischen Schafkäse p. 179. (I. Th.) folgendes:

"Die hohe Schule Jena hat manches "Sprichwort in die Welt gepflanzet, derer "ich für dismal nur 3 anführen will, und "zwar erstlich von den Schulfüchsen. M. "Casp. Arnurus, auf teutsch Lämmerzahl "von Ilmenau gebürtig, Prof. Log. & "Ethices, ein frommer gelehrter Mann, "der mehr im Gehirne hatte, als ihm "eben forne an der Pfanne herausgukete, "dabei aber ein blödes Thier, so immer "sorgete, der Himmel möchte bersten, "und ihm auf die Platte fallen. Nun trug "dieser schlecht und recht einen Mantel "mit Fuchsbälgen gefüttert; damit wanderte er nach dem Katheder. Die Studenten, so dergleichen Habits nicht gewohnt waren, sonst auch des guten "Manns Wiz und Verstand, wie gemeiniglich, nur nach dem äuserlichen Scheine abmasen, und ihn also nicht für voll "achteten, gaben ihm den Namen eines "Schulfuchses, welches Wort durch ganz "Teutschland ausgestreuet, wiewol der "zehente kaum den eigentlichen Ursprung "weis, und so ferner.

Hiernächst liefert Hr. Paulini auch die Nachricht von den zweibeinigten Hasen, und academischen Schafkäsen. Von dem Worte Philister finde ich nichts bei ihm: da sonst bekannt ist, oder wenigstens dafür gehalten wird, daß die Herren Bürger auf Universitäten diesen leidigen Namen ebenfalls demselbigen Orte zu danken haben, wo das Wort Schulfuchs nach Hrn. Paullni Zeugnisse entstanden ist. Wo man das lateinische oder französische Pedant hin rechnen sollen, darüber haben sich die Gelehrten selbst lange gestritten (S. Heider. Orat. I. de vulpec. Scholast.) Der grosse Göttingische Polyhistor, Hr. D. Heumann, hat uns den Ursprung desselben zuerst entdeket, und zwar mit solcher Wahrscheinlichkeit, die wol für eine Gewisheit gelten kan. S. dessen Epist. de tit. petantæ ad B. Stoll. Poec. T. II. L. I. p. 80.

der Ubung gebracht haben. Allein, statt dieser gezwungenen Mässigkeit im Trinken, herrschet im Gegentheil die gröste Schwelgerei in der Art Tafel zu halten, und allerhand Speisen aufzutischen. Alles hat sich hier in ein künstliches Gemengsel von seltsamen Gerüchten verwandelt. Die Gäste werden mehr zu Zeugen einer verschwenderischen Pracht, als zum Genus einiger schmakhaften Speisen eingeladen. Die Kunst, die ich sonst allenthalben verehre, ist hier so übel angebracht, daß sie uns schier um Gesundheit, Leib und Leben bringt. Seneca sagte schon zu seiner Zeit, daß die vielerlei Speisen auch vielerlei Krankheiten verursachten. Die Folgen davon waren nicht minder unglüklich für den Staat: dieser wurde mit krank: Die mächtige Römer, die grosmüthige Bezwinger der Welt, wurden nicht so bald durch ihre Wollüste verzärtelt, so machte sie auch diese Verzärtlung weichlich, furchtsam, und niederträchtig: sie wurden von ihren Kaisern, und diese wiederum von barbarischen Völkern aufgerieben. Wir haben vor diesem ihren Tugenden nachgeahmet; was können wir uns für ein Schiksal versprechen, da wir ihren Lastern folgen?

Wie unschuldig, wie vergnügt kamen vor Zeiten gute Freunde zusammen! Es stöhrte deswegen keiner den andern in seinen Geschäften; sah einer, daß der andere zu thun hatte, so gieng er wieder weg. Man nahm sich einander nichts leicht für übel; man as miteinander, à la fortune du beau, wie es die Franzosen nennen: Dieses geschah ohne Geprange, ohne Weitläuftigkeit, mit wenig Kosten ohne Uberflus; keine Frau verzog leicht darüber das Gesicht, wenn etwa ein Gast von ungefähr sich meidete. Die Bande der menschlichen Gesellschaft wurden durch solche Vertraulichkeit noch immer stärker, und in dem man ohne Zwang und ohne Ungemächlichkeit beisammen seyn konte, so empfand man auch dasjenige Vergnügen, welches das gesellige Wesen schenket, und welches uns heut zu Tag schier unbekannt ist. Alle unsere Gesellschaften und Zusammenkünfte sind abgezirkelt. Man macht die Anstalten darzu viele Tage voraus: Man erschrikt, wenn jemand unangemeld ins Haus tritt: Man ängstiget sich über ein Stäubgen, daß der Besen verschonet hat, oder über einen Fleken, den niemand wahrnimmt. Man bittet sehr um Verzeihung, daß man nicht völlig angekleidet, frisiret und geschmieret ist; nicht anders, als ob man ein groses Verbrechen begieng, daß man sich nicht vortreflicher antreffen lies, als einem Stand, Glük und Natur gemacht haben.

Doch die Zeit kommt, da man sich in der Gesellschaft zeiget: Welcher Zwang! Alle Worte, alle Minen, alle Gebehrden, alles ist hier abgemessen: Man sezt sich in einen Zirkel, man betrachtet sich einander von oben bis unten. Das sonst geschwäzige Volk, unterhält sich so lang mit einigen Grimassen, bis das Spiel beginnet anzufangen. Wann dieses zu Ende ist, so gehet man in eben solchem Gepränge wieder von einander, wie man zusammen gekommen ist.

Einmalen wurd ich in einer solchen Zusammenkunft ein paar alten Damen zu theil: Sie spielten scharf, und sahen mich für lauter baar Geld an; ich hätte mich gern mit 1. paar Ducaten losgespielet; allein so gut wurd es mir damalen nicht. Die Zimmer waren krell geheizt: Alle Fenster und Thüren wol verwahrt: ich schöpfte vergebens nach frischer Luft. Mit einem Wort: ich wurde recht warm gehalten. Verlohr eine von meinen Damen ein Spiel, so hatte ich nicht recht gespielt; ich muste darüber die Wirkung ihres Zorns empfinden, die Scharfsinnigkeit ihrer Urtheile bewundern, und um Vergebung bitten. Dieses war nicht genug: Eine von diesen klugen Spielerinnen bediente sich beständig eines Fernglases, und indem sie that, als ob sie damit anders wohin sehen wolte, drukte

ge wieder auf, und läst nun solche zum Troz der Gläser und Schüsseln noch weiter herunter hängen als zuvor.

Diese Modenveränderung herrschet in allen Dingen, und verursacht einen nicht geringen Schaden in den Haushaltungen, z. E. in dem Silbergeschirr, welches man immer nach der Mode wieder neu herum schmelzen, und bald kraus, bald glatt, bald durchbrochen, bald erhaben, bald gebunden, bald oval, bald wieder auf eine andere Art arbeiten lässet. Vor Alters machte man sich eine Ehre daraus, dergleichen Geschirr von seinen Vorfahren aufzuweisen und damit zu brangen. Heut zu Tag schikt man aus einer blosen Modenarrheit, das alte, von seinen Eltern geerbte, und öfters auf das künstlichste ausgearbeitete Silberwerk in die Münze, und kauft dafür ein neues, welches, wenn es ein paarmal gebraucht ist, nicht selten bei einem Juden versezt wird.

Noch alberer, und eben so schädlich sind diejenige Misbräuche, die man bei Gelegenheit der Kindtaufen, Hochzeitē, Leichenbegängnussen und dergleichen, als einen Wohlstand zu beobachten pflegt. Seit dem die Menschen die Aufrichtigkeit verlohren haben, treiben sie alles auf den blosen Schein, und auf ein äuserlich verstelltes Wesen. Dieses gibt im bürgerlichen Leben Anlas zum Pracht und zur Hoffart; im geistlichen Leben aber, zur Heuchelei und zur Scheinheilichkeit. Wir übermachen es in allen äusserlichen Geprängen, und lassen es lieber an dem nöthigen und nüzlichen ermangeln, um, wie wir Teutsche sprechen, einen grosen Wind zu machen. Hier hat ein ehrlicher Mann zu thun, daß er mit Ehren durch die Welt kommt. Ich sage nicht, daß er sich als ein wirklich ehrlicher Mann sich betrage, Treu und Zusag halte, niemand beleidige noch unrecht thue, den Seinigen wol vorstehe, und zugleich als ein wahrer Patriot mit auf die Wohlfahrt des gemeinen Wesens denke: Dieses sind nur Kleinigkeiten, die kaum ins Auge fallen, und davon man eben so wenig spricht; Es sind weit andere Dinge, die uns das Ansehen der Welt, und den Beifall der Menschen erwerben. Hier mus alles glänzen und in die Augen fallen: Palläste, Zimmer, Geschirr, Leibdiener, Pferd und Wagen, Titel, Würden, Wappen, Ahnen, geborgt oder eigen, wer nur das Herz hat sie zu führen; Sehet, das bringt Ehre, und gibt einen Rang vor allen armen Tugenden und Wissenschaften.

Wolte man aller Misbräuche hier erwehnen, so müste man ein eigenes Buch darüber schreiben, und doch würde man kaum damit fertig werden. Theils sind durch eine lange Gewonheit privilegirt worden; Theils ziehen ihren Ursprung von der Clerisei und von alten Weibern, die solche zu ihrem Nuzen erfunden haben. Theils haben wir solche denen eitelsten und hochmüthigsten Leuten zu danken. Allesammt aber, rühren dieselbe von einer närrischen Nachahmung her, da immer einer es dem andern sucht nach zu machen, ja in gewisen Fällen aus Ehrgeiz noch vorzuthun. Je weniger man sich hier den Gewonheiten widersezet, je stärker werden sie in ihren Fortgängen, dergestalt, daß wo die Obrigkeit nicht selbst eine Ordnung in solchen Fällen gemacht hätte, welche den Wolstand des gemeinen Wesens betrefen, so wären die Misbräuche zu einer solchen Weitläuftigkeit gediehen, daß endlich lauter Unordnung daraus entstanden wären.

Bei allem dem aber ist zu verwundern, daß man noch nicht die unverschämte Betteleien bei den Kindtaufen abgeschaft hat. Ich will nicht sagen, wie wenig die dabei übliche Ceremonien mit den einfältigen Gebräuchen der ersten Kirchen übereinstimmen. Es ist löblich, daß man damit so andächtig und christlich zu Werke gehet, als möglich. Allein, was sollen dabei die Gevatterleute? sie sollen versprechen, sich des jungen Taufpaten in Er-

II.

Die Hofnung der Besserung unserer Zeiten und Sitten, beruhet vornemlich auf dem edlen Entschlus einiger grosmüthigen Seelen, welche das Herz haben dem gemeinen Wahn zu widersprechen, und eine Lebensart zu erwehlen, nicht wie der thörichte Gebrauch uns solche vorschreibet, sondern wie es der wahre Wohlstand und eine von Vorurtheilen gereinigte Vernunft von uns erfordert.

Es ist zu verwundern, daß da in der Welt schon so viele Ordens-Gesellschaften sind aufgerichtet worden, noch niemand den Einfall gehabt hat, eine Gesellschaft zu Abstellung der Misbräuche einzuführen. Unser eigner Vortheil solte uns darzu bereden, wenn wir auch auf den gemeinen Nuzen nicht denken wolten. Denn alle Misbräuche, wie wir solches im vorhergehenden gesehen, haben einen heimlichen Zwang, und nähren dabei einen gewissen Verdrus; Alle Menschen sind nach ihrer Art damit geplagt, und die wenige, die davon einen Nuzen haben, sind kaum eine Ausnahme von der Regel.

Will man damit so lang zusehen, bis eine vernünftige Policei denen verderblichen Misbräuchen Maas und Ziel sezet, so weis man aus langwieriger Erfahrung, daß es der Obrigkeit ihre Sache nicht ist, mit so vielerlei Kleinigkeiten sich abzugeben: Sie sind damit zufrieden, wenn sie nur denen Ausbrüchen der gröbsten Laster begegnen und die daher rührende Verbrechen, durch ihr richterliches Strafamt, in die Ahndung nehmen können.

Lasset uns demnach die edle Kühnheit fassen, einer närrischen Mode, welche die alberste und oft schädlichste Dinge zu einem Wohlstand macht, uns herzhaft zu widersezen. Lasset uns dagegen eine Lebensart unter uns einführen, die so angenehm als vernünftig, und so leicht als tugendhaft sey. Warum solten wir uns nicht mehr Ehre daraus machen, durch etwas guts uns auszuzeichnen, als etwas thörichtes mitzumachen.

Allein was werden die Leute sagen? Dieses ist der gemeine Einwurf. Ich mus bekennen, daß in vielen Stüken die Auszeichnung etwas lächerliches hat, und daß wir deswegen anderer Menschen Urtheil mit nichten verächtlich halten sollen.

Wir müssen in vielen Umständen des Lebens, uns nach den überhaupt angenommenen Meinungen richten, und nicht zur Zeit einen Klügling abgeben wollen. Wo aber viele vernünftige Leute mit einander übereinstimmen, da kan man sicher den Meinungen eines leichtsinnigen Volkes entgegen handeln, und zur Noth sich ihren nichts bedeutenden Urtheilen Preis geben; Dann diesen ist man ohnedem unterworfen. Man mache es wie man wolle, so kan man es doch niemals nicht allen Leuten recht machen.

Die Vernunft aber hat deswegen doch noch immer ihren starken Anhang unter den Menschen, die wenigste können derselben ihren Beifall versagen. Nur mus man damit behutsam zu Werk gehen, und indem man einigen Thorheiten sich widersezet, nicht auf andere verfallen, die noch lächerlicher sind.

Also gibt es gewisse Leute, die durch ihre Auszeichnungen sich mit Fleis denen Spöttereien der Welt aussezen, um desto frommer und andächtiger zu scheinen: Sie seufzen, wenn andre lachen, und lachen wenn andre seufzen: Sie lehren den Reichen die Verachtung der zeitlichen Güter, und helfen ihnen solche andächtig mit durchbringen. Die Sorgen der Nahrung beschweren sie nicht, denn sie nehmen allenthalben vorlieb mit dem was sie finden. Sie kleiden sich schlecht und bekümmern sich um keine Moden. Sie verachten andere, und halten sich desto höher. Sie gehen müssig, um an den Seelen zu

image
not
available

Es solte allerdings ein schönes und löbliches Werk für einen grosen Landesfürsten seyn, wann er eine eigene Ordensgesellschaft, zu Abstellung der im gemeinen Wesen herrschenden Misbräuchen errichten würde, und selbst davon der Stifter und das Haupt abgeben wolte; Denn die Misbräuche verursachen in einem Land grosen Schaden. Man darf zu dessen Beweis nur die einzige Französische Modenaffereien anführen. Was aber einem Land schädlich ist, das ist auch einem Fürsten schädlich. Ich bin versichert, eine solche Ordensgesellschaft solte von einem ausnehmenden Nuzen seyn.

Zum Ordenszeichen könte man ein gewisses hieroglyphisches Sinnbild, zum Exempel, eine rund gekrümte Schlange, mit einem Dreiek in der Mitten erwählen; und dadurch die Richtigkeit der Vernunft, und den Zusammenhang der Weisheit in dem Leben eines klugen Menschen anzudeuten. Man könte den Orden nach einer üblich Französischen Benennung l'Orde du Bonsens, oder den Orden der Vernunft betiteln; Wie man dann dergleichen neuere Orden verschiedene hat, die allesammt doch keinen weitern Nuzen im gemeinen Wesen haben, als daß sie ein Knopfloch, woran sie mit einem Bändgen hängen, zu zieren pflegen, dergleichen sind z. E. die kleine Orden de la Fidelité, du Merite, de la Generosité, de la Noble passion, de la Sincerité &c.

Man müste es aber bei diesem neu zu stiftenden Orden, nicht wie allhier, bei dem blosen Ehrenzeichen bewenden lassen, sondern es müsten sich auch die Glieder desselben ernstlich bestreben, denen Sazungen und Statuten des Ordens gemäs sich aufzuführen.

Diesen Orden müsten nicht allein das männliche Geschlecht führen, sondern es müsten insonderheit die Damen auch damit beehret werden; Dann dieses in Beobachtung des heiligen Wohlstandes so eifrige Geschlecht, hat (wann ich es anders sagen darf, ohne einen Krieg mit ihnen zu bekommen,) eben dadurch die meiste Misbräuche aufgebracht. Weil sie aber zugleich darunter auch das meiste leiden müssen, ohneracht unsere Unachtsamkeit öfters so gros ist, daß wir ihnen kaum die Ehre erweisen, alle Artigkeiten, die sie in Zwang sezen, zu bemerken; So solte derjenige bei ihnen billig einen Dank verdienen, der es dahin bringen könte, daß der Wohlstand für sie nicht mehr so peinlich wär. Denn ich seze voraus, daß man bei Abschafung der Misbräuche, auch auf ihre Gemächlichkeit mit sehen, und ihnen die Freiheit lassen würde, sich so gemächlich und vernünftig zu kleiden, als sie immer wolten. Die Französische Modenschneider, als die Henker ihrer zarten Leiber, würde man ins Stokhaus verweisen, und die verzweifelte Haarfrisirer, welche mit ihrem Sängen und Brennen die arme Köpfe so jämmerlich handthieren, würden gleichen Lohn bekommen. Unsere Küchen, Haushaltungen und Visitten, die uns bisher in so manchen Zwang, und in so viele unnöthige Kosten gesezt haben, würden allem Vermuthen nach auch einen andern Wohlstand bekommen. Die Verliebten würden einander ehlichen können, ohne sich vor den grausamen Weitläuftigkeiten und Unkosten zu fürchten, die den Stand neuer Verlobten zu ängstigen pflegen. Die Toden würden gemächlich in die Erde kommen, ohne zu guter Lezt durch allerhand Crimassen den Lebendigen noch beschwerlich zu seyn. Die Ankunft der Neugebornen, würden eben so wenig Lermen machen, als der Abschied der Verstorbenen. Man würde Mittel finden, einem Kind die heilige Tauf zu geben, wenn auch gleich die Eltern zu blöde wären, ein paar Gevattersleute darzu zu erbetteln. Den Geistlichen würde es auch nicht mehr so übel lassen, wann sie weniger um ihren Rang, um ihre Titel, und um ihre Einkünfte bekümmert wären. Die Franzosen würden ihre leichte Waaren und silberne Lümpergen,

image
not
available

rad derselben abgibt. Die Kräfte der Cörper und einfachen Wesen sind in so weit tod und abgestorben als die Bestrebung und der Hang zu würken, nebst dem Daseyn der ihnen eignen Handlungen aufhört; so wie hingegen die Menge, die Gröse und der Adel dieser Handlungen, die Gröse und Vortreflichkeit des Lebens und der Kraft beweiset. Der Tod hat in allen seinen Bedeutungen etwas ödes und schröfliches, und das Leben hingegen den beständigen Nebenbegrif einer gewissen Zulänglichkeit, Munterkeit und Freude. In dem Verstande lebt die ganze Schöpfung. Alle Kräfte derselben würken zur Ordnung und Schönheit des Ganzen, zur Glükseeligkeit der Geschöpfe und zur Ehre des Schöpfers. Nur die freigeschafne Creatur macht hiervon eine unglükliche Ausnahm. Sie erniedriget ihr Leben durch Müssiggang oder Kleinigkeiten; die indessen die fühllose Materie von dem Weltkörper an, bis auf die Ameise, ein jedes in seiner Sphäre würksam ist; da die Thiere, die Pflanzen und Metalle sich in ihrer Ordnung lebendig und thätig erzeigen. Ich weis daher nicht wie ich einen Menschen nennen soll, der gar nichts von demjenigen thut, um dessentwillen er eigentlich ein Mensch ist. Er ist gewissermassen an sich ein Selbstmörder, und an der übrigen Welt ein Betrüger. Da ich indessen bemerke, daß es unter sehr vornehmen und begüterten Leuten viele solcher Kürbisse gibt, als mein Nachbar der Perükenmacher; so glaube ich daß folgende Betrachtungen nicht unkräftig seyn möchten, vielleicht einige derselben wieder in lebendige Menschen zu verwandeln.

Erstlich schwächt der Müssiggang und die Unthätigkeit unsre Natur ofenbar, wogegen der Fleis und eine edle Arbeitsamkeit dieselbe erhöhet. Man darf die Stärke der Ubung und der Gewonheit nebst dem gewöhnlichen Wege des Abnehmens, des Vergessens und Verfalls nur ein wenig kennen, um dis zu begreifen. Je mehrere und je grössere Handlungen wir würklich vornehmen, je mehrere und je grössere werden uns möglich, je grösser wird folglich unser Vermögen unsere Kraft, und unsere Natur. Der Fleis und die Ubung gibt daher die Leichtigkeit, die Geschwindigkeit und das Vergnügen bei dem Fortgange unsrer Handlungen, wodurch sie uns wie natürlich werden. Je weniger wir hingegen würklich thun, je mehr wird uns mit der Zeit schwer, unmöglich und verdrüslich, je mehr verfällt also unser Vermögen, unsere Kraft und Natur. Wer kennet nicht vortrefliche Köpfe, die durch Fleis und Bemühung aus dem untersten Pöbel aufgestanden sind; gewesene Gelehrte, die durch Versäumnis Bauren worden; und Gemüther von der edelsten Anlage, die sich fast in Thiere verwandelt haben? So belohnt sich ein vernünftiger Fleis selber, und die Unthätigkeit und Faulheit ist die Rächerin ihrer eigenen Thorheiten.

Zweitens wolte ich alle abgestorbene Menschen zu erwägen bitten, daß sich ihr künftiger Zustand nach dem Gegenwärtigen wird richten müssen, und daß der Müssiggang ihnen alle vortheilhafte Folgen ihres Daseyns abschneidet. Wie es einer der vortreflichsten Bewegungsgründe zur geschäftigen und unermüdeten Tugend ist, daß keine unserer Thaten unfruchtbar seyn kan, sondern daß die Folgen derselben ihr gleichen, und ins unendliche fortlaufen, so mus es hingegen eine unaussprechlich trostlose Aussicht für einen Müssiggänger seyn, wenn er sich sein künftiges Daseyn als eine grose ungeheure Wüste vorstellt, die aus seinem ganzen Leben keinen Vortheil gezogen hat; die mit keinen Belohnungen nützlicher Hanglungen und redlicher Absichten angefüllt ist, sondern vielmehr den öden und ungebahnten Gegenden gleichet, in welchen selbst die Stille und Einsamkeit ein Grausen verursacht. Es scheint gleichviel zu seyn, ob ein solcher Mensch gar nicht gelebt hätte, wenn man ihn in Absicht auf seine künftige Glükseeligkeit, auf das Wohlwollen seiner Nebenmenschen,

image
not
available

ke in ihr eigen Haus, verschliest. Wenn aber ein Gelehrter mitten in seiner stillen Einsamkeit eine Schrift ausarbeitet, in welcher er Warheit und Tugend auf eine angenehme Art vorträgt, einschärft und beliebt macht; so ist er mitten in seiner Entfernung von dem Umgange der Menschen geselliger, als tausend andere, die beständig mit ihren Nebenmenschen umgehen. Ich kan ja kein besserer Gesellschafter seyn, als wenn ich vielen andern Leuten diene. Kan ich aber wol jemanden besser dienen, als wenn ich ihn zur Erkänntnis der Warheit bringe? als wenn ich ihn tugendhaft mache? als wenn ich ihn ergöze? Ich mag noch so gesellig seyn, so kan ich doch unmöglich mit sehr vielen Leuten einen geselligen persönlichen Umgang pflegen. Wenn ich aber ein nüzliches Buch schreibe, so gehe ich mit vielhunderten lehrreich, erbaulich und angenehm um, auch so gar mit solchen, mit denen ich unmöglich der Entfernung der Oerter wegen persönlich umgehen könte. Es ist also augenscheinlich, daß ein Schriftsteller viel gelliger seyn kan, als ein anderer, wenn nur seine Schrift vielen in die Hände gebracht wird. Nun thut dieses der Buchdruker und Verleger. Ein vernünftiger Schriftsteller, der ein wahrer Menschenfreund ist, wird also diese Leute ungemein hoch schäzen, weil er durch ihren Dienst den Pflichten der Geselligkeit auf eine so ausnehmende und reizende Art ein Genügen leisten kan. Wenn ich eine Schrift verfertiget, und ich kan ohne Eitelkeit annehmen, daß dieselbe lehrreich, erbaulich und angenehm sey; so werde ich entzükt, wenn ich gedenke, daß einige hundert meiner Nebenmenschen mein Buch lesen, und grose Vortheile erlangen. Dieses Vergnügen halte ich für meine schönste Belohnung meiner Arbeit, und ich bin deswegen auch meinem Buchdruker und Verleger verbunden.

Auf eine ähnliche Art befördert der Buchdruker und Verleger eines nüzlichen Werks die Geselligkeit bei den Lesern. Hundert Leser würden einen Gelehrten weder gesehen noch gesprochen haben, und folglich würden sie niemals Gelegenheit gehabt haben, die geselligen Pflichten gegen ihn auszuüben. Wenn sie aber die Schrift eines Gelehrten in die Hände bekommen, und dieselbe mit Nuzen und Vergnügen lesen, so lernen sie ihn kennen, fangen an ihn zu lieben, befördern sein Bestes, zum allerwenigsten durch die rühmlichen Urtheile, die sie von ihm fällen. Ein Gelehrter, der viele nüzliche Bücher geschrieben hat, kan viele hundert Meilen in der Welt herum reisen, allerwegen findet er Bekannte und Freunde, allerwegen bemühet man sich mit ihm zu reden, allerwegen erweiset man ihm tausend kleine Gefälligkeiten. An vielen Orten berathschlagt man sich, wie man ihn glüklich machen könne; kurz, es ist wahr, was die Alten sagen: Artem quævis alit terra. Der Buchdruker und Verleger kan hier abermals sich die Ehre zuschreiben, daß er er eine Mittelsperson sey, wodurch Leute, die dem Orte nach sehr weit von einander entfernet sind, in eine genaue gesellige Verbindung, gleichsam als in der unsichtbaren Kirche, gesezt werden.

Zum andern, ist die ganze Profession eines Buchdrukers und Buchhändlers ungemein gesellig. Ich will nicht einmal weitläuftig ausführen, daß ein solcher Mann Handel und Wandel befördert. Wie viel Bürger in der Republic bekommen nicht durch ihn Brod und Nahrung? Der Papiermüller, der Schriftgiesser, der Buchbinder, und ich weis selbst nicht, wie viele andere Handwerker. Man nehme den Verleger aus der Republic weg; hundert Menschen werden nicht wissen, wie sie sich ernähren sollen. Ich will nur sagen, daß er den Gelehrten einen unendlichen Liebesdienst erweist. Die Verdienste eines grosen Gelehrten um die gelehrte Welt, um die freien Künste und Wissenschaften, sein Ruhm, sein Glük und seine Beförderung, ja wol gar sein

image
not
available

Anlas gegeben habe: weil derselbe, wenn er zu viel gefressen hat, oder auch sonst, salziges Seewasser eingesauget, und sich damit, vermöge seines langen spizigen Schnabels, gleichsam clystiret.

Die Kenntnis der vornemsten Wundkräuter haben wir von den Hirschen und Bären überkommen, die, wenn sie mit einem tödlichen Geschos verwundet seyn, gewisse heilsame Kräuter aussuchen, solche in ihre Wunden stopfen, und sich damit heilen. Und ob man schon nachgehends nach der Aehnlichkeit mag geschlossen, und mehrere davon ausgelesen haben, als sie uns zuerst gelehret: so haben sie uns doch ohne Zweifel die erste Gelegenheit dazu gegeben, und eine Spur gezeiget, der wir leichte haben nachgehen können.

So haben uns auch ferner die Hunde durch ihr Beleken der Wunden und Geschwüre gelehret, daß der Speichel heilsam sey, und eine zertheilende und reinigende Kraft habe: daher man vermuthlich Gelegenheit genommen hat, auch bei den Menschen, z. E. in bösen Augen, oder wenn man sich gestossen, sich dessen äusserlich zu bedienen. Und wer weis nicht, daß wir gleicher gestalt an den Pferden abgemerket haben, daß Knoblauch und Teufelskoth gegen die Würmer helfen, und daß wir dieselbe nunmehro auch bei den Menschen in dergleichen Fällen mit guten Nuzen gebrauchen?

Auf gleiche Weise hat man einsehen lernen, daß die frisch ausgepresten Säfte verschiedener Kräuter, ja das Gras und die Graswurzel selbst, eine trefliche Kraft haben, die angehenden Verstopfungen der Eingeweide zu heben, und die darinne stokenden zähen Feuchtigkeiten zu zertheilen. Denn da, wie uns Sylvius und Boerhave berichten, die Kühe und Schaafe von dem schlechten Winterfutter, gemeiniglich verstopfte Lebern, oder auch wol Steine darinne bekommen, und solche hernachmals, wenn sie im Frühjahre und Sommer Gras und frische Kräuter fressen, wieder verlieren: so hat man daher nicht ohne Grund geschlossen, daß auch bei den Menschen eine heilsame Würkung davon in denjenigen Krankheiten zu erwarten stehe, die sich, wie die gelbe Sucht, Cachexie und Wassersucht, auf Verstopfungen der Eingeweide gründen.

Vor allen andern aber kan man an dem Gebrauch der Elendsklaue in der Bösennoth wahrnehmen, daß man in Curen der menschlichen Krankheiten den Thieren vielfältig nachgeahmet, und von denselben allerhand Arzneimittel erlernet habe. Denn da man gesehen, daß das Elendthier zuweilen mit einer gewissen Krankheit befallen wird, die dem bösen Wesen zimlich nahe kommt, und daß dieselbe in kurzem nachläst, weñ es sich mit seinen Klauen hinter den Ohren reibet: so hat man diese erfolgte Besserung von der Klaue selbst hergeleitet, und diese hernach auch den Menschen gegeben, die mit der Bösennoth befallen worden. Und obgleich der dabei angebrachte Schlus leider! sehr schlecht ist; und überhaupt auch diesen Medicamente gemeiniglich mehr zugeschrieben wird, als wol billich seyn solte: so erkennet man doch immittelst daraus, daß dasjenige in der That gegründet sey, was ich hier zu erweisen suche.

Endlich hat man auch in dem Stüke von den Thieren vieles erfahren, daß man einige Mittel, die man vor schädlich, oder gar vor giftig gehalten, an ihnen zuerst probiret, und aus der erfolgten Würkung hernach beschlossen hat, was man sich davon bei den Menschen zu versprechen habe. Und ohnerachtet einige, wie die bittern Mandeln und Krähenaugen, die blindgebornen Thiere würklich töden, und es also scheinen möchte, daß man in Bestimmung der medicinischen Kräfte von den Thieren auf die Menschen gar nicht wol folgern dürfe: so gilt dieses doch nicht von allen, sondern nur von einigen Dingen; indem zur Gnüge bekand ist,

image
not
available

sen und Trinken, die Milch stark in die Brüste einschiesset. Ob ich nun schon nicht in Abrede bin, daß man dieses auch aus andern Umständen füglich erweisen könne: so erhellet doch daraus wenigstens so viel, daß man aus genauer Betrachtung der Thiere verschiedene Veränderungen im menschlichen Cörper erklären und herleiten könne.

Nicht weniger hat man auch bis dato in der Lehre von den Krankheiten sehr vieles von den Thieren hergeholet. Denn also ist zur Genüge bekand, daß man wegen Erzeugung der Wassersucht allerhand Versuche mit den Thieren angestellet, und daraus bewiesen hat, daß diese Krankheit von dem verhinderten Fortgange des Bluts durch die Blutadern eigentlich herrühre; wie dieses insonderheit Bartholin gezeiget, der bei Hunden die vasa cruralia gebunden, und solchergestalt durch die Kunst eine Wassersucht zuwege gebracht hat. Und wer weis nicht, daß man auf eben diese Art, nemlich durch Unterbinden der Nerven erwiesen hat, worinne eigentlich die Lähmungen der Glieder bestehen, und daß man auch durch verschiedene mit dem Gehirn der lebendigen Thiere vorgenommene Versuche erklaret hat, worauf es bei tödlichen Hauptverlezungen vornemlich ankomme. Wohin endlich auch dieses gehöret, daß man zugleich an den Thieren mit abgenommen hat, wie die Steine im Cörper erzeuget werden, und zwar, daß allezeit eine feste Materie zum Grunde liege, woran sich sodann nach und nach immer mehre schleimigte und erdigte Theile ansezen, und zur Vergrösserung des Steins beitragen.

Doch ich mag jezo eben keine mehrere Exempel zu Festsezung meines Beweises, beibringen; weil ein jeder, wenn er sich nur ein wenig umsieht, allenthalben dergleichen antrift. Vielmehr will ich nun auch kürklich darthun, daß man in der Arznei gelahrheit ebenfalls sehr vieles von den gemeinen Leuten erlernet habe, und noch jezo lernen müsse. Hier stelle ich nun vor allen andern die sogenannten Hausmittel zum Beispiele dar, deren sich der gemeine Mann in Krankheiten mehrentheils bedienet, und von deren Würkung er also auch die beste Erfahrung erlangen kan. Da nun aber gute Hausmittel, wenn sie vernünftig gebrauchet werden, in der That den allerherrlichsten Nuzen erweisen, und auch deshalb vielen gekünstelten Arzneien billig vorzuziehen seynd; weil sie mehrere Aehnlichkeit mit unserm Blut und Säften haben: so sieht man daraus, wie viel nüzliches man in diesem Falle von den gemeinen Leuten erfahren könne, wenn man von ihnen die Kraft und den Gebrauch besagter Mittel erlernet.

Den sonderbaren Nuzen der Hausmittel vor jezo weitläuftig zu erweisen, würde überflüssig seyn; indem der seelige Herr geheimde Rath Hofmann bereits vor langer Zeit in einer besondern Abhandlung gründlich gezeiget hat, daß man durch eine gute Diät, und durch wenige gute Hausmittel die meisten Krankheiten des menschlichen Leibes glüklich abwenden, davon der gen. Leser in unserem curiosen u. in allen Wissenschaften nüzlichen Dollmetscher p. 171. ausführlichen Bericht finden wird. Wer aber damit noch nicht zufrieden ist, der darf nur im gemeinen Leben ein wenig aufmerksam seyn; da er denn vielfältig erfahren wird, daß durch ganz schlechte Mittel nicht selten die hartnäkigsten Krankheiten nach Wunsche gehoben werden, bei denen die allerbesten und durch die Kunst bereiteten Arzneien vorher nichts haben verfangen wollen: wie denn z. E. zur Gnüge bekand ist, daß kalte Fieber durch Eßig, Pfeffer, und durch ausgepresten Säfte von Raute und Fieberklee ꝛc. oder daß ofne Schenkel durch Kalkwasser und aufgelegten süssen Quarkkäse, und so weiter, von den gemeinen Leuten sehr ofte curiret werden.

Hierbei erinnere ich mich, daß der seel. Herr Geh. Rath Hofmann denen neu angehenden Medicis zur guten Lehre öfters

zu

Arzt in vielen Stüken belehren; weil sie nemlich Gelegenheit gehabt haben, sowol an sich selbst, als auch an den ihrigen, manches genauer zu bemerken, als er selbst hat thun können. Daher auch vorlängst das Sprichwort aufgekommen ist: Guter Weiberrath ist nicht allzeit zu verwerfen. Und in der That hat es ja Frauenzimmer gegeben, und gibt auch noch einige, die sich recht viele Erfahrung in medicinischen Sachen, und sonderlich in der Beurtheilung und Cur gewisser Krankheiten erworben, mithin also zur Verbesserung der Medicin allerdings gewisser massen was beigetragen haben. Wovon unter andern die ehedem in Leipzig gehaltene dissertation de feminis ex arte medica claris nachgelesen werden kan.

Und überdem hat man auch in Erkänntnis der Krankheiten, und derer dabei vorgehenden Abwechselungen, dem weiblichen Geschlechte so wol, als auch andern Leuten deswegen vieles zu danken; weil sie sonderlich geschikt sind, auf dergleichen Dinge wol Acht zu geben, und sich dieselben zimlich lebhaft vorzustellen. Denn sie haben sich meistentheils nur an sinnliche Begriffe gewöhnet; und können also die bei Kranken vorkommende Veränderungen, die eigentlich in die Sinne fallen, am besten einsehen und unterscheiden; welches nicht eben allemal ein jeder Medicus, wenn er zumal viel mit abstracten Dingen umgehet, zu thun vermögend ist. Daher man auch diejenigen vor die besten Aerzte zu halten pflegt, die zwar in ihrer Wissenschaft, in so weit sie auf richtigen Vernunftschlüssen beruhet, gehörig gegründet sind, zugleich aber auch die Erfahrungskunst wol verstehen; und sich also die Umstände und Zufälle der Krankheiten recht sinnlich vorstellen, und sie hernachmals nach ihren erlernten Grundsäzen vernünftig beurtheilen können.

Damit ich aber dieses desto besser beweise: so beziehe ich mich deshalb auf diejenigen Exempel, die uns fast täglich im gemeinen Leben vorkommen. Denn so weis man, daß die Krankenwärter oder andere Personen, wenn sie öfters bei Patienten von einerlei Art sind, vielmals mit zimlicher Gewisheit sagen können, wie diese oder jene Krankheit beschaffen ist, wozu sie ausschlagen werde, ob z. E. Friesel oder Fleken dahinter steken, was sie vor einen Ausgang gewinnen werde, und so weiter. Denn wenn man von diesen Umständen urtheilen soll; so pflegt man verschiedene Kennzeichen dazu zuerwählen, und sie von dem Urin, von der Gestalt und Farbe des Gesichts, von dem Schweisse und dessen Geruch, und von dem Bezeigen des Patienten in und auser dem Schlafe ꝛc. herzunehmen. Da aber dieses alles sinnliche Dinge sind: so ist kein Wunder, daß Leute, die damit beständig umgehen, sich auch deutlichere Vorstellungen davon machen, und gewissere Merkmahle daraus nehmen können, so daß im geringsten nicht zu zweifeln ist, daß man von gemeinen Leuten auch in diesem Falle bis dato vieles erlernet habe, und noch erlernen könne.

Da man nun suchen mus, auf alle nur ersinnliche Art seine Wissenschenschaft zu vermehren: so ist es auch billig, wenn man sich keineswegs schämet oder verdriessen läst, auch von den Thieren und schlechten Leuten dasjenige zur Lehre anzunehmen, was nur irgends einigen Nuzen gewähren kan; dergleichen aber, wie ich bisher erwiesen haben, sehr vieles ist. Nur mus freilich ein vernünftiger Arzt die nöthige Behutsamkeit dabei gebrauchen, und zusehen, daß er sich nicht etwa in den Verdacht der Unwissenheit sezet; weil man ohnedem gewohnt ist, vieles an den Aerzten auch ohne Ursache zu tadeln.

image
not
available

Von der äuserlichen Gestalt seines Leibes, komme ich auf die innerliche Beschaffenheit seines Gemüths. Diese hat nichts verborgenes, nichts zweideutiges. Melintes zeigt sich in allen Dingen gleich redlich, gleich tugendhaft: Sein Verstand macht ihn nicht allein das Gute erkennen, sondern sein Herz lässet ihn wirklich auch solches empfinden. Die Tugend ist bei ihm ihre selbsteigne Belohnung, und seine gröste Glükseeligkeit bestehet in dem steten Vergnügen solche auszuüben. Kein schnödes Laster, keine übertriebne Lust, keine unordentliche Begierden stöhren die Ruhe dieses Weisen. Er lebet mit seinem Zustand zufrieden: der Genus des Guten macht bei ihm den Werth der Güter aus. Auser diesem Genus dünken ihm alle Schäze und Reichthümer dieser Welt gering, und unsres Bestrebens unwürdig zu seyn.

Es ist schier eine gemeine Schrafe der Reichen, daß sie dasjenige, was sie besizzen, am wenigsten geniesen. Harpax siehet keine Schäze in andrer Leute Händen, die er nicht mit gierigen Augen und einem seufzenden Herzen betrachtet. Er möchte gern alles haben, und alles verschliesen. Er entziehet dadurch den Genus nicht nur andern, sondern sich selbst. Er besizet einen schönen Pallast, und wohnet in einem Winkel. Er hat den prächtigsten Hausrath; in seiner Stube aber siehet man nichts als Rechentische und Schränke. Er hat die besten Weine, er trinkt sie aber nicht ehender, als bis sie anfangen sauer zu werden. Und also geniset Harpax nicht sein eigen Gut, sondern verwahret solches mit ängstlichen Sorgen für lachende Erben. Melintes hoher Geist weis nichts von einer so niederträchtigen Neigung: er gönnet gern andern ihren Reichthum und freuet sich, wenn es ihnen wol gehet. Er hält es für eine Schuldigkeit, seine jährliche Einkünfte zum Besten des gemeinen Wesens auszuüben. Er verwendet solche auf Künste und Wissenschaften, er gönnet seinen Uberflus denen Handwerkern und Arbeitsleuten; er hat eine Freude ihnen etwas verdienen zu lassen; aber übernehmen dörfen sie ihn nicht, denn er hasset das Unrecht. Er will, daß ein jeder, der mit ihm zu thun hat, redlich und gewissenhaft handeln soll. Er weis, daß keine Leute dem gemeinen Wesen schädlicher sind, als solche, die keine Ehre und kein Gewissen haben.

Alle seine Ausgaben sind ordentlich eingetheilet. Er sucht sich mit lauter solchen Dingen zu belustigen, welche Kunst und Wiz und Schönheit beleben. Er liebet in allem die Reinlichkeit, und ein sinnreiches artiges Wesen. Sein Hausgeräth, seine Kleider, seine Kunstsachen, seine Kutschen und Pferde, seine Art Tafel zu halten; Alles hat ein gewisses Wesen, das gefällt, das rühret und das nicht sowol prächtig als reizend und schön ist.

Viele, die nicht die menschliche Laster und Tugenden zu unterscheiden wissen, halten den Melintes für hochmüthig. Sie nennen dasjenige einen Ehrgeiz, was bei ihm die Würkung eines guten Gemüths und eines erhabnen Geistes ist: sie sagen, der äuserliche Glanz könte keinen andern Ursprung haben, als die Liebe der Eitelkeit: sie wollen, man soll den Uberflus an die Armen geben, und selbst armselig leben. Allein diese Leute wissen nicht, daß es ein groses Uebel in der menschlichen Gesellschaft ist, wenn man viele Arme hat. Diese Armuth wird durch nichts mehr genähret, als durch Scheinheiligkeit und Müssiggang. Arbeit und Ordnung im Gegentheil, sind die besten Mitteln, der einreissenden Armuth und schändlichen Bettelei zu steuren. Nichts aber unterhält den Fleis und die Arbeitsamkeit der Menschen besser, als wann ein jeder einen solchen Aufwand macht, wie es sein Vermögen mit sich bringet. Der Arme mus sparsam leben, und arbeiten, so wird er nie kein Bettler werden; und der reiche mus nach Masgebung seines Vermögens seine Ausgaben einrichten, so werden dadurch

achtung empfindet. Da man im Gegentheil sich und seine Handlungen nicht besser rechtfertiget, als wenn man ein Beispiel von dem Melintes darüber anführen kan.

Man glaube inzwischen nicht, daß alle diese Tugenden und Vollkommenheiten ein zusammengeseztes Gebäude von einem langwierigen Fleis, und einer strengen Sittenlehre; noch vielweniger, daß es blose Gaben der Natur seyen, die mit dem Melintes wären gebohren worden; Wer so urtheilet, der kennet nicht die gefährliche Abfälle, wohin öfters die blose Weltweisheit führet. Wir müssen hier unsre Abhänglichkeit von einem höhern Wesen erkennen. Von GOtt kommt Erkenntnis und Warheit; Er allein leidet uns zum Guten, und lässet uns wandeln auf dem Pfad der Frommen. Hier ist das Geheimnis, wodurch Melintes alle seine herrliche Gaben und vortrefliche Eigenschaften erlanget. Es solte billich dieses den Christen kein Geheimnis seyn; Allein, da wir leider meistentheils noch so weit davon entfernet sind; so mus wol folgen, daß wir entweder solches nicht wissen, oder nicht wissen wollen; dann es ist an und für sich selbst ein einfältiges Ding, um darzu zu gelangen. Es ist der Glaube, der uns von Jugend auf gelehret wird, und der bei uns eben so wenig fruchtet, als ob wir von ihm nichts wüsten. Melintes hat davon den rechten Aufschlus bekommen, und dessen Kraft empfunden. Er ist durch ein demüthiges und aufrichtiges Wesen, welches ihm das Leere und Mangelhafte aller menschlichen Tugenden hat einsehen lernen, zu dieser grosen Gnade gelanget.

In Ansehung der Religion hält es Melintes nur allein mit dem allgemeinen christlichen Glauben, nach der Einführung des Stifters; Er verachtet aber deswegen mit nichten die äuserliche Kirche: er erkennet bei ihren vielen Mängeln und Gebrechen, ihre Nothwendigkeit und ihren Nuzen. Alle Pläze und Häuser sind würdige Tempel seiner Andacht. Er findet allenthalben reizende Vorwürfe, GOttes Allmacht, Güte und Weisheit zu loben zu verehren und zu verherrlichen. Er weis nichts von Aberglauben und gottsdienstlichen Werken. Der beste Gottesdienst, spricht er, ist der Glaube, und die Aufrichkeit, zu thun, was der HErr will. Mehr fordert GOtt nicht von uns armen Menschen. Die Trennungen und Zwiespalten, welche die Christen durch das stets fortwährende Gezänke ihrer Geistlichen unter sich nähren, sind schröckliche Gerichte, die wir uns durch unsern Unglauben und unsern Hochmuth zuziehen.

Melintes will, daß man nach dem Hauptgeseze unsers Heilandes, welches die Liebe ist, sich einander dulden und einer des andern Fehler und Irrthümer ertragen soll. Im übrigen bezeiget er seinen Glauben durch seine Werke; Er ist demüthig, gedultig, grosmüthig, liebreich, mildthätig, aufrichtig, mässig; liebet Recht und Warheit, und GOtt in allem was gut ist.

Die Kräfte des Verstandes zeigen sich bei dem Melintes in gleicher Vortreflichkeit: sie dienen nicht allein, die Empfindungen und Erkänntnisse seiner Seelen deutlich an den Tag zu geben, sondern sie sind auch fähig in die Verborgenheiten der Menschen und der Natur einzudringen, und solche mit einer lebhafften Scharfsinnigkeit zu entwikeln. Die Wissenschaften kosten ihm nichts: er findet die Züge davon in seinem eigenen Verstand eingegraben, und er braucht weiter nichts als Wörter, um sie zu erklären. Eine Warheit bringt ihn auf die Spur einer andern; er entdeket in einer Reihe vieler Folgen, eine Menge von Warheiten, die er auf das geschikteste miteinander zu verbinden, und daraus ein ordentliches Lehrgebäude zu verfertigen weis. Er besizet die Kunst zu denken, so vollkommen, daß er niemals einen Zwang spüret, einen Beweisgrund oder einen Vernunftschlus zu finden,

image
not
available

nen Durchgang in das Zukünftige. Alle Güter dieser Welt gebrauchet er als Mittel zu den himmlischen zu gelangen. Er will nichts als was GOtt will; weil nun alle Begebenheiten, die uns vorkommen, dessen Willen zu erkennen geben, so unterwirft er sich denenselben mit Demuth und Gelassenheit. Der Glaube und die tiefe Ergebenheit, seinen eignen Willen dem Willen GOttes zu unterwerfen, erfüllet ...in Herz mit stetem Trost. Der Tod komme wann er will, so ist er ihm nicht zuwider; und sein Leben daure, so lang es ...lle, so ist es ihm angenehm.

Der vernünftige Soldat.

...mos posse viros & magna exempla daturos
...ecum in patria crassoque sub aëre nasci.

...n macht zwar von dem Degen sein ...ndwerk; er weis aber die Feder ...nder geschikt zu führen. Er hat ...roses und edelmüthiges in seinem ...nan ehret ihn wenn man ihn siehet; ...us ihn hochschäzen, wenn man ihn ...enig hat kennen lernen. Die Natur ...eadelt, und nicht der Stamm...er Vätter. Seine Tugenden ...hnen, und sein Wohlverhal... ihn rittermässig. Er hat eine ...Vernunft, einen hurtigen Be...bhafte Beredsamkeit, eine rei...ngskraft und ein glükliches ... Er hat so viel Wiz und ...keit, daß er nothwendig ei...r der kleinen Geister und ei...der herrschenden Thorheiten ... Er hat die muthwilligste ... der Welt, und versteht die ...scheu nach dem Leben abzu... kan ihre Worte, ihre Ge... ihre Minen nachahmen. ...ganze Gesellschaft lachen, ...het dabei so ernsthaft aus, ...redigt hielt. Die Erfahrung hat ihn klug, und sein widriges Schiksal weise gemacht. Sein Muth hat ihn über alles erhoben: sein Glük aber ist allzumittelmässig und weit unter seinen Verdiensten geblieben. Er hat ungefehr ein paar hundert müssige Soldaten unter seinem Befehl, die er stets durch ein duzend Prügelvögte mus in Ordnung zu halten suchen. Er hat eine solche Gewalt über sie, daß er sie wie ein Zaubrer nach seinem Wink bewegen kan. Es kostet ihm mehr nicht als ein Wort, eine rasche Handlung bei ihnen zu verursachen, und solche auch wieder mit einem Wort zu hemmen. Er ist so ernsthaft, daß man ihn fürchten mus; so bald aber befiehlt ihm nicht der Wohlstand höflich zu seyn, so kan er jederman durch einen freundlichen Blik einnehmen. Er ist so leutseelig als streng; diese beiden Eigenschaften äussern sich bei ihm, nachdem es Zeit und Umstände von ihm erfordern. Er bezeigt durch sein Beispiel, daß man ein guter Soldat seyn kan, ohne seinen Muth durch Wildheit, Wut und Fluchen an den Tag zu legen. Er hält dafür, ein rechtschaffner Kriegsbefehlshaber müste selbst die gröste Exempel von der Gerechtigkeit und der wahren Ehre geben, weil darinnen sein ganzes Geschäfte bestehet, beide zu erhalten und zu beschüzen.

Mittel die Kornwürmer zu vertreiben.

Daß es höchst nöthig sey, bei Ländern und grosen Städten, allezeit einen Vorrath von Früchten oder Korn aufzubehalten, ist eine ausgemachte Sache.

Aber, obwolen diese Vorsicht an denen mehresten Orten angewendet wird, und man fast in allen Städten Kornhäuser und Fruchtböden antrift, so hat man doch auch die Ungelegenheit, daß sich zu diesem Vorrath, öfters ungebetene Gäste finden, welche dasjenige, was sie nicht verzehren, verderben; und das ärgste ist, daß wo ein Fruchtkasten einsmalen

image
not
available

den kriechen sehen, indem selbige einen Ort zu ihrer Verwandlung suchen.

Sie verlassen deswegen zu erst gemelder Zeit ihre Nahrung, das Korn, und ver- bergen sich in die Spalten derer Balken, wischen die Schindeln und Ziegel der Dä- ler; ja wo sie sonsten keine geschikte Ge- jenheit finden, machen sie durch Hülfe :s Gebises oder Freszange sich selbsten Nest, bedeken sich mit ihrem eigenen spünste, und verwandeln sich wie an- Raupen zu Puppen.

iese Puppen bleiben den ganzen Win- ohne sich zu bewegen, ligen; aber rll oder Maymonat, wann es an- t warm zu werden, so kommt ein elter Wurm oder Motte heraus, auf ilberfarben Flügeln kleine schwar- n zu sehen.

iesem Stand thun sie keinen Scha- n sie essen nichts; aber sie paaren legt das Weiblein sodann Eier, : jedes sezig bis siebenzig.

ben an dem hindern Theil des n besondern Stachel, welcher n formirt; mit diesem können sie unden oder Spalten des Korns und ihre Eier daselbst ablegen en.

r nach sechzehen Tagen gehet . Denn die aus den Eiern ende Würmlein, beissen sich das Körnlein, worinn sie s, hängen vermittelst ihres anderes daran, und wann fertig das dritte, und so überziehen den ganzen als mit einem Spinnen- eil dieses Ungezieſer sich , (denn, wie oben ge- i sechzig bis siebenzig ge- als ist leichtlich zu erach- i vor ein groser Schade könne.

n beiderlei Art dieser hand Mittel erdacht, und viele Vorschläge und Versuche ge- macht, wie mit bittern Kräutern, He- ringslak, Vitriol und Salzwasser, Knob- lauch, rc. diese Diebe zu vertreiben wären; Es hat aber nicht aller Orten, oder doch sehr wenig gefruchtet: oder wo man es zu stark gemacht, hat das Korn einen üblen Geruch und Geschmak davon ange- nommen.

Die Königlich- und Churfürstliche Cam- mer zu Hannover hat den 22. Januarii 1747. einen besondern Unterricht, wie die- sem schädlichen Ungezieſer zu begegnen, publiciren lassen, von welchem, ob der- selbe zwar allbereits von den Herren Ham- burgern in ihre Sammlungen oder Maga- zin gebracht worden, unsern Landesleu- ten zu gut, hier in der Kürze, das Nöthig- ste bekannt machen wollen.

Es wird erstlich eine besondere Constru- ction derer Luftlöcher auf denen Frucht- böden angegeben, nach welcher Ange- bung diejenige, welche man auf unsern Fruchtböden hat, viel zu hoch sind, des- wegen kan die Luft die Früchte nicht be- streichen. Dieser sollen nur einen Fus, höchstens einen und ein halben über dem Boden, worauf die Früchte ligen, stehen, und nur einen Fus hoch und breit im Lich- te seyn.

Die zu diesen Luftlöchern gehörige Lä- den werden nicht an der Seite, sondern oben an dem Querholz oder Schedel des Luftlochs angeschlagen, und mit einem eisernen oder andern Stänglein hinaus- wärts aufgesperret, daß sie die Gestalt ei- nes herab hängenden Daches haben, und dadurch sowol das Einfallen des Regen und Schnees verhindern, und demnach genugsame und zwar kühle Luft auf den Boden bringen. Das Licht aber mus man durch kleine Fenster, welche man hier und da nach Nothdurft machet, her- einbringen, und denen Vögeln, den Ein- gang, durch einige vor die Läden gestellte Gitter oder Garne verwehren.

image
not
available

Proces wie erst gemeldet. So fället alles unreine ab, und das Kurn wird wiederum Kaufmannsgut.

Wäre aber der ganze Hauf also angestekket, so daß alles zusammen hänget, so mus man das Getraide, wie erst gemeldet, tractiren, zuvor wol mit dem abgehakten stumpfen Besen zerreiben, und die Rolle passiren lassen.

Wo dieses in Zeiten geschiehet, ist der Abgang nicht gar sonderlich gros, und man glaubt, auf diese Art, und durch Anlegung lüftiger Getraidkästen, die Früchte in gutem Stand zu erhalten, und die angestekte zu reinigen.

Es ist auch kein Zweifel, daß alles vor angeführte, bei fleissiger Aufsicht seinen Nuzen habe; doch kan nicht geläugnet werden, daß es bei grosem Getraidvorrath wegen der vielen Leute, die man darzu nöthig hat, kostbar fällt, und wo man des schädlichen Ungeziefers will los seyn, öfters wiederholet werden müsse; dahero wir auch die Erfindung, welche Monsieur Hales, Doctor Theologiæ und würdiges Mitglied der Königl. Englischen Societät der Wissenschaften zu Londen, in dem vor etlichen Jahren heraus gegebenen Tractätlein, Instructions pour les Mariniers, beschreibet, schon in dem vorigen Theil, dieser auserlesenen Sammlungen eingerükt haben: Es ist selbige, wo man sie mit Vorsichtigkeit anbringet, ohnfehlbar, und werden zugleich die Ratten und Mäuse dadurch vertrieben.

Eben dieser Procefs wird auch von Monsieur Des landes in den Recueil de differents Traités de Physique & d' Histoire naturelle gelobet, und Herr Baker in Beschryving van de beste en nieuvvste Microscopen, aus welchem wir die Historie derer Kornwürmer genommen, gedenket ebenfalls davon.

Es ist zwar die Erfahrung, daß man alle Insecten, ja alle Thiere mit Schwefelrauch erstiken oder töden könne, schon alt; aber man ist noch nicht darauf gefallen, daß auch im Grosen die Sache zu practiciren. Monsieur Hales aber thut Vorschläge ganze Fruchtböden zu durchschwefeln, und also alles Ungezieser dadurch zu töden. Es solle aber folgender gestalten damit verfahren werden:

Wann die Fruchtböden nur mit Brettern beleget, und unter denenselben Kammern oder dergleichen Böden befindlich, so will er, daß man in diese Löcher machen solle: damit aber das Korn nicht durchfalle, und doch der Schwefeldampf durch passiren kan, müssen die Löcher mit grober Leinwand, oder mit einem Blech, welches als ein Durchschlag durchlöchert ist, bedeket werden. Und diese Löcher müssen vornemlich unter denen Fruchthäufen, und deren nach Beschafenheit des Vorraths, mehr oder weniger, seyn.

Hat man aber die Gelegenheit, und es kan ohne sonderlichen Schaden oder Mühe geschehen, so wird der Bretterboden gar aufgehoben, und an dessen Stelle starke Latten, und auf diese grobe Tücher gelegt, folglich das angestekte Getraid darauf geschlagen, doch so, daß es nicht gar zu hoch auf einander lige.

Man könte auch ein Stük Boden mit dünnen vielmalen durchbohrten Brettern, als die Malzdarren, belegen, und also dem Schwefeldampf den Weg in die Frucht bereiten.

Unter diesem Boden, und zwar unter dem Fruchthaufen, leget man eine Art von einem Feuerherd an. Dieses thut ein Haufen Sand, einen Fus hoch, mit Bachsteinen überleget.

Oder man darf nur einen grosen Kasten oder Küste mit nassem Sand anfüllen, und so fort den Topf, worinn der Schwefel brennen solle, darein sezen.

Wäre der Boden von einem Ypsguß, oder mit Steinen belegt, so könnte man das Ge-

image
not
available

von allem Ungezieffer, auch Ratten, Mäusen und Fledermäusen gesäubert, und kan also auf einmal eine grose Menge Früchte, auf etlich über einander ligenden Böden von denen Würmern gereiniget und errettet werden.

Die Würmer, sowol der schwarze als der weise, greifen selten das alte recht trokene Korn an. Dahero wo man einen nassen Sommer gehabt, oder die Früchte nicht troken eingebracht worden; so sind solche allezeit dem Angrif der Würmer mehr unterworffen.

Dieses aber kan verhindert werden, man wann die Früchte öfters umschläget, und daß man etliche kleine Töpfe mit Lampen, in welche anstatt des Fettes oder Oels gelber Schwefel gegossen worden, in eine Schüssel oder Beken mit Wasser zwischen die Fruchthaufen stellet, und den Schwefel anzünden. Dieses hält alle Kornwürmer ab, und vertreibet zugleich die Ratten und Mäuse, besonders wo es von Zeit zu Zeit wiederholet wird.

Wann man diese Schweflung auch sonsten zu Reinigung alter Gewölbe, Keller, Gefängnisse und Lazarethen gebrauchen will, so wird man guten Effect davon finden.

Es müssen aber, nachdem der Schwefeldampf 24. oder mehr Stunden darinn gewesen, alle Luftlöcher geöfnet werden, damit der Dampf sich wieder hinausziehe, weil sonsten diejenige, welche hinein kommen, sich der Gefahr des Erstikens unterwerfen.

Die beste Frucht zum aufbehalten oder aufschütten, ist diejenige, welche in trokenen Jahren oder in heissen Ländern gewachsen. Will man also Magazine oder Verrathshäuser aufrichten, so mus man vor gute, reife und trokene Frucht besorget seyn. Kan man diese nicht allezeit haben, so mus man jene nicht zu hoch aufschütten, fleissig rühren oder umschlagen, und wo man Früchte abgibet, soll man lieber die neue in nassen Jahren gewachsene fort schafen, und hingegen die Abgab mit andern in heissem Sommer gesammleten, wieder ersezen.

Tübingen.

Beschreibung einer ausserordentlichen und besonderen Misgeburt.

Von E. F. B.

Wir haben zwar eine grose Menge von Beschreibungen der Misgeburten, welche sich an vielen Orten zugetragen, und die gewis auch aufgezeichnet und beschrieben zu werden, verdienten; allein ich zweifle fast, ob unter dieser so grosen Menge eine so merkwürdig, als diese, deren Beschreibung folget, gewesen seye.

Den 20. Oct. 1744. wurde in dem Dorf Reisten, Bebenhäuser Amts, folgende Misgeburt männlichen Geschlechtes, zur Welt gebracht, und hernach in Gegenwart des Physici, Herrn Prof. Bakmeisters und des Chirurgi Jurati legaliter untersuchet und zergliedert.

Was den Leib dieses Kindes und dessen Glieder anbetrift, so ware dem ersten Anblik nach nichts ausserordentliches daran zu sehen; indem dieselbe ihre gehörige Gröse, Anzahl und Gestalt bekommen; auch sowol die vollkomen ausgewachsene Nägel an denen Händen und Füssen, als die Haare auf dem Kopf genugsam zeigten, daß dieses Kind seine Vollkommenheit erlanget habe.

image
not
available

image
not
available

mit denen ungenannten Beinen verbunden ware. Lezteren, nemlich den ungenannten Beinen, fehlete sonsten im geringsten nichts; obschon dieselbe mit dem heiligen Bein eine nicht sehr tiefe Höhlung oder Beken, wie es natürlicher Weise seyn sollen, ausmachten.

Die Erklärung derer Figuren.

Fig. I. Zeiget die Gestalt dieser Misgeburt von vornen an.

Fig. II. Zeiget die hintere Gestalt an; davon

a. Die Wurzel oder den obern Theil der Nase bedeutet.

b. Die, wie zwei kleine Hörner hervorragende Augen.

c. Die Fontanelle und den gleich einer mittelmäsigen Haselnus grosen Eindruk.

d. Die Vereinigung des hintern Hauptbeins mit dem heiligen Bein.

e. Das heilige Bein selbsten.

f. Die auf jeder Seiten herausgehende 12. Rippen.

g. Die Vereinigung derer ungenañten Beinen.

h. Die Vereinigung derer ungenannten Beine mit dem zwischenligenden Knorpel.

i. Das Schwanzbeinlein.

k. Den Knorpel selbsten.

Fig. III. Stellet die doppelte Leber vor, und zwar

a. Den in der Brust noch über dem Zwerchfell gelegenen Theil der Leber.

b. Den in dem untern Leib gelegenen Theil der Leber.

Was die innerliche Beschaffenheit des Kindes anbelanget, so war bei der vorgenommenen Zergliederung folgendes am merkwürdigsten; Dann

nachdeme die äusserliche Bedekungen des Kopfes sammt dem Hirnschalenhäutlein zuerst auf- und abgelöset wurde, so entdekte man einen zimlich tiefen Eindruk oder Höhle in derjenigen Gegend, wo gemeiniglich das Stirnbein an die Seitenbeine durch die Kranznath befestiget wird, woselbst, wie erst oben gesagt worden, die Fontanella eine von Himmelblau und grün vermischte Farbe bekommen. Diese Eindrükung ware so tief, daß man eine mittelmäsige Haselnus hätte hinein legen können. Wir fielen bei dieser Entdekung auf die Gedanken, ob dieses Kind etwan nicht durch Gewalt und Vorsaz, weilen es unehlich erzeuget worden, solchen Schaden empfangen habe. Zu dem Ende wurde die beeidigte Hebamme gefragt, ob das Kind nach der Geburt noch einige Zeit gelebet habe oder nicht? welche diese Frage zwar bejahete, aber vorgab, daß das Kind nach der Geburt nur noch ein paar mal Athem geholet habe, und denn gleich darauf verschieden seye. Was aber diesen Eindruk in dem Kopf betreffe, so müsse solcher nur von der schweren Geburt hergekommen seyn.

Nach diesem wurde die Hirnschaale selbsten eröfnet, deren Höhle mit denen Hirnhäutlein zwar umgeben, aber unter diesen weder Gehirn, noch sonsten etwas demselben ähnliches gefunden; sondern die Beine, welche die Hirnschaale formiren, lagen zu unserer allergrösten Verwunderung ganz allein darunter.

Nachdeme man also die Theile des Hauptes untersuchet, wurde mit der Brust continuirt, die Knorpel derer Rippen entzwei geschnitten, und das Brustbein aufgehoben. Allhier fanden wir, was sich niemand vermuthet hätte.

Das Mittelfell theilte zwar die Brust wie gewöhnlich in zwei gleiche Höhlen; diese aber enthielten solche Theile in sich, welche man wol weder gesucht hatte, noch vermuthen konnte: Dann in der rechten Höhle lage das Herz mit dem Herzfell um-

image
not
available

lete. Dieser leztere Theil der Leber breitete sich nicht nur von der linken bis zu der rechten Weiche, sondern auch bis in die Gegend des untern Schmeerbauches aus.

An dieser auserordentlich grosen Leber lage die Gallenblase, welche zwar gros genug, aber leer gewesen, gleichwie auch die dike Gedärme; der Mastdarm aber war mit dem sogenannten Meconio angefüllt. Die kleine oder dünne, sowol als dike Gedärme wurden in Ansehung der Länge oder Gröse des Kindes viel zu gros erfunden.

Die Nieren sammt denen Nebennieren, oder Renibus Succenturiatis, desgleichen die Harnblase hatten weder wegen der Lage noch der Gestalt und Farbe etwas ausserordentliches. Das übrige lässet sich in der vorhin erwehnten Explication beurtheilen.

Der Löwe.

In einer Poesie.

Ihr Räthe, merkt in diesem Jahre,
Merkt, was die treue Fabel schreibt,
Der Clio Schwester, die das wahre
Auch diesem Mährgen einverleibt.
Daß sie den Hochmuth nicht verleze,
Nimmt sie den Schein der Einfalt an,
Obgleich die Weisheit ihrer Säze
Orakel übertrefen kan.

Es herrschte, Stolz auf Stand und Ahnen,
Der grose Sultan Leopard,
Der, stark durch Reich und Unterthanen,
Durch Bundsgenossen stärker ward.
Ihm huldigten die schwächern Thiere,
Vasallisch und mit banger Pflicht;
Das Wollenvieh und Hirsch und Stiere
Gehörten vor sein Halsgericht.

Dem Löwen ward ein Prinz gebohren.
Der Ruf erscholl im Augenblik.
Es ward auch keine Zeit verlohren;
Man schikt Gesanden und wünscht Glük,
Das Schreken mächtiger Regenten,
Der Vater, starb, nicht sehr betagt.
Man übte sich in Complimenten,
Man schikt Gesanden, lobt und klagt.

Der Sultan läßt den Brandfuchs kommen,
Denn dieser Schalk war sein Vizir.
Du weist, spricht er, was wir vernommen:
Der Löw ist tod: was fürchten wir?
Der Waise mus sich schon bequemen,
Und ihn beklag ich in der That:
Uns kan er auch kein Ziklein nehmen;
Er hüte das nur, was er hat.

Herr, sagt der Fuchs, spart eure Güte
Für andre Waisen, als für ihn.
Ihr zieht wol nicht in sein Gebiete,
Er kan, vielleicht, in eures ziehn.
Entschmeichelt euch dem nahen Rachen,
Macht ihn zum nachbarlichen Freund.
Wollt ihr ihn nicht zum Freunde machen.
So eilt, und schwächet diesen Feind.

Zwar bin ich kein Aspectenmesser,
Allein ich wittre Zank und Krieg,
Und unsre bärtgen Menschenfresser
Verhindern nicht des Löwen Sieg.
Ihm ist das Klük der Waffen eigen,
Nie wird er, eingeschläfert, ruhn,
Und, wann sich seine Rotten zeigen,
Ach! so behalten wir kein Huhn.

Der Sultan hält die Furcht für eitel
Und, so wie Mups die Lehrer hört,
Vernimmt er Worte, krazt die Scheitel,
Jähnt und entschlummert unbekehrt.
Bald aber zeigt die schnelle Strafe
Die Folgen groser Sicherheit.
Der Löwe wekt ihn aus dem Schlafe:
Er kömmt, und mit ihm Muth und Streit.

Man meldet das den Bundsgenossen,
Macht Lärm und schreit verwirrungvoll.
Lang ist der Divan unentschlossen,
Wie man den Einfall hemmen soll.

image
not
available

erst selbst besser probiret, und denn nach Befinden zum Probieren zugelassen würde. Wenn auch ein oder ein anderer, der auf seinen Scheinen die Achtelsgren anzugeben weis, seine gemachte Probe wiederholen, und so denn das Ausbringen gewissenhaft angeben solte: so möchten vielleicht die Subtilitäten zum Theil wegfallen, weilen das Theilen auf der Probierwage mit so kleinem Gewicht seine enge Gränzen hat, ob es sich schon auf dem Papier mit Zahlen ins Unendliche thun lässet. Die Hauptsache aber kommet auf eine richtige Gegenprobe an. Ob nun zwar die meisten Probirer solche etwa ein mal (wenn sie nemlich neues Scheidewasser bekommen) machen; so ist doch dabei der Unterscheid, daß einer darzu Scheidegold nimmt, der andere sein Gold etwa einmal durchs Antimonium giesset, und es sodenn vor fein hält; wovor aber dieses gemeiniglich so wenig als das vorige passiren kan, weilen (den Unterscheid des Antimonii zugeschweigen) darinnen so vielerlei Umstände zu betrachten vorfallen, daß entweder selten oder gar niemalen das Gold von einem mal durchs Antimonium zu giessen, fein werden kan; damit man aber dieses auf den Fingern nachzehlen könne, will ich es mit einem Exempel erläutern. Ich nehme etwa eine Mark Rheinisch Gold, oder wie solches an denen sogenannten Carolinen à 18. Karat 6. bis 7. Gren ist, und will dasselbe durchs Antimonium fein machen, nehme dessen darzu 4. Mark, seze es zusammen in einem Tiegel vor dem Gebläs, oder in einem Windofen ein, schmelze und giesse es 5. bis 6. mal nach einander in den gewärmten und mit Fett geschmierten Giesbukel, schlage jedes mal den gefallenen König davon ab, welche zusammen (gesezten Falls) eine Mark oder etwas wenigers mehr wiegen, und mit 4. höchstens 5. Loth gutem Salpeter (wenn solcher nach und nach im Flus darauf geworfen wird) fein gemacht werden können, bei gedachten Königen ist also noch præter propter 4. Loth oder 6. Karat vom Antimonio; die übrigen Schlaken möchten etwa noch drei und ein halb Mark höchstens wiegen, so machet jenes bei dem Golde noch befindliche den 15ten Theil von der ganzen Massa derer Schlaken aus, folglich mus auch der 15te Theil von dem bei solchem Golde befindlich gewesenen Silber à 3. Karat 6. Gren (wenn auch die Sache mit dem Durchgiessen zum allerbesten von statten gegangen wäre) noch würklich seyn, welches gleichwol auf diese 18. Karat 6. Gren, drei Gren, und also in der ganzen Mark, fast 4. Gren Silber beträget, mithin bei weitem kein Gold ist, welches man zu einer Gegenprobe gebrauchen kan.

Ich will ein paar Einwürfen begegnen, welche vielleicht einer oder anderer machen möchte. 1) Könte jemand einwenden, man solte den zuerst gefallenen König allein fein oder schmeidig machen, und das daraus erhaltene Gold zur Gegenprobe gebrauchen. Antw. So wenig die folgende Könige ohne Antimonium sind, so wenig ist auch der erste frei davon, folglich auch nicht ohne Silber, als welches durch die ganze Massa ausgebreitet, und weder durchs Verpuffen, noch Verblasen, von dem Golde zu bringen ist. 2) Man könne Gold zum Durchgiessen nehmen, welches besser an Gehalt sey. Antw. auch dieses will jemanden, der rechte Gewisheit haben will, dennoch nicht befriedigen; und so auch Holländische Ducaten zum Durchgiessen genommen würden, so kan aus der Proportion, welche der oder die Könige gegen das Gold und die Schlaken an Gewicht haben, augenscheinlich demonstriret werden, daß dennoch von denen bei denen Holländischen Ducaten befindlichen 5. Gren Silber, ein Drittel oder ein Viertel Gren nach Proportion der Mark bei dem Golde bleibe, und wer hierauf acht geben will, und den Silbergehalt seines durchzugiessenden Goldes weis, kan allemal durch Gewicht und Rechnung den Gehalt des durchgegossenen Goldes, auf ein

image
not
available

3.) Eine fleissige Umarbeitung der aufgeschütteten Haufen, welche die ersten 6. Monate alle 15. Tage einmal geschehen müsse, damit die aus demselben aufsteigende hizige Ausdünstungen durch die Luft abgeführet werden. 4.) Eine gute Kruste oder Bedekung über dasselbige, dabei er denn sonderlich diejenige nachzumachen anrathet, welche zu Chalons gebräuchlich sey. Man schüttet nemlich allda sehr grose Haufen von wol gereinigtem Korne auf, die man mit ungelöschtem Kalke drei Zoll hoch bestreuet, und hernachmals befeuchtet; worauf denn der Kalk, der sich mit dem Korne genau vereiniget, eine Kruste machet, und verschaffet, daß das oben gelegte Korn ausschlägt, und einen Stengel anderthalb Schuh hoch hervor bringet, der aber bei anbrechendem Winter abfället. Darunter nun, sagt er, verbleibet das Korn viele Jahre in seiner beständigen Kraft.

Weil aber nebst dieser Sorgfalt die Gelegenheit des Orts, die Beschafenheit der Sonne, und der Unterscheid der Luft viel zu dieser Beibehaltung thun kan, so zeiget er, daß dieses alles bey der Citadell, zu Mez eingetroffen, und man sich dahero über die grose Dauerhaftigkeit des daselbst ligenden Kornes nicht zu verwundern, sintemal der Ort hoch gelegen; die Luft reine, und vor den schädlichen Winden verwahret sey.

Er handelt hierauf von der Nuzbarkeit dieser Vorsichtigkeit, und machet dieselbe so gros, daß er die damals in Frankreich gewesene Hungersnoth blos aus derselben Unterlassung entstanden zu seyn vorgibt. Dabei bemerket er, daß Frankreich am Getreide zum wenigsten dreimal mehr hervorbringe, als es zum Unterhalt seiner Einwohner brauche: daher es auch in den nicht allzu fruchtbaren Jahren, die Seinigen zu versorgen, vermögend sey, wenn nur nicht von dem aufgeschütteten Getreide jährlich so viel auf den Böden umkomme.

Damit er aber alles aus natürlichen Ursachen deutlich darthun möchte, so sezet er zuvoraus, daß man in Beibehaltung des Getreides, sich müsse angelegen seyn lassen, die Bewegung der Vegetation in demselben zu mäsigen, und ihre Principia gleichsam im Zaume zu halten, damit sie ihre thätige Kraft zu bezeigen nicht Gelegenheit bekämen. Er sezt aber dabei voraus, daß in einem jeden Saamenkorne die ganze Pflanze schon in seiner Schaale bereitet ligt, und verstehet also durch die Vegetation die Bewegung und Ordnung derer Säfte, die durch die Gefässe (vasa) der schon in dem Saamen organisirten Pflanze laufen, und zu ihrer Auswürkung und Wachsthum dienen. Indem aber der Herr Reneaume begierig gewesen, zu entdeken, ob die Vegetation auch in dem übersendeten Korne zu finden, so hat er unterschiedliches davon in die Erde vergraben. Darauf er nach drei Wochen einiges davon aufgelaufen, einiges aber unverändert davon angetroffen. Nach 6. Wochen aber hat er bei nochmaliger Nachsuchung kein Körngen mehr wahrnehmen können, ob er gleich dieselbe in zimlicher Menge ausgestreuet hatte: Daraus macht er nun den Schluß, daß alles alte Korn zum Säen untüchtig sey, ja wenn es auch gleich aufgehe, so sey dieses doch eine Misgeburt der Natur, die wegen ermangelnder Kraft zu ihrer Reiffe nicht gelangen werde.

Doch will er des Herrn Morissons Vorgeben nicht beifallen, welcher in seinen Präludiis Botanicis behaupten wollen, daß kein Saamenkorn nach 10. Jahren, wenige aber nach dem 5ten ihre Vegetation behielten. Denn er merket an, daß doch eines länger als das andere dauren könne, nachdem dessen Wesen von leichtern oder fettern Theilgen bestehet, oder nach-

bringt, die in den ersten Zweigen liget, welches ihm auch als eine Würkung einer verborgenen Elasticität scheinet, sintemal die thätigen Theile in dem Mehle durch den Durchgang der Luft dünne gemacht würden; und da sie sich vor der durch die Feuchtigkeit geschehenen Dissolution nicht bewegten, so würden sie nach dieser in ihren natürlichen Zustand versezet, in welchem sie sehr beweglich wären, und zur Vollziehung der Germination sich in diejenige Canäle einzudringen pflegten, welche ihnen keinen Widerstand thäten. Sonst beweiset er, daß solche thätige Theilgen würklich verhanden, mit dem aus Korn gebrannten Bier und Brantewein; gleichwie ihm hingegen das leimichte und zähe Wasser, welches man in denen Fabriquen des Kraftmehls siehet, zu einem Beweis der balsamischen und ölichten Theile dienet. Und also machet er den Schlus, daß Luft und Feuchtigkeit diejenigen Sachen sind, davon einig und allein die Erhaltung des Korns herrühret. Denn wenn diese hinein kommen, so machen sie grose Unordnung, weil die Körner zur Auswikelung ihres Germinis und zum Wachsthum des Pflänzgens allezeit arbeiten. Hingegen wo die Feuchtigkeit heraus kömmt, so gehet sogleich das Beste von den thätigen Theilen hinweg, und das übrige bleibet in den ölichten Theilen eingeschlossen, welche sich nach und nach sezen und austroknen. Dahero er auch die Unfruchtbarkeit in dem Korne deutlich beweiset; Denn wenn sich die vasa germinis sezen, so verlieren ihre fibræ die gehörige Biegsamkeit, und werden zu fernerer Ausbreitung und Wachsthum untüchtig: Darauf sich denn die Seitentheilgen der vasorum dergestalt zusammen ziehen, daß sie eher zerreissen, als einen Saft durch sich dringen lassen.

Von dem Theerwasser, als einem vor die Kinderblattern ausgegebenen Verwahrungsmittel.

Das Theerwasser ist in unsern Zeiten so beruffen, daß man es eine Zeit her vor ein fast allgemeines Genesungsmittel gehalten, und damit bei nahe alle mögliche Krankheiten, ja den Tod selbst zu vertreiben gesuchet hat; wie solches aus denen darvon heraus gegebenen Schriften zur Genüge erhellet. Nun will ich zwar die Kraft und Tugend dieses Wassers hier keinesweges untersuchen und beurtheilen; sondern sie vielmehr an ihren Ort gestellet seyn lassen. Dennoch aber kan ich nicht umhin einer besondern Würkung zu gedenken, und davon eine kurze Untersuchung anzustellen, welche man demselben nicht so wol ganz neulichst; sondern bereits vor 10. Jahren zugeschrieben, und es vor ein Präservativ vor die Kinderblattern ausgegeben hat.

Es haben uns aber so wol von der Zubereitungsart, als von dem Gebrauch und Nuzen des Theerwassers die ZeitungsBlätter ehedem folgenden Bericht ertheilet, den ich zuförderst hier anführen will. Charlestown im südlichen Carolina vom 9. Octob. 1738. Die Kinderblattern haben dismal so stark gewütet, daß nicht nur sehr viele Menschen davon befallen, sondern gar hinweggeraft worden, Doch haben einige Personen sich eines Präservativs dargegen bedienet, und ist nicht ein einziger damit behaftet gewesen. Solches Mittel bestehet im Gebrauche des, auf folgende Weise zugerichteten Theerwassers: man nimmt nemlich etwa ein halb Stübgen Theer, welches für 6. Personen zureichet, und giesset des Abends ohngefehr 5. Nösel Wasser darauf. Wenn alles wol unter einander gerühret, läst mans sinken, und klar

image
not
available

Nechstdem aber läst sichs auch füglich also erklären: Die Pokenmaterie mus nothwendig so beschaffen seyn, daß sie nur unter gewissen Umständen ihre Würkung erweiset. Ist sie nun noch nicht zu ihrer gehörigen Kraft zuwürken gediehen, und noch nicht so beschaffen, daß sie von dem Geblüte oder denjenigen Säften, mit denen sie verbunden ist, losgerissen, und nach den äusserlichen Theilen der Haut getrieben werden kan: so folget, daß sie nicht eher, als bis solches geschiehet, ihre Würkung äussert. Man findet auch dannenhero, daß gemeiniglich gewisse Gelegenheitsursachen vorhergehen, welche die Poken zur Würklichkeit bringen helfen. Hierunter gehört nun absonderlich, nebst einer unordentlichen Lebensart, eine ungesunde, und veränderliche Luft, bei welcher theils, wann sie zu warm ist, viele Unreinigkeiten im Cörper erzeuget und gesammlet, theils aber hernach, wenn sie zu kalt ist, darinne zurük gehalten werden, und gar leichte in dem Blut und Säften eine solche Bewegung erregen, welche vermögend ist, die Verbindung ihrer Theile zu trennen, und folglich auch die Pokenmaterie aus ihnen auszuwikeln: welches insonderheit auch die schlimmen Ausdünstungen derjenigen zu thun pflegen, die schon an Poken krank ligen; indem diese, wie alle übrige Seuchen, ihr Gift gerne weiter fortpflanzen.

Wer nun die Blattern verhindern, oder wenigstens so viel fruchten will, daß sie gelinderer Art seyn sollen, der mus allerdings dahin sehen, daß er nicht nur die lezten gedachten Ursachen; sondern auch alle andere Dinge abwendet, oder wegnimmt, welche das Geblüte in eine gebährende und der Fäulnus ähnliche Bewegung sezen können. Nun sind bisher zu diesem Endzwek, ausser der Vermeidung der Pokenpatienten, die säuerlichen, und sogenannten balsamischen Medicamenten am dienlichsten befunden worden, welche theils, vermöge ihres zarten flüchtigen Oels, theils auch in Ansehung ihres scharfen harzigen Wesens, nicht nur die festen Theile stärken; sondern auch die flüssigen in ihrem natürlichen Umlaufe befördern, die etwa vorhandenen Unreinigkeiten durch die darzu verordneten Abführungswege ausführen, und mithin die davon zu besorgende schädliche Geblütsbewegung abwenden. Da man nun ohnlängst, wie gedacht, ein neues Präservativ vor die Blatern, nemlich das Theerwasser erfunden haben will: so ist nichts mehr übrig, als daß ich kürzlich untersuche, ob desselben Art zu würken so beschaffen sey, wie ich sie jezo erfordert habe.

Das Theer wird in unsern Landen, aus Fichten- und Dannenholze ausgebrannt, und ist nichts anders, als ein flüssiges Harz, das daraus vermöge des Feuers ausgetrieben wird. Weil ich nun auch erwiesen, oder aus der glaubwürdigsten Erfahrung angenommen habe, daß die mit harzigten, schwefelichten Theilen versehene Medicamente unter diejenigen gehören, welche die Blattern abwenden können: so darf man kein Bedenken tragen, auch dieses zum Theile vom Theere und dem daraus bereiteten Wasser zu behaupten, da zumal die Erfahrung gezeiget hat, daß diejenigen, die sich desselben auch in anderer Absicht bisher bedienet, eine vermehrte Ausdünstung, und stärkern Abgang des Urins davon angemerket haben, zum sichern Zeugnis: daß dadurch viele Unreinigkeiten aus dem Cörper fortgetrieben werden, die sonst demselben Schaden verursachen, und das Geblüte in eine unordentliche Bewegung bringen könten.

Doch, damit ich etwas genauer rede: so halte ich davor, daß die scharfen Salz-Theilgen, welche das Theer, als ein grobes Harz vermuthlich bei sich führet, in ihm etwas mehr ausgewikelt sind, und sich nebst andern schweflichten und zarten erdigten Partikelgen von dem aufgegossenen Wasser desto leichter auflösen lassen, bis sie endlich durch öfteres Auf-

image
not
available

guten Nuzen nehmen lies. Es ist auch kein Zweifel, daß diese und andere Medicamente von dergleichen Art etwas dienliches leisten können; weil sie nicht nur die schnelle Würkung des anstekenden Gifts, und die davon zu besorgende Fäulnis der Säfte hemmen, sondern auch zugleich die im Anfange der Blatterkrankheit gewöhnliche starke Erhizung des Bluts bei vollblütigen und Cholerischen Personen einiger massen dämpfen. Daß man aber von solchen Medicamenten behaupten wolte, daß sie gewis und allezeit helfen, und die Krankheit, wo nicht abwenden, doch glüklich heben solten, ist weder in der Vernunft noch Erfahrung gegründet: welches ebenfalls von dem Theerwasser gesaget werden kan.

Vortheil schlechter Gesellschaften.

Dem Menschen ist nichts natürlicher, und keine Neigung wesentlicher, als die Geselligkeit; hingegen auch nichts unnatürlicher und widerwärtiger, als ein Mensch, der ein Timon ein Menschenfeind ist, und der seine Tage in finsterer Einsamkeit zubringen kan. Weil aber nicht alle Gesellschaft angenehm und vortheilhaft ist: so wird Vorsicht, Verstand und Tugend erfordert, wenn eine gute Wahl mit Unterschied getroffen werden, und der Umgang nuzbar und angenehm, nicht aber verdrieslich und verderblich seyn soll; in Betrachtung, daß nichts mehrern Einflus in die Meinungen, Sitten und Handlungen der Menschen hat, als die Gesellschaft, oder der Umgang, welchen sie erwählen: ja der Grund, warum böse Exempel gute Sitten verderben, und im Gegentheil, gute Exempel schlechte Sitten ausbessern, ist in nichts anders, als in dem Triebe zum Umgange zu suchen. Wer nur einigermassen auf das Thun und Lassen der Menschen achtung gibt, der wird anmerken, daß sich die Gemüther nach der Gesellschaft, welche sie haben, bilden; und daß das Gute oder Böse, welches man an andern wahrnimmt, sich nach und nach in unsern Geist eindrükt und ihm eigen wird.

Es ist also, nach meiner Meinung, das alte Sprüchwort, welches uns lehret, daß man die Menschen nach ihrem Umgang oder Gesellschaft erkennen lernen solle, nicht übel ersonnen. Ich beziehe mich in diesem allen auf eines jeden Erfahrung; es äussert sich auch solches von den ersten Jahren unsers Lebens an. Denn so findet man, daß wenn Kinder in ihrer zartesten Jugend in schlechte Hände gerathen, oder nur blos der Aufsicht des Gesindes überlassen werden, sie gemeiniglich niedrige, dunkle, pöbelhafte Begriffe und Meinungen annehmen, und abergläubisch, niederträchtig und gemein werden, welches sich mehrentheils durch ihre ganze Lebenszeit in allen ihren Handlungen an den Tag leget, just nach dem Muster, welches sie vor sich gehabt haben. Es ist demnach die verdorbene Gesellschaft nicht eine kleine Ursach der üblen Erziehung.

So nachtheilich und schädlich nun eine schlechte Gesellschaft ist; so erwünscht, vortheilhaft und angenehm ist dagegen eine, die mit Verstand ausgewählt ist. Daher mit allem Recht ein guter Umgang unter die zeitlichen Glükseeligkeiten obenan zurechnen ist: denn, ist etwas, das die Sorgen und Mühseeligkeiten dieses Lebens erleichtern, versüssen, erträglich, und den Geist eines Menschen munter, heiter, zärtlich und vergnügt machen kan; so ist es gewis eine gute Gesellschaft. Ich nehme mir gegenwärtig nicht vor, allen Nuzen eines guten Umgangs zu beschreiben: das wenige, was ich hier erwehnet, kan hinlänglich seyn, den guten Umgang beliebt, und den schlechten verhaßt zu machen. Ich gehe zu einer andern Sache, nemlich zu dem Nuzen, den man auch aus einer schlechten Gesellschaft ziehen kan. Da der Umgang natürlich, angenehm, ja dem

image
not
available

ten; sondern sie greift dabei auch gleich zum Werke, und machet in ihrer Bekannten Häusern die vortreflichste Einrichtung; sie ordnet ihr Essen und Trinken, und daß ich mit wenigem viel sage, so entgehet die geringste Kleinigkeit ihrer Vorsorge nicht. Nur schade daß die menschlichen Kräfte so sehr umschrenket sind, wie weit würde sie es nicht bringen?

Frau Delia ist nicht nur eine gute Wirthin, sondern auch in allen ihren übrigen Eigenschaften beliebt und nachahmungswürdig. Im Umgange zeigt sie sehr viel Wiz und Beredsamkeit; weil aber nicht alle, die mit ihr in Gesellschaft zu seyn die Ehre haben, mit ihr gleichen Verstand besizen; so scheinen denen mehresten, um ihres schlechten Geschmaks willen, ihre Gespräche verworren und ohne Zusammenhang zu seyn. Bei diesem allen ist sie auch vorsichtig, und wird sich niemalen über anderer vorgebrachte Materien anders als mit einem sanften Krunks, kleinen Lächeln, oder aber Zusammendrehung des Schnupftuches, erklären oder einlassen; weil sie beständig die Regel vor Augen hat: Traue, schaue, wem. Sie ist behutsam, und wird niemanden bei ihrem Besuche schwerlich fallen; sie lässet bei demselben alles vorgesezte bei sich vorüber gehen, und erwählet gemeiniglich nur trokenKäse und Brod, weil sie sich nach ihrem zarten Gewissen bei andern nicht zu geniessen getrauet, was sie in ihrem eigenen Hause für ihr Geld bezahlen könte. Sie ist aufrichtig: nach Befinden der Umstände sagt sie denen Leuten, so ihr vorkommen, bald frei und ungezwungen, wie sie nicht alles mitmachen müsten, und wie sie gegen ihrem Reichthum zu rechnen nur Bettler wären. Allein, bei ihrem grossen Vermögen ist doch an ihr Lobens werth, daß sie, wider den gemeinen Lauf der Welt, nicht trozig noch übermüthig ist. Man wird sie öfters ächzen, winseln, seufzen und klagen hören über Dinge, die vielleicht noch kommen können, und sein bei Zeiten die Kosten zu überschlagen. Sie ist dienstfertig: Juden und Wechslern ist ihr Geld ohne Ansehen der Person bereit; wie kan man ihr abes verdenken, wenn sie zur Gegenerkenntlichkeit etwas mehr als gewöhnlichen Zins fordert und annimt? Damit sie aber diejenigen, welchen sie Dienste leistet, vor allen Dingen vor dem schädlichsten Laster, nemlich der Undankbarkeit, verwahren möge; so gibt sie sich die Mühe, es ihnen, so oft sie ihr zu Gesichte kommen und in allen Gesellschaften, wiederum frisch und neu ins Gedächtnis zu bringen. Und damit sie auch andere zur Nachfolge reize: so hält sie es nicht für rathsam, ihr Licht unter einen Scheffel zu sezen, und mit ihrem Guten solchergestalt verborgen zu bleiben; sondern sie findet für gut, es Freunden und Feinden auf dem Finger herzuerzählen; worinnen ihr auch ihr trefliches Gedächtnis gut zu statten kommt. Sie hat ein gutes, zärtliches und freundschaftliches Herz; weil aber ein solches Herz natürlicher Weise gleiche Gegenstände erfodert, so ist die Schuld bei diesen zu suchen, wenn sie beständig abändern und neue Freunde erwählen mus: jedoch erzeigen ihr diejenigen von der niedrigsten Sorte die beständigste Treue und Ergebenheit; wie weislich handelt sie demnach nicht, wenn sie diese vor allen andern suchet, und sie Vornehmern vorzieht? Sie ist leutseelig: da sie aber von Natur rothe und trübe Augen hat, so lästern viele, daß man ihr den Kummer, den Gram, die Sorgen, die Unruh und das Misvergnügen an den Augen absehen könte. Sie ist eine abgesagte Feindin von allen Arten der Lästerungen; und ob sie gleich die üblen Nachreden herzlich gern anhöret, so geschiehet es doch nur zu dem Zwek, daß sie es ihren guten Freunden, um sie zu einem behutsamen Wandel aufzumuntern, unter die Augen sagen kan; auch damit sie desto vorsichtiger werden mögen, so hänget sie ihren Erzehlungen gemeiniglich

image
not
available

zu spielen wüste; man müsse sich niemals vergessen, sondern sich befleissigen, mehr freundschaftlich und tugendhaft zu scheinen, als würklich zu seyn. Bei allen diesen Vorzügen und guten Eigenschaften nun ist es billich und recht, daß man ihrem Verlangen gemäs sich bezeuget, sie das Wort allein führen läst, und ihr eine ununterbrochene Aufmersamkeit und Folgsamkeit leistet. Wie lehrreich sind also nicht diese beide angeführten Exempel. Ich behaupte also, daß alle Gesellschaft angenehm und nüzlich seyn kan. Denn ich finde, daß die verdrieslichsten Personen uns Gelegenheit geben, das Verdriesliche kennen zu lernen und zu meiden. Wenn ich also jemanden antreffe, der eine schlechte Gesellschaft abgibt, so lerne ich mich bessern; ja zum öftern wird die angedrohete Langeweile in einen guten Zeitvertreib verwandelt. Da es nun nach der gegenwärtigen Beschaffenheit der Leute wahrscheinlich ist, daß man zehen schlechte Gesellschaften gegen eine gute antrift; so ist es kein geringer Vortheil, wenn man auch jene sich zu Nuze machen kan. Ich bin überzeugt, daß wenn wir diese Stärke erhalten haben, es nicht so schwer mehr werden solte, durch eine gewisse Klugheit im Betragen solche schlechte Gesellschafter nach und nach, wo nicht zu bessern, doch entweder erträglicher zu machen, oder von unserm Umgange abzubringen. Ein vernünftiger und tugendhafter Mensch hat eine gewisse Obermacht über alle verkehrte Gemüther, die ihm in allen Zusammenzünften eine Art von Herrschaft ertheilt; und der ist mit Recht weise zu nennen, der sich dieses Eindruks dazu gebrauchen kan, sowol aus der elendesten Gesellschaft Nuzen zu ziehen, als auch dieselbe zu verbessern. Da es Menschen gibt, die so böse sind, daß sie alles verderben, und aus der besten Handlung, wie die Spinnen aus der Rose Gift machen; so müssen die Tugendhaften im Gegentheil alles Böse zum Guten anzuwenden suchen. Welchen Vortheil würde nicht insbesondere das gesellschaftliche Leben haben, welches bisher zur Ausbreitung der Untugend und Thorheit ausserordentliche Dienste gethan hat.

Abhandlung von den Krankheiten aus Unterlassung der Reinlichkeit.

Wir finden, daß wolgesittete Völker zu allen Zeiten die Reinlichkeit mit der grösten Sorgfalt beobachtet haben. Zu geschweigen der heiligsten Geseze der Jüden, durch welche die Reinlichkeit, so in warmen Ländern besonders nöthig ist, aufs fleissigste erhalten worden. Daß sich die Jüden von altersher durch öfteres Abwaschen reinigen, auch ihre Hütten von aller Unsauberkeit saubern müssen, ist aus der heiligen Schrift bekannt. Wieviel die Römer auf diese Dinge gewendet, bezeugen, ausser den ältesten Schriften, die wundergrosen Gebäude der öffentlichen Bäder, deren Rudera noch heutiges Tages alle in die gröste Verwunderung sezen. Von den Türken hat Busbek berichtet, daß sie die Unsauberkeit des Leibes, als das greulichste Laster, ja weit mehr, als die Unreinigkeit des Gemüths, verabscheuen, und sich deswegen öfters waschen. Andrer Exempel, sowol der ältesten, als neuern Völker, zugeschweigen.

Diese Liebe zur Reinlichkeit gehöret zu den wolanständigen Sitten. Damit wir aber unserm Zweke näher kommen, so sagen wir, daß die Reinlichkeit deswegen das gröste Lob verdiene, weil sie, sowol zu Erhaltung, als Ersezung der Gesundheit, sehr vieles beitrage. Es ist bekannt, daß das Wohl der Gesundheit am meisten durch recht geordneten, und nach Beschaffenheit des Körpers woleingerichteten, Gebrauch der nicht natürlichen Dinge, wie sie die Gesundheitsgelehrten nennen, erhalten wer-

he getrieben wird. Denn diese Dünste, so ihrer Natur nach feuchte, faul und dike sind, schwächen die Lunge, erregen Catarrhe und andere Brustbeschwerungen, und entkräften den Körper, weil dessen Ausduftung verhindert wird, auf eine ausnehmende Art, ja nehmen ihn noch weiter ein, und bringen mit ihrem anstekenden und giftigen Wesen Schwindsucht, ja die allerschlimmsten Fieber, und andere schädliche Krankheiten, zuwege. Dahero lies der Röm. König, Tarquinius Superbus, zur gemeinen Wohlfahrt und Gesundheit der Einwohner in Rom, (*) hierinnen sehr löblich veranstalten, daß diese Stadt gesunde und reine Luft durch heimliche Gänge erhielte; durch welche unterirrdische Schleusen, was nur jezo unsre Gassen unrein machen kan, von sieben zusammgeführten Bächen mit einem schnellen Abfall des Wassers in die Tieber geleitet wurde. So wird auch der König in Frankreich, Ludwig der XIV. von Lancisius mit vielem Ruhm erhoben, durch dessen Veranstaltung auch noch jezo die schlammichten Strassen in Paris, wovon sonst diese Stadt den Namen herzuleiten scheinet, stets gereiniget werden. Ob die Gassen, mit Ziegel- oder Kieselsteinen gepflastert, in Ansehung der Gesundheit, dienlicher sind, wie gedachter Lancisius zu erweisen sich bemühet, wollen wir jezt nicht untersuchen. Weit grössern Nuzen zur Gesundheit verspricht diese Anmerkung, die durch tägliche Erfahrung bestärket wird, daß die Stuben in kothigten und engen Gassen vor andern ungesund sind, und wenn wegen hoher Gebäude die alte Luft durch die Winde nicht wol ausgetrieben werden kan, welche Häuser und Gassen dahero desto reiner sollen gehalten werden.

Es sind aber nicht nur Städte von diesem Unflath zu reinigen, sondern es sollen auch solche Werkstätte, die öfters eine widrige und schädliche Dunst von sich geben, zu keinem Nachtheil der Gesundheit in Städten geduldet werden. Vor Zeiten bei den Römern hatten übelriechende Waaren, und dergleichen Werkstätte, wegen dieser Ursache, ihren Plaz an der Tieber, welche Gegend sie dahero den Jüden, da sie überwunden waren, und allen ihren Feinden, anzubauen überliesen. Dergleichen Handwerker waren die Gerber, wie Artemidorus, und über dieses die Poeten, Juvenal und Martial, bezeugen; die, indem sie auf verschiedene Art Häute arbeiten, und besonders, wenn welche aus der Schwize kommen, und gehölt werden, die ganze Gegend mit dem widrigsten Geruch erfüllen. Dahin wiesen sie auch die Walker, die, wenn sie wüllne Kleider, vermittelst Schwefeldampfes und faulenden Harns, reinigten, alles mit dem greulichsten Gestank anstekten. Zu unsern Zeiten könnten wir mit Rammazzini die Fischhändler und Häringskrämer, Mezger, und die aus Gedärmen Saiten verfertigen, wie auch Käse- und Oelhändler, und alle diejenigen, darzu rechnen, deren Werkstätte und Läden die Luft mit Gestank erfüllen, und den Menschen an der Gesundheit schaden können. Es wären gewis auch diese Werkstätte zu versezen, worinnen aus Inschlit, das öfters alt ist, und, wenn es kochet, abscheulich riechet, Seiffe gesotten, und Lich-

(*) Was vor diesem Rom erfahren, kan zu unserer Zeit die Stadt Pesaro beweisen, da die wenigsten derer Einwohner, wegen der diken und ungesunden Luft, zuvor kaum das 50. Jahr erreichten, werden sie jezo weit älter, nachdem der Pabst Clemens XI. die Stadt von den stehenden Wässern und anderm Unflath, auf Anrathung des gedachten Lancisius, der sich hierdurch um dieselbe nicht wenig verdient gemacht, reinigen lassen.

image
not
available

rung der Luft verabsäumen. (Der Hr. Hofrath Platner hat anderswo erinnert, daß in hizigen Fiebern, wo das nicht wol angehet, frische Blätter in die Stube gestreuet, angesprenget, oder Mayen, und dergleichen Zweige, in Wasser gesezt werden können.)

Wir können auch nicht den Ort vorbei lassen, der vor andern der unsauberste kan genennet werden. Die Häuser sind höchst ungesund, in welchen ein übler Geruch aus heimlichen Gemächern ist. Denn die faulen und angreiffenden Dünste, wovon küpferne und silberne Gefässe ganz schwarz anlaufen, fallen sowol die Lunge, als andere Theile des Körpers an, und verursachen den grösten Schaden. Merkwürdig ist, was Ramazzini von denen, so Cloake reinigen müssen, angemerket hat, daß sie nicht ohne die gröste Beschwerlichkeit darinnen verweilen können, weil die flüchtige Dunst die Augen, solche zarte Werkzeuge, so sehr angreifet, daß sie anfangen, roth, und in wenig Stunden entzündet, zu werden. Derowegen müssen diejenigen, denen das Wohl ihrer Gesundheit lieb und angelegen ist, in Häusern wohnen, wo die Luft durchziehen, oder durch Luftlöcher, welche aus Gruben und heimlichen Gemächern die unreinen Ausdünste vertheilen, dringen kan, oder aber müssen die Luft mit Feuer und angezündeten Gewürzhölzern und Räuchern verbessern, wenn sie nicht Mattigkeiten des Leibes, Brustbeschwerungen, Triessen der Augen, und andern Unpäslichkeiten, unterworffen seyn wollen.

Nichts scheinet der Reinlichkeit mehr entgegen zu seyn, als wenn die Speisen und Getränke nicht rein genug zugerichtet, und in solchen Gefässen aufgetragen werden, die einem gleich bei dem ersten Anblik den Appetit erweken, welches schon Horaz vortreflich bestraffet. Jeder weis, das der Ekel vor Gewalt in uns habe, welcher vor sich allein zuweilen die grösten Unruhen in der Haushaltung unsers Körpers erweken kan. Man wird niemals von einer Speise, die mit Ekel genommen wird, gute Nahrung erhalten. Es geschicht öfters, daß Leute, die sehr delicat sind, entweder damit bald satt gemacht werden, oder aus ungewohntem Ekel Brechen, Magenbeschwerung, und Fieber, bekommen. Es fehlet auch nicht an Exempeln, mit welchen man erweisen kan, daß eine unappetitliche Speise vielen tödlich worden.

Zur Lebensart gehören auch gesunde Wasser. Am schädlichsten sind die stehenden und faulen, so Schlamm bei sich führen, und, wenn sie gekocht werden, sich sezen, oder an die Gefässe anlegen, sie mögen entweder getrunken, oder Fleisch und Zukost zu kochen, oder zum Bierbrauen, genommen werden. In den Schriften des Hippocrates, der mit grösten Fleis den Unterscheid der Wasser erforschet hat, finden wir, daß die, so dergleichen Wasser trinken, vor der Zeit alt werden. Er erzehlet auch ein langes Register von Krankheiten, die dergleichen Wassertrinker überfallen. Deswegen ist wol darauf zu sehen, daß wir rein Wasser zu unserm Gebrauch haben mögen, besonders zu unsrer Zeit, wo die warmen Getränke, Thee und Coffee, sogar gemein worden. Denn, obwol ein garstiges Wasser durch Kochen verbessert wird, so scheinet es doch, dadurch nicht so rein zu werden, daß es der Gesundheit zuträglich wäre. Am besten ist das Springbrunnen- und Röhrwasser, welches durch den Druk und Lauf stets auseinander getrieben wird. Weit schlechter ist das, so man aus einem stillen Bach, oder Brunnen, schöpfet. Noch schädlicher ist das Wasser aus Ziehbrunnen, die nicht oft gepumpet werden; oder, welches, wenn die Brunnen nahe bei Cloaken und Misthaufen stehen, einen fremden und höchstwidrigen Geschmak annimmt.

image
not
available

die ein übler Geruch anmeldet, sind unangenehm, und bei Tische, als auch in Gesellschaft, nicht wol zu lei- en. Der Gestank von Menschen ist zu r Art eines Geruchs zu rechnen, wel- n Theophrast den heftigsten und schäd- sten nennet. Einigen stinket der gan- Körper, wie den Ozolern, welches f daher auch den Namen bekommen; wie den Lemnischen Weibern, die nachdem Zeugnis des Antigonus, s dergleichen durch Zauberkünste zu- en, damit die Männer von ihnen en möchten. Andere incommodi- widriger Achselschweis, wie ehe- en Rufus Catullus. Es fehlet cht an solchen, die mit einem Na- wür, oder mit den Füssen, einer Nase sehr beschwerlich fallen. Ob diese Ubel aus verschiedenen Ur- stehen, durch üble Beschaffenheit , der Lebensart, der Luft, und Körper stark ausdünstet, wie g:r von unmässiger Liebe, oder Begierden; und ob es zwar , einen solchen beschwerlichen it äusserlichen Dingen zu ver- halten wir doch mit dem Mer- ir, daß dergleichen unsaube- so bei allen den Geruch ver- gänzlicher Unterlassung der rzeuget, verstärket, und un- de. Denn es ist gewis, daß rch Pflege des Leibes, rei- d Bäder, weit glüklicher, hand andere Künste, ver-

as Küssen derer gewis werlichkeit der Nase ge-

necesse est
basiationes,
ne vindicare possunt.

iem schädlichen Athem öfters mit einem sehr fangen. Dieses Ubel uellen. Zuweilen wei- chet der gute Athem aus Nüchternheit, oder heimlichen Kummer; andere ver- räth das gestriste Getränke; einige ha- ben Halsgeschwüre, die wegen der Fäu- lung übel riechen, oder von einer aus- ländischen Reise zeugen. Noch andere sind mit grosen Milzen versehen, denn diese haben, nach Vorgeben des Hippo- crates und Celsus, ein übles Zahnfleisch, und riecht ihnen aus dem Munde. Auch haben alle, die an einem Fieber liegen, ei- nen widerwärtigen Athem, weswegen der Geschichtsschreiber Thucydides, in der vortreflichen Beschreibung der Athe- niensischen Pest, unter andere Zufälle der anfallenden Krankheit auch zehlet einen unleidlichen und stinkenden Athem. An die nicht zugedenken, welchen aus Ge- schwüren der Eingeweide ein widerwär- tiger Geruch aufsteiget, oder denen der Magen schwach ist. Denn diesen allen sind Hülfsmittel erfunden, obschon diejeni- ge das Ubel damit nicht wenig vertrei- ben, wenn sie den Mund öfters ausspü- len, und die Zunge und Gaumen von dem angelegten Unrath reinigen. Doch sind derer gemeiniglich mehr, so die Reinlichkeit der Füsse eher, als des Mun- des und der Zähne, besorgen, von der Apulejus sagt: Daß einem gesezten und ehrbaren Mann nichts bessers anstehe. Die Unterlassung aber dieser Reinlichkeit bringet der ganzen Oeconomie des Kör- pers einen unwiederbringlichen Schaden zuwege, indem die Zähne hohl, brandigt, schwarz werden, und ausfallen, denen es endlich gehet, wie der Aelia bei dem Martial,

Si memini fuerunt tibi quatuor, Aelia, dentes,
Exspuit una duos tussis, & una duos.
Jam secura potes totis tussire diebus;
Nihil istic, quod agat, tertia tussis habet.

Es ist allen bekannt, daß mit den Zäh- nen die Speise gekäuet, verdünnet, er- mürbet, und alsdenn zu Unterhaltung des Körpers angewendet werden. Wenn

image
not
available

ten der Augenlieder ihren Verlust stets
eweinen müssen.

So ist auch nicht wenig an einer rei-
r Nase gelegen. Es ist durch weise
rsicht geschehen, daß die Nase in der
ten des Haupts gesezt worden, da-
weil alle riechende Theile in die Hö-
igen, eine desto reinere und lautere
tigkeit an die Werkzeuge des
s, so den Sinnen am stärksten die-
issen, und die allerzärteste Structur
dringen könne. Denn die Dike
leimichte Feuchtigkeit wird in dem
abgesondert, welches inwendig
nlöcher und die innern Höhlen
e umkleidet, welcher Auswurf
rung der Geruchsnerven unge-
ich ist. Wenn aber die Feuch-
gedachten Schleimhäutgen
a *Schneideriana*) stoket, müs-
f, und besonders die Augen,
lichsten Krankheiten erdulden,
öftre Verdunklung und an-
erlitten, endlich gar blöde
Es ist mehr unverhoft be-
n, daß das aus unterlas-
keit der Nasen entstandene
ei Kindern, durch anbe-
Reinigung derselben, weit
h andere Mittel, gehoben
ro ist es, wenn die Nase
ter hat, wie des Kaisers
der Schönheit, als den
Gesundheit, zuwider.
n schädliche Ausdämpf-
Unschlit u. Oels gesagt,
ten an, so des Nachts
übeln Dünste von Lich-
n sie in engen Studier-
e Luft vertheilet wer-
fters schwachen Kör-
n, und solche Krank-
e gemeiniglich über-
enen Appetit, Mat-
Engbrüstigkeit, u.
er sind, und meh-
ben. Dergleichen
(welche die Werkzeuge der Sinnen zu seyn scheinen,) höchst schädlich; und Plinius hat schon aus dem Aristoteles angemerket, daß der Dampf von ausgelöschten Lichtern oftmals eine Ursache zu abortiren sey. Die Schriften der Gelehrten werden nichts destoweniger stark genug nach Oele riechen, wenn sie sich auch, zur Beschüzung ihrer Gesundheit, reines und frisches Oels, das nicht dämpfet, oder eines Wachslichts, welches vor allen am bequemsten ist, bedienten,

Hic tibi nocturnos præstabit cereus ignis.
Subducta est puero namque lucerna tuo.

Es verdienet hier auch die Reinigung der Ohren angemerket zu werden, weil öfters, wenn sie unterlassen wird, schweres Gehör, ja, wie Exempel vorhanden, die Taubheit entstehet, und wo dieser Fehler gar bald, wenn dieses die Ursache ist, durch die Reinlichkeit kan gehoben werden. Man kan endlich hiervon einen allgemeinen Saz in der Gesundheitslehre abfassen: **Alle Wege und Werkzeuge, so der Natur zum Auswurf dienen, sollen stets reinlich gehalten werden.**

Moralische Todesbetrachtung.

improvisa lethi
Vis rapuit rapietque gentes.

Den allermeisten Menschen ist der Anblik des Todes so schrekhaft und so fürchterlich, daß sie alles anwenden, um denselben von sich zu entfernen. Gleichwie ein Mensch, der mit einer sorgenlosen Dreistigkeit durch einen Wald gehet, und auf eine Schlange trit; ein banges Entsezen bemeistert sich in einem Augenblike aller seiner Sinne, und er versucht sein äusserstes, sich durch die Flucht zu retten. Der blasse Schreken und die tödliche Furcht folgen ihm

image
not
available

kannt machen, und daß man sich denselben mehr auf der angenehmen Seite vorstellen möchte. Ich an meinem Theile bin ein so grosser Freund von iner angenehm schwermüthigen Betrachtung des Todes, daß ich ste mit einer vergnügenden Traugkeit auf einem Kirchhofe herum he, und die Hügel mit einem annehmen Schauer betrete, unter lchen die vermoderten Uberbleibmeiner Nebenmenschen in einer tern Stille ruhen und allmälig wesen. Ich vertiefe mich in die Stellung gemeiniglich in eine rachtung des, die mir seit lan Zeit natürlich geworden, nemlich ich vielleicht in einer kurzen Zeit Schauplaz dieser Welt verlassen e. Die Hütte meiner Seele, schwacher und zerbrechlicher er, wird unter dem rohen pen der Materie verscharrt und emselben vermengt werden, h werde dem ohnerachtet viel ten. Hierauf betrachte ich altheile, die mir mein Tod brin d, und ich gestehe es, daß in eine solche Gemüthsfassung . in welcher ich glaube, den lik ohne ängstliche Unruhe u können. Ich verlasse den ker mit der Empfindung eiisen Neides, und menge n meine Pflicht zu erfüllen, die Tumulte dieser Welt, ie Verlangen, bald eines eilhaftig zu werden, das erlangen kan, wenn man eil.

den Körper der Vermoderung übergeben hat.

Weil ich eben jezo in diese meine angenehme Schwermuth gerathen bin, so will ich meinen Lesern meine heutigen Betrachtungen mittheilen, die ich noch niemals angestellt habe. Ich sahe heute eine Leiche zu Grabe tragen, und ich gerieth alsobald in eine Betrachtung des Todes, in Absicht auf das gesellige Leben. Es schien mir anfänglich, als wenn man denselben in dieser Absicht nicht als etwas Gutes ansehen könnte. Ich soll sterben; das waren meine ersten Gedanken: und ich soll aus den Armen meiner liebsten Freunde gerissen werden. Wie viel Vergnügen geniese ich nicht jezo in der Gesellschaft meiner wahren Freunde? und der Tod soll mir dieses alles mit einemmale rauben? Mein Vater ist aus dieser Zeitlichkeit schon abgefordert worden; Und ich selbst solle in den Umarmungẽ meiner Frau nicht mehr ein entzükendes Vergnügen geniesen? Mein Tod soll die Bandẽ der Freundschaft zertreñen? Meine Bekandẽ und zärtlichsten Freunde werden von mir entfernt. Ich werde aus der Gesellschaft der Menschen vertilgt. Ach, daß ich ein Mensch geworden, und ein zärtliches Herz empfangen habe! Wie schmerzhaft wird nicht meine Trennung von dir, mein Freund, seyn, den ich wie mich selbst liebe! Meine schon gebrochenen Augen werden noch einẽ schmachtenden Blik auf dich werfen. Und ich soll dich nicht wie-

sind, so herrscht unter
de, Eintracht, Liebe, Ge-
und alle Tugenden, wo-
s gesellige Leben ewig und
angenehm werden kan.
ch also durch den Tod et-
Absicht auf das gesellige Le-
gewinne vielmehr unend-
Hier mus ich es für ein
es und seltenes Glük hal-
n ich einen oder den andern
reund bekome; dort wird
der mir zu Gesichte komt,
nd seyn, der eine mehr,
weniger.

st kan in diesem gegenwär-
n nicht gesellig genug wer-
bin ein Mensch, und ha-
le Fehler an mir, welche
Unwissenheit und Uberei-
eils einem verdammten
ren unseligen Ursprung zu
. Bald bin ich nicht freund-
fällig genug; bald hätte
n Freunden besser dienen
s ich gethan habe. Manch-
eigensinnig und empfind-
Tadelsucht verführt mich
die Fehler anderer mehr
n geben, als es die Gesel-
ubt. Ofte regt sich in
Menschenhass, und eine
che Eigenliebe. Wenn
hren Freunde nicht mit
lt hätten, wenn sie nicht
ler übersehen, und mir
erbrechen vergeben: so
keinen einzigen wahren
der Welt haben, und, wel-
ches noch ärger ist, ich würde mir dieses Unglük selbst zurechnen müssen. Ich freue mich daher auf meinen Tod. Wenn ich sterbe, so werde ich mit meinem Körper alle meine Sünden ablegen, und diese unselige Last meiner Seele der Verwesung und einer ewigen Vergessenheit übergeben. Alsdenn werde ich mit allen geselligen Tugenden ohne Tadel ausgeschmükt seyn. Jedermann, der mich wird kennen lernen, wird meine Freundschaft suchen, und sie als ein angenehmes Glük betrachten. Ich werde in jener Welt keinem einzigen meiner Freunde beschwerlich und verdrieslich fallen, und ich werde keinem einzigen nur einmal Gelegenheit geben, mit mir misvergnügt zu seyn. Eine ewige unwandelbare Freundschaft wird unter uns herrschen. Nicht einmal das Mistrauen und der Argwohn wird mehr statt finden.

Wenn ich im Tode meine besten Freunde zurüklasse, so verliere ich gar nichts, ich werde nur eine kurze Zeit von ihnen getrennt. Sie müssen auch sterben. Ich, der ich vor ihnen zu meiner Vollkommenheit gelanget, werde ihre Ankunft in der Ewigkeit mit einer ruhigen Sehnsucht erwarten; und wenn sie endlich in meine Umarmungen laufen werden, so werden wir uns um so viel mehr vergnügen, je mehr eine kurze Abwesenheit die Zärtlichkeit der Freundschaft vermehret. Stirbt mein Freund eher als ich, so

image
not
available

ftete mich selbst, und glaubte, daß unsere Entfernung nicht lange dauren werde.

Von einigen Vortheilen bei dem Hopfenbau.

Bier zu brauen ist zwar schon in den ältesten Zeiten in Teutschland und andern Ländern gegen Mitternacht gebräuchlich gewesen; doch kan man nicht behaupten, daß man schon damals einigen Hopfen darzu genommen hätte. Als man aber hernachmals mit dem wilden Hopfen Proben gemacht, und daraus einen herrlichen Nuzen gespüret, so ist man dadurch bewogen worden, an vielen Orten ordentliche Hopfengärte anzulegen, und durch eine ordentliche Wartung seine Kräfte zu vermehren, weil man endlich durch die Erfahrung inne worden, daß der Hopfen des Bieres Kraft und Stärke beisammen halte, und durch seine schneidende und anziehende Kraft verhütete, daß die Feuchtigkeiten und Liquores, denen er untergemischet wird, nicht leichtlich verfaulen oder verderben. Wie nun bei jeder Sache einige kleine Vortheile hat, die nicht allen und jeden bekannt seyn, so will hier nur etliche wenige vom Hopfen, wie ich solche von einigen Liebhabern davon erfahren, melden, um andere dadurch aufzumuntern, daß sie vielen wichtigeren nachfolgen.

1) Man soll so bald als man in die Erden, die alten Stöke gehörig ausschneiden, damit junge Keime ausschlagen, der Frost soll ihm nichts schaden. Dem Düngen aber soll man also vern, man soll nemlich wie in den bergen ein paar Schritte von einer Gruben machen, und solche wo ch mit Schweinemiste füllen, so n die Wurzeln von dem Hopfen in lauffen, und beständig Nahrung mehr Feuchtigkeiten als sonsten haben. Der gröste Vortheil aber wäre dieser davon, daß man auf diese Art in 3. Jahren nur einmal düngen dürfte. Auf und um den Hopfen soll man gar keinen Dünger, sondern nur etwas gute Erde nehmen. Weil ich jezo selbsten keine Gelegenheit habe, damit eine Probe zu machen, so will einige Liebhaber von dem Hopfenbau hierdurch ersuchen, einige kleine Versuche auf die Art anzustellen, und wie solche abgelauffen, in diesen Sammlungen gütigst Nachricht davon zu geben. Zum wenigsten kan so viel mit Warheit versichern, daß ein gewisser Bürger in einem kleinen Städtgen, dessen Vater beständig ein Hopfenarbeiter gewesen, fast alle Jahre sich eine reichliche Hopfenernde dadurch zuwegen bringet, und man seinen Hopfen vor andern seinen Nachbaren in der Güte und Grösse ganz merklich unterscheiden kan, ohngeachtet der Boden daselbst von schlechter Beschaffenheit ist.

2) Es ist ein Fehler, wenn man, wie an vielen Orten gebräuchlich ist, allzu lange Stangen zum Hopfen nimmt, denn dadurch bekommet man zwar längere Reben und viel Blätter, destoweniger aber Hopfen, dahero soll man in dem allerbesten Boden die Stangen 6. Ellen, in mittelmäsigem aber kaum 5. Ellen lang nehmen, auch wenn die Reben ein wenig länger als die Stangen seyn, mit einer Spiesruthe oben die Spizen abschmeissen, so wird er nicht weiter in die Höhe wachsen, und desto mehr Hopfen tragen.

3) Aus eben dieser Ursache soll man ein paar Ellen hoch die untersten Blätter abbrechen, so wird man mehr und schönern Hopfen bekommen, wie solches manche aus der Erfahrung bezeugen können.

4) Wenn aber ein Hopfengarten lange Jahre genuzet worden, so daß immer alle Jahre hin und wieder viele Pflanzen absterben und verfaulen, so wird man am

image
not
available

auch von andern ein Wörtgen zu prechen sich die Mühe gibet: so thut r es doch blos um seinetwillen. Er nachet allezeit zu reden den Anfang; nd er mus auch allezeit das lezte Wort haben. Sein erstes Wort eisset gemeiniglich ich; und das an-ere, höret zu. In Disputen ist allemal Vorsizer und Urtelsspre-er. Er erlaubet nicht, daß ein an-rer in seine Rede viel Wort ein-alte. Wenn man ja saget, so get man genug: wenn man aber hr Worte machet, so will er gleich geduldig werden, daß man ihn ht an die Reihe zu reden kommen en will. Hat man sich einmal Reden mit ihm eingelassen, so man seiner ohne Gewalt nicht der los werden. Das ist bei ein Laster, welches uns seine son oft unerträglich machet.

Ein blos Klugseynwollender fin- an jedem etwas zu tadeln, und s Tadelns wird gar kein Ende. bst seine klügere Frau kan sich n nicht erwehren. Die Alten ndert er nur in der Einfalt. Nachkommen wünschet, und mit ihm lebenden stellet er sich zum unnachahmlichen Muster Er beklaget, daß er nicht husalems Alter erreichen könne, wolte er der Welt noch alle rgene Schäze hervorbringen. ünket sich nicht zu geringe zu sich mit Fürsten und Köni- n Vergleichung zu sezen: und er sich weit über sie gemessen hat, so spricht er endlich: **Wenn ich an ihrer Stelle wäre/ so wolte ich es besser machen.**

Kleinigkeiten, die ein Zukluger thut, preiset er als Wunderwerke, und jedermann mus es wissen daß er sie gethan hat. Höret er, daß sich ein anderer in Künsten hervorgethan habe, so spricht er dessen Verrichtungen entweder den Namen der Kunst ab, oder er meldet zugleich, daß er sie schon längst meisterlicher ausgeübet habe. Wenn er sich noch so sehr dabei zu mäsigen gedenket, so spricht er: **ich will mich eben nicht rühmen.** Alleine er besizet doch Dreistigkeit genug, seine vermeinte Künste herauszuposaunen.

Ein Uberkluger ist niemanden herzlich gut. Er findet an jedem etwas, das ihn seiner Liebe unwürdig machet. Seine Freundschaft ist daher nicht die zärtlichste und beständigste. Er glaubet Ursache genug zu haben, sie aufzuheben, wenn er siehet, daß man nicht zu allem gleich ja sagen will. Der ist sein ärgster Feind, der sich über ihn zu erheben suchet. Er hat ein rechtes Freudgen, wenn er ihn durch Grubegraben ein wenig erniedrigen kan. Dadurch lässet er sich aber in den grösten Harnisch bringen, wenn man zu ihm saget: **er verstünde etwas nicht.** In diesem Affecte besinnet er sich nicht lange, die unhöflichsten Schimpfwörter auszustossen. Er wird aber gleich wieder gut, wenn

man

image
not
available

Lachen, Verachtung, Spot und
Geringschäzigkeit sind die würkliche
Beute eines eingebildeten Klugen,
welche er statt der vermeinten Be-
wunderung seiner besondern Fähig-
iten erobert. Solte er auch bei
m einen noch wol angeschrieben
hen; so ist doch ein anderer nicht
Meinung. Alexander / gros
Thaten, klein von Person, und
telmässig von eingebildeter Klug-
, verursachet noch immer ein
eln, daß er in Persien alle Thü-
grösser brechen, und die Krip-
n den Pferdeställen erhöhen las-
um die Nachkommen überre-
u wollen, daß die Griechen
rose Riesen gewesen wären.

bin den Klüglingen noch viel
als daß ich ihnen ihre Gern-
och länger verkleinern wolte.
ser kurzen Schilderung wird
leicht nach ihrem ganzen Le-
e vollends beurtheilen kön-
er von einem eingebildeten
in natürliches Konterfei be-
, der mus einen Zinzendor-
antasten in Lebensgröse ge-
n.

r Titulomanie, oder
Misbrauch der Ehren-
rter, die man Titel
nennet.

mich vor einigen Tagen in
e bei einer überaus grosen
Alle Stühle krachten
des auf einander eindrän-
Die Thöne der Trauer-
k.

Musik verlohren sich in diesem schwirrenden Geräusch, und die Sänger klagten daß das Metall ihrer Stimme, sich ganz in die Kleider und Reifröke verkrochen hätte. Ein dunkel unter einander schallendes Getös erfüllte den ganzen Kirchenhimmel, und brumte gleichsam darunter den Baß. Auf einmal wurde alles still und der Herr Doctor N. zeigte sich auf dem Predigstuhl. Ich spizete meine Ohren, und gedachte für die viele Stöse die ich erdulden muste, etwas rechts zu hören. Der Tod des Fürstens war die Ursache dieser ausserordentlichen Versammlung: die Zuhörer hielten sich theils nur bei der Geschiklichkeit des Redners auf, theils aber wurden durch die bewegliche Vorstellung des fürstlichen Abschieds aus dieser Zeitlichkeit dermassen gerühret, daß sie darüber ihrer zärtlichen Empfindlichkeit den Ausbruch liessen und den Tod eines Herrn beweineten, den das ganze Land längst mit Seufzen schien erbetten zu haben.

Ich hätte mich gern wieder zum Tempel hinaus gemacht: Die Menge der Menschen aber war zu gros, man konte nicht durchkommen; ich muste mir also gefallen lassen das Ende dieses eitlen Kirchengeprängs abzuwarten. Ich hofte immer, es würde doch auch noch etwas kommen das erbauen könte; Allein vergebens: der geistliche Redner hatte sich einmal auf denen Höhen seiner Beredsamkeit verstiegen, er konte zu der Niedrigkeit der christlichen Lehren nicht wieder herunter kommen. Die halbe Predigt bestund aus Lobsprüchen und Erhebungsworten. In dem Gebet selbst wurde gleichsam das höchste Wesen von den Titeln und Vorzügen des verstorbenen Fürsten benachrichtiget, um demselben auch seinen gebührenden Rang in der Ewigkeit anzuweisen; Ich dachte bei mir selbst: der im Himmel wohnet lachet, und der Herr spottet ihr; Denn alle unsere Hoheiten und Durchläuchtigkeiten sind in seinen Augen nur wie ein Sonnenstäub-

L gen

önnen. Die Lacedemonier lachten über
den Alexander, als er befahl, ihn für ei-
nen Gott zu halten: weil Alexander,
agten sie, ein Gott seyn will, so sey
einer: Eben als wenn sie gesprochen
itten, weil Alexander ein Narr seyn
ll, so sey er einer. Man weis wie sehr
klugen Römer derjenigen gespottet,
sich groser Titel anmasseten, und
lchen Abscheu sie insbesondere vor
Königsnamen bezeugten. So lang
bei ihnen diese grosmüthige Verach-
gegen alle gezwungene Hoheit
schte, und der blose Name eines Rö-
chen Burgers mehr galt, als alle
ilstige Titel der Orientalischen Kö-
, welche sie für so gering hielten,
uch ein Cato es für verkleinerlich
e, einem solchen seine Tochter zu
; so lang war auch Rom im Flor,
e halbe Welt schmiegte sich unter
ottmässigkeit dieses mächtigen
; Allein da die Römer anfiengen
, wollüstig, und niederträchtig
en, und ihre Feldherrn, oder
ores, aus blöder Schmeichelei,
mit grosen Titeln und herrli-
zügen zu verehren, ja endlich
rgöttern, da war es um Rom
und die Tyrannen, die es stürz-
rden endlich selbst unter dessen
nd Asche begraben.

ngesitteste und dumste Völker
ich insgemein der meisten und
el: Die Barbaren, die Hun-
Saracenen, die vormals wie
Flut den grösten Theil von Eu-
hwemet hatten, waren in die-
Hochmuths überaus sinnreich.
davon noch feine Muster in
ntinopolitanischen Canzlei.
r die abgeschmakte Titel des
, darunter insonderheit der-
ürdig ist, mit welchem im
ei der Wahl und Crönung
Maximilians, des Türkischen
Credenz-Brief ausgezieret
war. Es verdienet derselbe hier allerdings eine Stelle: Ich bin der Herr aller Herren, lauten die Wort, des Auf- und Niedergangs, der Gewaltigste zu thun und zu lassen. Ein Herr von Griechenland, Persien, Arabien, ein Herr alles dessen was nur möglich zu regieren ist. Ein Held dieser Zeit: Ein Ris der weiten Welt, des weisen und schwarzen Meers, der heiligen Stadt Mecha mit GOttes Schein umgeben; der Stadt Modena, der heiligen reinen Stadt Jerusalem. Ein Herr des herrlichen Königreichs Egypten, des Landes Jonien, der Stadt Senaum, des heiligen Gotteshauses Babylon und Bassio, und Lechsan; Auch Medachen. Ein Stuhl und Sessel des grosen Königreichs Niesthirien, ein Herr der Inseln Algier, und der Stadt Arziumschon und des Vopsaks; auch des Landes der Tartaren, Mesopotamier, Meder, Georgianer, von Morea und Anatolia in Asia, Caramannia, Walachey, Moldau, und des ganzen Ungerlands, auch noch vielmehr ansehnlicher Herrschaften und gewaltiger Länder, deren ich ein gebietender Kaiser und Herr bin: Der grose Kaiser Soldan Semlin, das bin ich, mit der Hülfe des grosen GOttes; welcher GOtt mir den Zügel des Zaums in meine Crone und Macht gegeben; auch die Stärke und Gewalt veste Städte und Schlösser aufzuthun, in die Kraft meiner Händ überantwortet und gesezet hat. In der weiten Welt nichts ausgenommen: Ein Herr der Länder des Orients von dem Land Tschina, bis zu Ende der Länder von Africa, der mich mit der Schärfe meines Schwerds einen streitbaren Helden gnädiglich gemacht hat. In Summa meiner gewaltigen Herrschaften ist das geringste Schlos und die Vestung Cäsarien, und das kleinste meiner mächtigen Erbschaften

 ist

image not available

menten bei Seiten sezen möchte; und als dieser dem ohngeachtet damit fortfuhr und sich der Redensart bediente: Deus fortificabit Serenitatem vestram, gab der Fürst christlich heilig darauf zur Antwort: Paupertatem meam.

Verschiedene unserer grösten Kaiser bezeugten über dergleichen unzeitige Höflich- eiten ihrer Geistlichen ein gleichmässiges Misfallen, und erinnerten sich dabei mit escheidenheit, daß sie nichts als blose rbliche Menschen wären. Der Kaiser opold konte so gar auf seinem Sterbe- te den Titul Majestät nicht mehr vergen, sondern ersuchte seinen Beicht- r ihn nur schlechtweg Leopold zu heis- Es ist auch bekannt, daß unser vor r Zeit neuerwähltes Oberhaupt, un- unmehro würdiger Kaiser, nichts ger als das lächerliche Gepräng und sche Titelwesen leiden kan.

der That wenn man die Sache ge- trachtet, so begreift das Wort Fürst, , Kaiser schon alle menschliche Ho- sich; dargegen sind unsere präch- el und Ehrenwörter in denen Au- nünftiger Leute nichts anders als disches Flitterwerk; oder die ge- Lampen um eine brennende Ker- t einem Wort, sie sind nichts als Merkmahle eines unsinnigen ths.

önige von Frankreich und En- eichen darum nicht andern Kö- b man sie gleich schlechtweg: er wie es in ihrer Sprache lau- oder Sir betitelt. Was kön- wollen sie mehr als Herrn so er und Länder seyn?

en die Franzosen und Engel- kluge Völker. Wir bewun- ufgeraumten Wiz der ersten ndliche Vernunft der andern: ne so närrische Titel wie wir: ache ist alles natürlich, höflich, ungezwungen: sie verhalten sich gegen ihre Fürsten und Könige, als Leute die eine gewisse Freiheit besizen, das Gute zu loben und das Böse zu schelten. Wie! daß wir ihnen nicht auch in diesen guten Eigenschaften nachahmen? Wie! daß wir nie lernen die wahre Verdienste von der blosen Zufälligkeit des Glükes und einer falschen Hoheit unterscheiden? Wie lange wollen wir noch die Scharfsinnigkeit unseres Verstandes in lauter Ausschweiffungen zeigen? Wären die Titel vernünftig, so müsten sie ein Entwurf derjenigen Würden und Verdiensten seyn, die man an vortreflichen Leuten zu verehren pflegt; sie müsten ihren Grund in der Sache selbst haben: sie müsten sich zu den Eigenschaften und Umständen derjenigen Personen schiken, denen solche zugeeignet werden; allein die meisten Titel übertreffen schier alle Wahrscheinlichkeit, und zeigen anstatt der menschlichen Tugenden und Vortreflichkeiten die Verrükung ihrer Sinnen und ihre äusserste Thorheit.

Last uns noch mit wenigem untersuchen, wie unschuldig vor diesem die Titel gewesen, und wie seltsam und schnell sie zu unsern Zeiten gestiegen sind. Vor Alters hies eines Königs Tochter die Königliche Mayd, puella regia, hernach Jungfrau, alsdann Fräulein, und endlich nach dem verdorbenen lateinischen Wort Principessa, Princessin. Heut zu Tag will kein armes Dienstmensch mehr Mayd oder Magd heissen.

Gehen wir nun auf 30. bis 40. Jahre zurük, so wird man sich nicht genug verwundern können, wie sehr binnen einer so kurzen Zeit die Titel allenthalben mit dem närrischen Hochmuth der Menschen zugenommen haben.

Die Worte Edel und Vest, womit man vor diesem nur den ächten, alten, wahren Adel verehret, werden heut zu Tage den gemeinsten Leuten im Bürgerstand

image
not
available

erhält die Tyrannei auf dem Thron: sie macht daß sich die Menschen mehr um Dunst und Wind als um die würkliche wesentliche Güter bemühen, die sowol den Wohlstand des Staats überhaupt, als denenjenigen eines jeden Hauses insbesondere befördern. Wolte nun darinn eine weise Obrigkeit ein kluges Einsehen haben, und den thörichten Ausschweifungen der Titeln, Maas und Ziel sezen, so müste sie erstlich durch ihr bescheidenes und vernünftiges Wesen andern Menschen ein Nachahmungswürdiges Exempel geben, mithin selbst alle hochgezwungene und schwülstige Titulaturen vermeiden. Es ist eine Art der Tyrannei, nd eine Unterdrukung der gemeinen irgerlichen Freiheit, wann ein Regent, der eine Obrigkeit sich solcher Titel anasset, die eine absolute Gewalt und umschränkte Herrschaft über diejenige unter ihrem Regiment stehen, andeu-. Sie sollen sich erinnern, daß alle nige, Fürsten und Obrigkeiten, wie gewisser groser Herr selbsten sagt, nur gemeinen Wesens Vorsteher und Amtte sind, folglich solten sie sich weder mit rten noch Werken mehr heraus neh- als ihnen gebüret. Nach ihrem ver- ftigen Betragen würde sich auch ein r Ehrliebender Bürger richten, und in em Wege dem Fürsten, oder den ptern eines Staats sich unterstehen was vorzugreiffen, noch mit grosen ungebührlichen Titeln zu pralen. Der ie machts immer dem Grosen, und Geringere dem Vornehmern nach: en jene nicht folgen, so müssen es diese nicht vorthun; Im übrigen leicht eine Policei-Ordnung einzu- n, und einem jeden Stand seine und seine Würde; und nach diesem ang und seine Titel, ordentlich zu men; mit beigefügter ernstlichen hung, die Ubertreter davon mit render Strafe anzusehen. Ein paar ükliche Exempel von Beschimpfun- d Geldbusen, würden hierin den Frevel und den Ubermuth bald zur nöthigen Bescheidenheit und Demuth anweisen.

Hier dürfte wol mancher denken, was macht sich doch der ehrliche Mann mit den Titeln so viel zu schaffen. Es sind ja nur blose Worte, die weiter nichts heissen, als daß man sich einander verehret und mit Demuth zuvor kommt. Wenn dieses wär so möchte man meinetwegen die Comödie so weit treiben als es der Schauplaz dieser Welt nur immer vergönnen wolte; Allein die Sache ist von den schlimsten Folgen: denen Grosen sezt sie die despotische Herrschaft in Kopf: sie macht, daß sie sich einbilden es sey Gnade, wenn sie einem Recht wiederfahren liesen, und Güte, wenn sie einem nicht alles nehmen, was ihnen die Gewalt erlaubt. Bei Geringen aber will ein jeder sich nach seinem Rang und seinen Titeln, das ist standsmäsig aufführen, und solte er zehenmal darüber verderben und zu Grund gehen.

Unterschied der alten und neuern teutschen Rechtschreibung.

DIe Teutschen haben jederzeit vor andern Völkern darinn einen Vorzug gesucht, daß sie gerade zugegangen sind. So wie ihr Herz war, so war ihr Mund; und so lange sie sich dieser Aufrichtigkeit beflissen, haben sie Gallien erobert, Britannien unter den Fus gebracht, in Italien sich ausgebreitet, und solche Thaten verrichtet, daß wir heut zu Tage uns nicht satsam darüber verwundern können. Ich weis nicht, ob wir dadurch gebessert worden, daß wir mit den Kleidern und Geberden fremder Nationen, auch ihre Laster und ihre Heuchelei angenommen haben. Vor Zeiten konte man unsern Vätern mehr trauen, wenn sie ihre Daumen aufrichteten, und ihre Hände worauf gaben, als man sich heutiges Tages auf Briefe und Siegel verlassen kan. Was würde jener Teutsche sagen, der

image
not
available

he orer unde miner unde miner eli-
ken husvrowen denken in alle si-
nen beden. of hebbe ek met guden
willen gefestiget. dat ek unde mi-
ne liues eruen de ergenomte go-
der bi der capellen willen laten.
unde weret dat de ergenomte her Jo-
han van dodes wegen afginge dat got
lange vriste. so scholl unde wil ek un-
e mine eruen dat god dat hir bouen
escreuen unde to der cappellen geuen
. unde dar to noch mochte gegeuen
erden. der capellen laten unde den
ester sin god nicht entuernen noch
rsetten. sundern et schol ewelike
der capellen bliuen. unde ek unde
ne eruen willet unde schollet den
ster. den wi mit der kerken to *Eues-*
belenen. of belenen met der cap-
len to *Hachen*. besonder loue ek.
ek usen hern den biscop des stich-
to Haluerstat wel auspreken. dat
sine confirmacie schol geuen ouer
e vorgescreue ne ding. unde dat
nde mine nakomen de stede vast
e unuerbroken holden schollen un-
villen. hebbe ek minen broder
hard van der Asseborg domhern to
uerstat gebeden an dusse fundacie
ngeseghel to hangen. unde ek her
hard van der asseborg domher to
uerstat bekenne dat ek min inge-
l by erbenomten mines broders
eghel witliken hebbe hangen laten
ssen breu. de gegeuen is na godes
druttein hundert jar darna in
re unde derttigsten jare am dage
unde Pauli der hilligen aposte-

zwote Urkunde ist also verfasset:
eme namen unsers hern Cristi
wante de ding dede jegen-
g sin alle dotlik und vorgenk-
. so is des wol noit dat me de
dedde ewiglich schullen bli-
it schrift der breue und hand-
stedichliken in aller lude herte
hir umme schal witlig sin allen
. Theil.

luden de nu syn und noch tokomde syn
de dessen bref sehn und heren lesen.
dat wy her *Bartelt von Veltem* Ridder
Ludolf und *Albrecht* unse Sone knapen
mit rikem rade ganzes fulbordes alle
unser eruen lutterliken dorch god und
unser aller zele heyl hebben gegeuen
in dessem breue ganz und alle fryheit
mit eygenschop vullekomeleker dryger
morgen landes der eglig morgen be-
sundern lyt in alle dren velden up un-
ser veltmarke to *Veltem* sancto *Remigio*
und synem godeshuse to *Veltem* des
he houet here is. nu und iommer to
besittende sunder ende. of so schullen
weten alle zalige kristine lude dat de-
suluen dre morgen landes mit allem
rechte van *Vredeken von Veltem* unde
von *Aleke sin eelike husfrawe* mit ful-
borde orer eruen openbarliken hebben
vorkoft vor dre mark lodiges suluers
eyns verdink. wy de onen ganz und
wol betalet syn. deme hilgen hern
sancto *Remigio* und sinen godeshuse to
Veltem to fromen und nut mit frede
sunder ansprake al orer rechten eruen
ledig und loes to brukende iummer
und ewigliken. Tughe dusser kopin-
ge sin. her *Ian von Halle* parplichtig
presther to *Veltem* Betheke Berman
Hennigk Muller aldermanne des go-
deshuses to *Veltem* und andere vrome
lude gnoch den man mach wol truwe
und ere glouen. Desse bref is ge-
schreuen tho *Lucken* und gegeuen to *Vel-
tem* na der jar tal unses hern goddes
dusent Jar drehundert Jar in dem
ver und viftigesten Jare des Sonna-
uendes in sinte Nicolai des hilgen Bi-
schoppes.

Der dritte Brief sieht also aus: Ich
*Jobst vonn Steinbergk Henninges seligern
Sohenn.* bekenn unnd thue kundt in
unnd midt diesem brieffe gegen allers
menniglich das ich Heinrichen Stro-
steualt alss den eltistenn midt zube-
huoff seines Brudern Curden unnd

M ihrenn

…egene Strasse dieser überaus weit-
…äuftigen Stadt, in welcher Stras-
…en ihrer entfernten Lage halber, sehr
…enige Leute ihrem Gewerbe nach-
…ugehen hatten. Er mochte kaum
… die Helfte derselben gekommen
…yn: als er von weitem ein junges
…nd wohlgekleidetes Frauenzimmer
…wahr wurde. Er hörte ihr kläg-
…ches Geschrei. Er sahe, daß sie
… Arme bald von einander warf,
…ld über dem Haupte zusammen
…lug. Er bemerkte, daß sie die Au-
…, so ihr voller Wasser stunden,
…d gen Himmel, bald wieder zur
…den richtete. Kurz zu sagen, daß
… alle Merkmale einer wahrhaf-
… Verzweiflung an sich bliken
… Das Rasseln der Räder an
…er Kutsche, und das Getöse, so
… Pferde mit ihren Füssen auf
… Pflaster erwekten, verursachte,
… sich diese Wehklagende umsahe,
…wenig stille stund, die Thränen
… ihren Wangen wischete, und
…nn ihren Weg mit langsamen
…ritten fortsezete. Der Parla-
…tsrath hatte sie kaum eingeho-
… als er dem Kutscher stille zu hal-
… befahl, und diese Unglükliche
… der Ursache ihrer Betrübnis
…agen anfieng. Was fehlt ihr
…e Jungfer? war seine Anrede.
…sehe sie ganz voller Thränen.
…r in ihrer Familie irgend was
…rzliches begegnet; oder fehlt
…nst was? Sie sage es nur frei
…s. Sie ist zu allem Glüke in
… Hände gerathen. Viele wür-
…ch ihr Unglük zu Nuzen machen
wissen: bei mir hat sie nichts zu be-
sorgen. Ich bin ein ehrlicher Mann:
ich habe Gottlob das Vermögen ihr
zu helfen, und an meinem guten
Willen fehlt es auch nicht. Sie
sage nur, womit ich ihr dienen kan.

Wiewol das erwehnte Frauen-
zimmer nur sechzehen oder siebenze-
hen Jahre alt zu seyn schien: so wus-
te sie sich doch augenbliklich zu fassen,
und sich ganz ernsthaft anzustellen.
Sie sagte mit einer sittsamen Ge-
sichtsstellung, sie sey ihm für sein
gütiges Anerbieten sehr verbunden:
ihr fehle gar nichts; und darum sey
es vergebens, daß er ihr seinen Bei-
stand versprochen hätte. Sie ver-
lange auch nichts mehr von ihm, als
daß er sie ungehindert ihre Strasse
wolle gehen lassen. Dieser artige
Herr war damit nicht zu frieden:
er fuhr fort sein Mitleiden auf eine
liebreiche Art zu bezeugen, und ver-
gas nichts, wodurch er in ihr ein
Vertrauen gegen sich zu erweken
hofte. Nach vielem Anhalten, und
unzehlichen Versicherungen, schien
sie endlich nachzugeben; sie fieng an
ihre Noth zu klagen, und ihr
Schmerz ward dabei von neuem re-
ge; so gar, daß sie sich auch vor
Wehmuth der Thränen nicht mehr
enthalten konnte. Ach ja, mein
unbekannter Gönner! sagte sie mit
unterbrochener Stimme; Sie ha-
ben vollkommen recht: ich Elende
bin meiner selbst nicht mehr mächtig.
Mein Gemüth ist halb verzweifelt:
ich lauffe unaufhörlich durch die

rath fragte einen Bedienten, ob es seiner Frauen gelegen wäre, ein paar Wort mit ihr zu sprechen. Er ward in einen wohltapezierten Saal genöthiget, darinnen er ihre Anunft erwarten solte. Sie am auch in der That, und wie entzte er sich: als er einer ungefehr ierzig jährigen Frauen ansichtig ourde, die wohlgewachsen, schön, on geschiktem Leibe, und einer annehmen Gesichtsbildung war: ja e mehr einer vornehmen Dame, s gemeinen Bürgerfrauen ähnlich he. Nach einigen Complimenten zehlte er auf das umständlichste es, was zwischen ihm und ihrer ochter vorgegangen war. Er stel ihr darauf die übeln Folgen vor, dergleichen Begebenheiten nach ziehen könnten. Und als er sie Vergebung gebeten, daß er sich Freiheit genommen, sich in ihre sliche Angelegenheiten zu min: ersuchte er sie sehr höflich, ihm Ursachen ihrer Uneinigkeit zu entn. Die Frau bedankte sich für gegen ihrer Familie bezeugte Gü und hub an die Aufführung ihTochter so schwarz abzumahlen, hr immer möglich war. Sie te von derselben, und ihrer Wiennehmung weder hören noch n; bis sie doch endlich in Betung eines so ansehnlichen icdmannes dieselbe vor sich komliesse. Die Vorstellungen, so er abermal gegen beide thate, teten indessen so viel, daß die ter wieder zu Gnaden angenommen wurde: und er ruhete nicht eher, bis sie sich einander versprechen musten, die Tochter zwar ins künftige gehorsamer zu seyn, die Mutter hingegen etwas mehr durch die Finger zu sehen, und sich so zu verhalten, als eine zärtliche Mutter gegen ihre leibliche Kinder zu thun pfleget.

Wie vergnügt war nicht der Parlamentsrath dabei? und wie herzlich freuete sich der mitleidige Mann, daß er an dieser Vereinigung ein so gutes Werk gestiftet hätte! Die Tochter muste ihren Abtrit nehmen, und die Mutter fieng nochmals an die grose Verbindlichkeit zu bezeugen, die sie ihm für diese sonderbare Güte schuldig wäre. Sie bat ihn innständigst um die Erlaubnis, mit seiner Eheliebstin Bekanntschaft zu machen, als wodurch sie Gelegenheit haben würde, sich zuweilen seiner heilsamen Anschläge zu bedienen. Ja sie trieb endlich ihre Gefälligkeit so hoch, daß sie ihn ersuchte, ihr zu Mittage die Ehre seiner Gesellschaft zu gönnen, und mit ihr zu speisen. Der Tisch seye schon gedeket, und da sie eben Gäste bei sich haben würde: so fände sie sich im Stande, demselben drei oder vier gute Schüsseln vorzusezen. Dieses Compliment brachte sie mit einer so redlichen und lieblichen Mine hervor, daß es ihm nicht möglich war, ihrer Einladung eine abschlägige Antwort zu geben. Er befahl seinem Kutscher zu Hause zu melden, daß man auf ihn nicht warten dürfe, und innerhalb

image
not
available

sagen, daß die Variable schon in einerlei Classe der Buhlerschule mit obigen size: allein wer auch nur die niedrigste Stuffe eines Lasters betreten, der hat kein ander Mittel von der höchsten entfernet zu bleiben, als daß er stille stehe, und zurüke gehe. Vielleicht hat unsere Vorstellung diese Würkung bei derselben zu ihrem eigenen Besten. Variable hatte durch ihre Künste einen gewissen jungen Menschen, der sich Bessarion nennete, dergestalt eingenommen, daß er ohne dieselbe nicht eben konte: doch suchte derselbe den Zwek seiner Liebe nicht auf verbotnen Wegen zu erhalten. Er entdekte seine Absicht ihrer Mutter: diese lies sich dessen Antrag gefallen, und versprach ihm, ohne Zweifel aus Verlangen ihre flatternde Tochter an einen Mann zu binden, dieselbe zur Ehe. Wie erfreuet war der verliebte Bessarion über dies vermeinte Glüke! Allein, du irretest, betrogener Liebhaber! Deine Variable verstellte sich, und liebte dich nicht redlich. Du warest nicht lange von ihr entfernet: so räumete sie ihr unbeständiges Herz einem andern ein, und thate, als wolte sie von ihrem Bessarion nichts wissen; ob sie gleich seiner Flamme durch verliebte Briefe noch nur vorhero Nahrung zugeschiket. Aber was sie an diesem verübte, das widerfuhr ihr ebenfalls. Der neue Liebhaber wird der unruhigen Variable bald überdrüsig: er ergreift die zum Brechen gegebene Gelegenheit mit beiden Händen: er lies sie sizen, und zoge davon. Bessarion der seiner unglüklichen Liebe halber fast verzweiflen wolte, reitet um sich die Grillen zu vertreiben auf die Jagd. Er gehet in seinen bekümerte Gedanken mit dem geladenen Gewehr so unvorsichtig um, daß er sich selbst den Arm durchschiesset. Die Wunde ist gefährlich; man will sie ihm verbinden: er aber will es nicht zulassen. Er freuet sich, daß er auf solche Weise sein jämerliches Leben bald endigen werde. Er verblutet sich allmählich, und stirbt unter tausendmaliger Widerholung des Namens seiner vergeblich geliebten Variable den Geist auf. Variable die noch über die Unbeständigkeit ihres leztern Liebhabers in Unruh ist, erfähret diesen Unglüksfall. Und wer wolte sich verwundern: wenn sie darüber in die tiefste Traurigkeit gerathen wäre? Doch die Leichtsinnigkeit wirket noch mehr, als die Aufrichtkeit. Sie stellet sich ungeberdiger, als eine halbrasende, und läst zween Tage lang eine so tieffe Traurigkeit an sich erbliken, als die getreueste Seele bei dem Grabe ihres Bräutigams nicht thun kan. Allein dieses ist nichts, als eine blose Verstellung. Acht und vierzig Stunden sind ihr schon zu lang ihren Schalk zu verbergen. Sie höret plözlich auf zu trauren, und wird des folgenden Tags so vergnügt, als wäre ihr von dem unglükseeligen Bessarion nicht das geringste zu Ohren kommen. Wie hätte sich eine warhafte Betrübnis so leichte aus dem Sinn schlagen lassen? Oder wer verfället in verzweiffelnde Geberden, der alles Unglük mit standhaftem Muth zu ertragen geübet ist? Ich habe bei diesen beiden Geschichten bishero nichts weiters gethan, als dieselbe so erzehlet, wie mir die Glaubwürdigkeit befiehlet. Solle nun nicht blos die Neugierigkeit meiner Leser geküzelt; sondern ein besserer Nuzen erhalten werden: so werde ich nicht verdrieslich fallen; wenn ich bei der erstern mit dem Finger auf eine unerhörte Bosheit zweier arglistigen und verwegenen Weibsstüken weise; und die andere eine Abbildung eines leichtsinnigen und brausenden Gemüthes nenne. Derjenige müste fürwahr sehr unfruchtbar an Gedanken seyn, deme nicht aus beiden Begebenheiten eine Menge nüzlicher Lehren einfallen solte. Wenn würde ich aber zu Ende kommen: wenn ich alle diejenigen Betrachtungen herschreiben wolte, die man dabei anstellen kan. Die Enge des Raums erlaubet mir nur einige Schlüsse daraus zu machen, die ich meinen Leserinnen zu weiterer Erwegung mittheile.

mit dem animalischen verwand seye. Es findet sich Eisen in aller Thiere Blut, doch in einem mehr, in dem andern weniger. Das Blut und Fleisch derer Menschen hat die gröseste Quantität, denn folgen die vierfüssige Thiere. Die dritte Classe machen die Fische, und die vierte die Vögel oder Federvieh.

Will man die Probe machen, so müssen die Theile derer Thiere zu Aschen verbrannt werden; da sich dann äussert, daß in denen Beinen und in dem Fett gar kein Eisen, in dem Fleisch wenig, aber in dem Blut das mehreste gefunden werde. So sind auch diese Eisentheile nicht in dem Sero, sondern in denen rothen Kügelein, welche dem Blut die Farbe und Consistenz geben. Herr Menghini suchte auszurechnen, wie viel Eisen in diesem oder jenem Thier möchte zu finden seyn: Da sich dann ergeben, daß in zwei Unzen des rothen vom Geblüt eines Menschen .o. Gran Asche, welche dem Magnet folget, seye. Also daß, wann man auf einen erwachsenen Menschen 25. Pfund Blut rechnet, wovon bei denen mehresten Thieren der halbe Theil rothes ist; so werde man .o. Scrupel oder 3. Unzen weniger . Scrupel, das ist bei nahe 6. Loth Eisenstaub, welcher dem Magnet folget, oder von demselben herausgezogen wird, finden. Und ob man zwar fragen möchte, ob dann dieses ben alles Eisen seye, was der Magnet an sich ziehet? so kan man antworten: Daß wenigstens bishero sonsten nichts bekannt worden, so dem Magnet folget, als das Eisen. Man glaubt, diese Eisentheile helffen zur Wärme des Geblütes, indem selbige durch das Anstossen oder Anreiben eine Hize oder Wärme, gleichwie man alle Tage an dem Eisen siehet, erregen könten: Welches ich will dahin gestellet seyn lassen, ohnerachtet es warhaftig ist, daß das Eisen durch Bewegung und durch Anreiben sich erhize, so, daß man auch durch etliche wenige mit besonderem Vortheil angebrachte Hammerstreiche ein kleines Eisenstänglein fast glüendheis machen könne.

Unschäzbares Arcanum, die Zähne von Jugend auf, bis ins hohe Alter, zu erhalten, auch bei vorfallenden Mängeln oder Schmerzen vollkommen zu curiren, ohne jemals einen Zahn ausnehmen zu lassen.

Nimm Raute 1. Theil und Salbei 2. Theile; zusammen 1. gute Hand voll, (in Ermanglung grüner, nur dürre,) hierüber 1. halbe Maas Wassers gegossen, und bei gelindem Feuer allmälich sieden lassen,

Dieses Wasser wird sodann an einen trokenen und warmen Ort gesezt, und zum Gebrauche jedesmal ein wenig warm gemacht. Es kan 14. Tage und länger dauren.

ches, daß ich sehen solte, wie sie mit ihrem Raube umgehen würde. Wir gaben ihr darauf einige Mäuse, immer eine auf einmal. Unter allen Nattern, deren wol über 60. waren, bekümmerte sich keine einzige um die Maus, bis die erwähnte trächtige, und die Maus einander entdekten: Die Maus erschrak, die Natter aber erhob ihren Kopf, und machte mit dem Halse einen vollkommenen Bogen, wobei ihr Maul offen war, die Zunge spielte, die Augen voll Feuer und der Schwanz aufgerichtet waren. Die Maus schien sich von ihrem Schreken bald wieder zu erholen, und machte eine oder ein paar, manchmal auch mehr Wendungen sehr schnell um die Natter herum, wobei sie dann und wann quikte; endlich aber lief sie sehr schnell in den Rachen der Natter und sank nach und nach ihren Schlund hinunter. Diese ganze Zeit über bewegte sich die Natter nicht von der Stelle, sondern lag in einem Kreise.

Man mus bemerken, daß keine Natter, die man eingesperrt hält, frist, als wenn sie trächtig ist.

Ich sahe eben dergleichen zu Brüssel, wo ein Soldat eine grose trächtige Natter gefangen hatte. Das Haus, wo ich und meine Gesellschaft ich aufhielten, war unweit des Fischmarktes, und mein Wirth hatte eine Saue mit fünf Ferkelchen von . oder 10. Tagen. Wir liessen eines von den Ferkeln von der Natter in den Schwanz beissen, und hieben den Schwanz nach vier Minuten ab: das Ferkel schiene krank und schwindelnd, und der übriggebliebene Theil des Schwanzes schwoll auf, ich glaube aber, das Bluten half ihm, denn den Morgen darauf befand es sich wieder wohl. Eben das geschah einem andern Ferkel, das wir in den Vorderfus beissen liessen, und sieben Minuten nach dem Bisse, den Fus ihm, etwa zweene Zoll über dem Bisse abhieben. Nach diesen beiden nahmen wir die andern drei, und liessen sie an verschiedene Oerter beissen; zwei starben die Nacht, und das dritte, dem wir etwa 5. oder 6. Minuten darauf 10. Gran Tartari Emetici gegeben hatten, kam davon.

Ich versuchte solches nachgehends bei Hunden, die von Nattern waren gebissen worden, und fand, daß dieses Brechmittel ihnen allen half.

Physicalische Nachricht von den Gesundbrunnen überhaupt.

Das reineste und klareste Wasser, worinn auch das scharfsichtigste Auge keine vom Wasser unterschiedene Theile zu entdeken im Stande ist, ist der Fäulnis unterworffen, und mit unendlichen verschiedenen Körperchen unter mancherlei Verhältnis vermischt. So verschieden das Wasser ist, so verschieden sind auch desselben Wirkungen. Denn gleichwie sich in allen Dingen, die die Natur hervorbringt, und die also nicht blose Geburten menschlicher Einbildungskraft

der Erden hervorquellende Wasser, welches dem Geschmak und der Würkung nach von dem gemeinen reinen Wasser, den Salzquellen und dem Seewasser gänzlich unterschieden, worinn theils reine Laugensalze, theils irrdische Theile, bisweilen auch Mittelsalze sich befinden, in welchem man sehr oft nebst den Laugen und Mittelsalzen einen sehr subtilen Eisenkalk antrift, imgleichen viel Luft und fast durchgehends eine mit den kräftigsten Geistern angefüllte Materie, die sich durch den Geruch und einen scharfen Geschmak, imgleichen, wenn man ein solches Wasser bewegt ausgiest, oder aber mit saurem Wein vermischt, durch Bläslein und Dünste zu erkennen gibt. Das sind nun diejenigen Theile, mit welchen die Quellen versehen, denen die Aerzte mit Recht den Namen der Gesundbrunnen glauben beilegen zu können.

Von solchen ist hauptsächlich dieser Hauptunterschied zu merken, daß einige Quellen kalt, andere warm, ja bisweilen so heis sind, daß man das aus selbigen geschöpfte Wasser eine Zeitlang in der freien Luft mus stehen lassen, ehe man es ohne Schaden gebrauchen kan. Wenn man ins Carlsbad nur 3. oder 4. mal was gefiedertes eintauchet, soll es die Federn verlieren, und vom Aachener Bad schreibet Eduard Brown in seiner Reisebeschreibung, daß man dessen Wasser 12. Stunden müste stehen lassen, ehe man sich desselben bedienen wolte. Fast aller Orten, wo es Gesundbrunnen gibt, trift man die kalten Quellen nicht weit von den warmen Bädern, und diese nicht weit von jenen an; daher sie auch in Ansehung ihrer Grundtheile nicht viel von einander unterschieden. Ausser dem Unterschied, den die Gesundbrunnen in Ansehung der Wärme und Kälte haben, gibt es auch einige Quellen, welche ihr mineralisches Wasser nicht beständig geben, sondern zuweilen zu fliessen aufhören, nach einer gewissen Zeit hingegen ihre mittlerweile gesammlete Wasserschätze wieder mittheilen.

Nachdem wir durch die gegebene Umschreibung der Gesundwasser unsere Betrachtungen gehörig eingeschränket, und den Hauptunterschied der Quellen, so weit zu unserm Zwek dienlich, bemerket, so wollen wir mit möglichster Aufmerksamkeit zusehen, mit wie grosem Ernst und Eifer fleissige Naturforscher die in selbigen schwimmende Theile besonders darzustellen sich bemühet, oder aber nur aus den Würkungen auf die Gegenwart geschlossen, und wie weit es ihnen darinn gelungen. Wir wollen erwegen, wie selbige sich die Erzeugung solcher Wasser vorgestellet, und endlich wollen wir die vornehmsten Eigenschaften und Würkungen, die sich auf angezeigte wesentliche Theile gründen, und den Nuzen derselben betrachten.

Schon im Jahre 1667. hat du Clos bei der Parisischen Academie, die zusammen mit der Englischen durch ihr Exempel andere zu sorgfältiger Untersuchung natürlicher Würkungen anzuspornen, zugleich viele Brunnen mit Ernst und Eifer zu untersuchen angefangen. Ihm folgten Burlet, Chomel, Lemery, Boulduc; mit ähnlichem Fleisse liessen sich auch Boyle, Lister und Slare in Engelland die Sache gleichfalls angelegen seyn, imgleichen Stahl und Hofmann in Teutschland.

Man hat aus selbigen, wie wir oben gesehen, insonderheit viel Laugensalz und einen subtilen vitriolischen Geist, bisweilen auch Mittelsalze herausgebracht, imgleichen viel Luft und eine subtile eisenhaltige Materie. In einigen hat sich zugleich die Gegenwart einer Art eines Bergharzes geäussert. Was die Luft und insonderheit die subtile eisenhaltige Materie betrift; so ist es ganz gewis, daß man es nicht allein in den kalten Brunnen, sondern

image
not
available

ingösse, die Farbe sich verlöre. Er schrei- et dem Wasser zugleich einen vitrioli- hen Geschmak zu. Das gelinde Egri- he Brunnenwasser soll, nach seinem ericht, durch Galläpfel nur eine Pur- urfarbe bekommen. Das Schwalba- er- Spa- und Carber-Brunnenwasser der Wetterau sollen einen gelben Bo- nsaz, die beiden ersten von zerstossenen alläpfeln zugleich eine purpurfarbene nctur, das lezte aber nur eine blaue ben. Alle kurz berührte Wasser sollen leich den Stuhlgang schwarz färben, lches die Aerzte als einen neuen Beweis ühren, daß in selbigen ein subtiles Ei- sich befinden müsse. Wenn man be- rket, daß Boulduc aus den Paßi- en Wassern, die auch nur eine rothe und lette Farbe durch zerstossene Galläpfel ommen, ein wahres Eisen hervorge- cht; so ist es zimlich wahrscheinlich, man auch aus allen obbeschriebenen llen ein Eisen hätte zum Vorschein gen können, wenn man die Unter- ung auf ähnliche Art fortgesezet hät- Auch im Carls- und Emserbade soll was eisenhaftiges antreffen. Ob gleich in verschiedenen Sauerbrun- und warmen Bädern Merkmale von n eisenhaften Wesen gefunden wer- so soll es doch auch andere geben, n sich nichts von Eisen zeigen soll, um Exempel das Selter Brunnen- r, das keine Tinctur mit Galläpfeln, keinen gelben Bodensaz geben soll, daß es, wenn man zergangen steinsalz hinzugösse, milchfärbicht e, ohne daß sich etwas zu Boden Bei dem Tönsteiner und Wildun- runnen soll man ein ähnliches wahr- n; ausser daß sich nach Vermischung ergangenem Weinsteinsalz zugleich lthafte Materie absondern soll. So uch das Aachenerbad von zerstosse- alläpfeln im geringsten nicht geän- Vieler andern zu geschweigen. Es dlich auch solche Gesundbrunnen, c ein eisenhaftes Wesen bei sich führen, und in welchen man nichts wei- ter entdeken kan. Zerstossene Galläpfel geben solchen Wassern eine purpurrothe und bisweilen eine schwarze Farbe. Man pfleget in den Gefässen, worinn man ein solches Wasser aufbehält, nach einigen Wochen einen gelben Bodensaz anzutref- fen, welchen man durch die Calcination in einen warhaftigen Crocum Martis soll verwandeln können. Zu diesen Brun- nen rechnet man den Lauchstädter in Meissen, den Radebergischen bei Dres- den, den Bebraischen in Thüringen, den Freiwalder in der Mark, den Weisenbur- gischen in Franken. Aus dem, was an- geführt, sehen wir, daß das Eisen aus denen Brunnen, in welchen es sich be- findet, nicht auf eine solche Art abgeson- dert worden, daß man dessen Verhält- nis zu den übrigen Theilen bestimmet hät- te, welche vielleicht deswegen, weil sie sehr klein, sich nicht angeben läst. Was die Luft betrift, so hält sich diese in allen flüssigen Materien häufig auf, absonder- lich aber in den mineralischen Wassern, aber doch auch in einigen mehr, als in andern. Wie sie sich in den Paßischen Quellen geäussert, haben wir gesehen. Von dem Pyrmonter-Wasser versichert Hofmann, daß es mit dieser elastischen Materie so reichlich versehen, daß es im Stande sey, eine zugemachte Flasche zu zersprengen, wenn es nur ein wenig warm gemacht würde. Von dem Carberwasser in der Wetterau schreibet er, daß es, wenn es geschüttelt und die Oeffnung der Bouteille mit einem Daumen zugehalten würde, nach abgeseztem Daumen mit starkem Geräusch 8. bis 10. Schritte weit heraus sprize, so auch von vielen andern Quellen.

Sobald Boulduc gewis war, daß in den Paßischen mineralischen Wassern ein subtiles Eisen befindlich, muste er als ein scharfsinniger Naturforscher darauf denken, wie es möglich wäre, daß ein Eisen von solchem Wasser könnte aufge- löset werden. So viel sahe er, daß nach einer

image
not
available

. **den ersten** Gesund-
und ein Schwedischer
rna, Gelegenheit be-
esselben und anderer
schen, behauptete er
enen Tractat, daß die
nen sauren flüchtigen
ten, den er mit einer
entlehnten Benennung
ich bisweilen offenbar
ranten und prikelnden
en gäbe, wie zum Exem-
ucher- Spa- Pyrmonter-
sser, und andern mehr.
ser Spiritus in den mei-
getroffen wird; so blei-
elbigem in einem Gefässe
le lange nicht vereiniget.
a selbst hingegen verspü-
tlich keine Abnahme der
bt also einen subtilen sau-
t in den Gesundbrunnen,
ellen haben eine so merk-
daß **Varenius** in seiner
enerali schreibt, daß im
n Königreich Sicilien eine
aus welcher man sich des
att des Essigs soll bedienen
beschriebene Art, den flüch-
chen Geist aus den minera-
ern abzusondern, überzeug-
n **Boulduc**, daß der saure
nicht gänzlich durch
tillation verlohren gegangen
mus sich von selbigem etwas
denn durch hydrostatische Ver-
an gefunden, daß die minera-
sser, wenn sie eine Weile in
an einem warmen Orte stehen,
die vorige Art der Schwere
ndern von schwererer Art sind,
s aus eben denselben Quellen
s Wasser. Dieses zeiget an,
Theile von leichterer Art flüch-
n. Doch alles dieses konnte
änglich seyn, den Herrn **Boul-**
verführen, daß der saure Geist
Theil.

gänzlich davon flöhe, da er denselben würklich abgesondert hatte. Inzwischen wollte er den zureichenden Grund wissen, warum dieser saure Spiritus in dem Passischen Wasser das Eisen verlasse, und sich mit einer andern Materie vereinige. Er wuste, daß ein saurer Spiritus beständig eine metallische Substanz verläst, wenn er sich mit Laugensalzen vereinigen kan, wie denn dieses der natürliche und ordentliche Weg ist, dessen sich die Naturforscher bedienen, eine metallische Substanz von einem sauren Spiritu zu scheiden. Wenn man z. E. zum aufgelösten Vitriol Weinsteinsalz hinzuthut, oder aber ein anderes Laugensalz; so entstehet ein Wallen, die metallischen Theile vom Vitriol fallen zu Boden, der saure Geist des Vitriols vereiniget sich mit dem Weinsteinsalz, und der vitriolische Geschmak äussert sich nicht mehr. Eben ein solches Wallen bemerkte **Boulduc** in den Passischen Wassern, so bald eine äusserliche Bewegung durch Wärme, oder sonst die verschiedenen Theile in denenselben an einander stiessen. Solches nahm er als ein offenbares Merkmal an, daß die laugenhaften und sauren Salze in einander würkten. Die Folge, da das Eisen zu Boden fiel, und der vitriolische Geschmak gänzlich aufhörete, bewis die Sache ebenfalls.

Anfänglich konnten sichs die Naturforscher nicht einbilden, daß ein Laugensalz in den mineralischen Wassern statt finden könnte; weil sie dasselbe sonst durch ein gewaltsames Feuer bereiten müsten, indem sie die Pflanzen zu Aschen verbrannten, und aus der Lauge dieser Asche das Salz hervor bringen musten. Sie konnten nicht begreifen, wie die Natur im mineralichen Reiche dergleichen Salze hätte verfertigen können. **Du Clos** und viele andere mit ihm getraueten sich also nicht, das solchem ähnliche Salz mit dem Namen eines Laugensalzes zu belegen,

image
not
available

verrieth sich ihm in den Bourbonischen Wassern eben auch dieses Salz. Er rachte endlich gar die Krystallen von ei- m wahren Meersalze würklich aus die- n Quellwasser hervor. Von dem Pyr- nterbrunnen schreibet Hofmann, daß daraus, nach angestellter Evapora- , eine Materie heraus gebracht, die, hinzugetröpfeltem Vitriolöhl, also einen subtilen Dampf von sich gege- der heftig in der Nasen gekizelt, wie es zu geschehen pflegt, wenn gemeines Salz mit Vitriolöhl ver- . Eben dergleichen geschahe auch n Tönsteiner Brunnensalz, nach- enige Tropfen von dem stärkesten l hinzugetröpfelt. Wenn man d von dem Wisbade verrauchen l ein halb Quintlein trokene Ma- k bleiben, welche in glüenden rasseln, von wenigen Tropfen riolöls in eine heftige Wallung und einen durchdringenden ben als wenn man gemeines Vitriolöl miteinander ver- n sich hauchen soll. Lister dere haben in verschiedenen was von einem gemeinen den. Daß die Paßischen Mittelsalz geben, von der s Glaubers wunderbares wir gesehen. Eben ein sol- h die Bourbonischen Quel- ischen Brunnen in Teutsch- en die laulichte Quelle im Mühlbrunn genannt. So e andere Brunnen, die Salz versehen. Hiebei unbetrachtet übergehen, n Zweifel derjenigen be- beschriebene Art, die eralischen Wassern ab- en getadelt, weil man seyn könnte, ob der- e man hervorbringt, mineralischen Was- r ob sie nicht durch währender chymi- schen Operation erzeuget würden. Er lies eine Menge Wassers aus den warmen Bourbonischen Quellen gefrieren, schlug das Eis in Stüken, und fand in der Mitte klares Wasser, so einen sehr laugenhaften Geschmak hatte. Da diese Lauge davon flos, nahm sie ganz vollkommen formirte Krystallen mit sich, die eine vollkommene Aehnlichkeit mit den Krystallen hatten, die durchs Feuer aus eben diesem Quellwasser waren hervorgebracht worden, ausser daß sie kleiner waren.

Ob man nun gleich bisweilen dergleichen Mittelsalze, wie im vorhergehenden beschrieben, in den Gesundbrunnen antrifft, so geschiehet das doch nicht ordentlich. Ordentlich aber soll man ein fixes Laugensalz ohne Säure in denselben antreffen, und zwar in den warmen Bädern mehr, als in den kalten Brunnen. Von diesem Salz trift man in den besten Gesundbrunnen in Ansehung der übrigen Grundtheile am meisten an. Hofmann hat im Carlsbade nach Abrauchung des Wassers aus 2. Quintlein rükständiger Materie 1. Scrupel Laugensalz bekommen. Aus dem Bollischen Brunnen im Herzogthum Würtenberg und aus dem Emser Bade in der Wetterau soll man eben so viel Laugensalz ziehen. Von dem Aachenerbad soll 1. Pfund Wasser 20. Gran Laugensalz geben. Aus den Bourbonischen Bädern in Frankreich hat Chomel aus einem Pfund Wasser 20. Gran Laugensalz bekommen. So sollen auch die Töplizer- und Hirschbergerbäder aus 6. Maas Wasser ein Quintgen Laugensalz geben. Der Selterbrunnen gibt aus 2. Apothekerpfunden 2. Scrupel Laugensalz. Der Sauerthaler gibt aus eben so viel Pfunden 16. Gran Laugensalz, die Wildungischen aber nur 4. Gran. Sonsten wallen unterschiedene andere Wasser, wenn sie mit sauren Sachen vermischt worden, auf, und zeigen also schon hierdurch an, daß sie ein dem sauren Salz

ich leicht mit der laugenhaften Erde des Meersalzes, und stellete das wunderbare Glauberische Salz dar. Der entbundene Spiritus des Meersalzes gieng die Vorlage über. Ein Theil von dem itriolöl vereinigte sich mit der verbrennchen Materie des Bergharzes, und rmirte einen mineralischen Schwefel, lcher sich oben in den Hals der Retorte sezte. Hieraus kan man begreifen, wie weilen aus den mineralischen Wassern der Destillation ein würklicher mineraler Schwefel sich erzeugen könne, n sich in den mineralischen Wassern subtiler Bergharz und ein subtiler vilischer Geist befindet.

Nachdem wir nun die Hauptgrunde der Gesundbrunnen betrachtet, und Herren Chymicis zugesehen, wie sie den mineralischen Wassern die würkn Theile zum Vorschein bringen, oder derselben Gegenwart beweisen, als Exempel, einen flüchtigen vitrioli Geist, viel Luft, fixe und flüchtige ensalze, ein subtiles Eisen, bisweiige Mittelsalze, Bergharz und subirrdische und kalkhafte Theilchen, d es nunmehro Zeit seyn, daß wir n, wie diese mineralische Wasser Erden erzeuget werden. Vor allen n ist zuerst in aufmerksame Beung zu ziehen, die Erzeugung der Hize bei einigen Brunnen. Daß tur in ihren unterirrdischen Ben in der Erden ein Feuer habe, unser Küchenfeuer an Heftigkeit t, zeiget der Sicilianische Aetna, apolitanische Vesuvius, ingleichen alten Island wütende Hecla, und dere feuerspeiende Berge. Die en sind inzwischen die ofenbarnächsten Zeugen, daß die Naer Erden viel von dergleichen sammle, wodurch sie zuweilen rdbeben und durch Auswerfung ammen und schweren Körper ein olles Spiel erregen kan. Lemery zeigte, daß man der Natur dieses Spiel nachmachen könnte. Er machte aus 50. Pfund subtil zergossenem Schwefel und eben so viel reinem Eisenfeil vermittelst reines Wassers einen diken Taig, legte selbigen in einen Topf, dekte den Topf mit Leinwand zu, und verscharrte ihn 1. Fus tief in die Erde. Nach 8. Stunden ohngefehr fieng sich die Erde an in die Höhe zu begeben und zu bersten. Es fuhr aus den Rizen ein schweflichter Dampf und endlich eine Flamme heraus. Nachdem die Flamme aufgehöret, nahm er eine rund um die Rizen ausgestreuete gelbe und schwarze Materie wahr. Hätte er mehr Materie genommen, würde er es der Natur noch besser nachgemacht haben. Die in der Materie eingeschlossene Luft muste durch die von aussen eindringende Wärme ausgedehnt, und die Materie in Bewegung gesezt werden. Das Eisen muste an den Schwefel anstossen. Die Säure im Schwefel, welche ein vollkommenes Vitriolöl ist, muste, wie ordentlich geschiehet, das Eisen auflösen, und eine Hize erregen. Durch diese Hize muste die eingeschlossene Luft noch mehr ausgedehnet, die Erde also aus einander getrieben, und durch den Zuflus der kalten Luft die verbrennliche Materie des Schwefels angezündet werden, und also durch die Rize in Gestalt einer Flamme heraus fahren.

Lemery glaubte, daß die Natur in den feuerspeyenden Bergen einer ähnlichen Materie sich bedienete. Dieses glaubte er um so viel eher, weil er wuste, daß man, nachdem derselben schrekhafte Würkungen aufhörten, würklich viel Schwefel um den Bergen auf der Oberfläche der Erde anträfe, in den Rizen der Erde aber, wo die Flamme herausgefahren, eine Materie, die den Eisenschlaken, die sich in den Schmiedehütten von dem Eisen scheiden, ähnlich wäre, sich befinde. Da nun auf diese Art klar ist, daß unter der Erde auch in den käl-

image
not
available

o grose Mühe, aus etlichen von diesen
Grundtheilen die Erzeugung der Salze
egreiflich zu machen. Sie sagen, daß
urch einen sauren Schwefeldampf eine
lkichte Erde in ein wahres Laugensalz
nne verwandelt werden; wie sie denn
ürklich aus Kreide, Kalk, Gips und
derer laugenhaften Erde, nach ge-
ehener Versezung mit sauren Geistern,
Laugensalz darstestellen, das alle die-
igen Proben aushält, die man in dem
den mineralischen Wassern abgeson-
ten wahrnimmt. Sie geben also vor,
, wenn eine laugenhafte Erde von ei-
geringen Vorrath der subtilsten sau-
schweselichten Dünste durchdrungen
de, aus solcher ein flüchtiges Salz
de. Wenn hingegen die eisen- und
efelhaftigen Materien sich aufs äus-
erhizten, stiegen auch gröbere Dün-
die Höhe, und vereinigten sich ge-
r mit einer laugenhaften Erde, und
iese Art müste ein fixes Laugensalz
Quellen kommen. Andere Chymi-
r merken wol, daß keine vollkom-
Gewisheit in der Sache sey, weil
us einer kalkichten Erde mit einem
Spiritu ohne Zuthuung einer
e Holzkohlen das fixe Laugensalz
machen können. Sie glauben also,
würklich Laugensalz in der Erden
finde, und das kommt ihnen um so
hrscheinlicher vor, weil sie aus den
geschichten wissen, daß man solches
Egypten habe, welches man
n nennet, und daß die Einwohner
rna und Ephesus aus einem der-
mineralischen Laugensalz ihre
machen pflegten. Inzwischen
ie es eben auch nicht an den Or-
es Quellen gibt, sie mögen so
g suchen, wie sie immer wol-
so groser Menge, daß sie es aus
en auslaugen könnten. Ja,
es gleich fänden, so müsten sie
h ein flüchtiges Laugensalz su-
es gibt noch andere Chymicos,
die das fixe Laugensalz aus dem flüchti-
gen und einer kalkhaften Erde zusammen
gesezt zu seyn vermeynen. Auf diese Ge-
danken gerathen sie, weil sie aus eben den
Pflanzen, aus deren Asche sie ein fixes
Laugensalz ziehen, währender Fäulnis
einen flüchtigen laugenhaftigen Spiri-
tum, nach der Fäulnis hingegen nicht
ein Stäubchen von einem fixen Laugen-
salz hervorbringen können. Sie schlies-
sen also hieraus, daß das fixe Salz noth-
wendig aus dem flüchtigen und einer an-
dern Materie zusammengesezt seyn müsse.
Weil sie nun, indem sie das fixe Laugen-
salz öfters auflösen, wahrnehmen, daß
sich von selbigem eine subtile Erde schei-
det; so urtheilen sie, daß nur eine subtile
Erde sich mit dem flüchtigen Salz verei-
nigen müsse, wenn ein fixes Salz entste-
hen soll. Gesezt nun, daß sich ein fixes
Salz durch eine genaue Vereinigung mit
einem flüchtigen erzeugen liesse; so haben
sie nichts desto weniger den Knoten noch
aufzulösen, wie ein solches in die Erde
komme, da es selbigen unwahrscheinlich
vorkommt, daß die in und auf der Er-
den faulende Pflanzen, Thiere, Wür-
mer, Ungezieser &c. dazu was beitragen
können.

Aus diesem, was wir angeführet, sie-
het der geneigte Leser, daß die Art von
der Erzeugung der Laugensalze in den
mineralischen Wassern noch Zweifeln un-
terworfen, die man vielleicht mit der
Zeit glüklich auflösen wird.

Die Erzeugung der sauren vitriolischen
Geister in den mineralischen Wassern kön-
nen sich die Herren Chymici schon leich-
ter vorstellen. Sie finden an den Or-
ten, wo es mineralische Quellen gibt, ei-
ne eisen- und schwefelhaltige Materie,
Bergharze, Steinkohlen &c. sie wissen,
daß die Materien, wenn sie durchs Was-
ser vereiniget werden, sich erhizen, weil
die in dem Schwefel befindliche Säure
dadurch, daß sie das Eisen angreift und
auf-

emerket, die Tinktur, die solche Was-
r mit zerstossenen Galläpfeln gäben, sey
i kaltem Wetter stärker, als bei war-
en Wetter, und daß sich die tingiren-
Kraft bei warmer Witterung nicht so
cht verliere, zumal wenn die Gefässe
l vermacht werden.

Die meisten warmen Quellen haben we-
i der schweren Salze die Eigenschaft,
i sie ihre Wärme nicht sobald
lieren; denn wenn man mit dem aus
igem geschöpften Wasser gemeines
sser von gleicher Wärme stehen läst,
t das gemeine Wasser schon kalt, wenn
es noch laulicht ist. Ja es geschiehet
rs, wenn das gemeine Wasser gleich
nd heis ist. Wegen der vielen fetten
le, die man in einigen Wassern an-
, werden die silberne Gefässe, die
in dergleichen Wasser eintauchet,
n gefärbet, und bisweilen ganz über-
t. Dieses siehet man an dem Aache-
asser. Man hat aber eben nicht Ur-
zu glauben, daß diese färbende Ma-
ein Schwefel sey, zumal da die
därzte angemerket, daß ihre silber-
nstrumenten, wenn sie damit ge-
eiterhafte Materien berührten,
alls übergüldet würden. Man
ber zugleich nicht zweifeln, daß
us einer solchen Materie, vermö-
Vereinigung mit einem Vitriol-
ein gemeiner wahrer Schwefel,
s *allen* übrigen Fettigkeiten, ent-
könne; weil man würklich wahr-
, daß die sich selbst gelassene Na-
n dergleichen Schwefel bei eini-
ellen hervorbringt, wie z. E. in
chenerquellen.

den Nuzen der Gesundbrunnen
rzeneikunst betrift, so glauben die
daß solche Wasser wegen des luf-
riolischen Geistes den Umlauf des
erleichtern und befördern. Sie
n, daß die Erfahrung es bestät-
d daß diejenigen, die derglei-
chen Wasser trinken, kurz darauf einen stärkern und geschwindern Puls hätten, womit eine Wärme verknüpft wäre; es erfolgte darauf ein Schweis; alle natürliche Feuchtigkeiten würdem im Leibe würksamer, und schaffeten mit einem glüklichen Erfolge alle Unreinigkeiten aus dem Leibe; die Laugensalze vereinigten sich mit der schädlichen Säure in dem Magen und in den Gedärmen, öffneten die Milchwege, wenn sie durch einen zähen Schleim verstopfet wären, flössen mit dem Nahrungssaft ins Geblüt, machten dasselbe, wenn es dik und zähe geworden, wieder flüssig; die Mittelsalze hätten einen ähnlichen Nuzen, ja die Laugensalze würden, wenn sie sich in dem Leibe mit einer schädlichen Säure vermischten, Mittelsalz, und beförderten den Stuhlgang wie die Mittelsalze ungemein; durch die subtile Eisentheilchen würden die Gedärme stark gemacht, und die schlapp gewordene Fäserchen gleichsam wieder gestimmet und aufgespannet; die laugenhafte Erde könne keine Verstopfungen verursachen, wenn die mineralischen Wasser zugleich mit den andern edlern und subtilern Grundtheilen versehen wären; dieneten inzwischen ebenfalls dazu, daß sie die Säure aus dem Leibe an sich zögen, welche folglich sammt diesen irrdischen Theilgen aus dem Leibe durch die natürlichen Wege herausgeschafet würden; die warmen Quellen sollen nur zum äusserlichen Gebrauch dienen, wegen ihrer gröbern Grundtheile. Aus allem diesem beurtheilen sie, in wieweit ein Brunnen in einem besondern Falle zu rathe zu ziehen. Ja viele haben sich auch unternommen, nachdem einige Grundtheile bekannt worden, die mineralische Wasser nachzumachen. Boyle hat Eisenfeil in Weinessig digeriret, und dadurch etwas den mineralischen Wassern ähnlich hervorbringen wollen, welches aber wegen der Abwesenheit eines Laugensalzes als eines Hauptgrundtheils der vollkommensten Quellen, von den Aerz-

Uberschwemmung
nd daß von dem
n und Umstände
n sind. Es ist dis
Sachen, die vor so
a mehreren Jahren
nur durch die Er-
anzet worden sind,
mischt werden kön-
n Ovidius sind noch
alten Geschichtschrei-
ı, welche alle einer
rdüberschwemmung
deren man viele in
ı Herrn Professor
iberzeugenden Vor-
t und der Schrift fin-
n die Beschaffenheit
erer Erden nach pag.
ausserlesenen Samm-
eils die Vermuthung
emals eine grosse Ver-
der Oberfläche unserer
eine oder mehrere Uber-
en müsse verursachet
: also wird dieselbe
achrichten: so die älte-
geben, nicht wenig be-

§. 3.

eilige Geschichtschreiber
t im 7. Capitel seines er-
diese Vermuthung ausser
Er berichtet, daß GOtt
Jahr, nachdem die Erde
ärtigen Zustand versezet
eine Uberschwemmung
lbe habe kommen lassen,
Ellen hoch über die Ber-

ge gegangen wäre. Er führet im 5. §. 7. Vers des 6. Capitels die Ursach an, welche GOtt bewogen hätte, eine solche Verwüstung anzurichten, nemlich das Land von frevelhaften Sündern zu reinigen: daher auch diese Uberschwemmung die Sündflut genannt wird. Weil Moses von den Gewässern der Sündflut schreibt, daß sie über die Berge gegangen: so will er sonder Zweifel sagen, daß sie sich über die ganze Oberfläche der Erden erstreket habe. Vermöge der Flüssigkeit des Wassers ist es nicht möglich dasselbe aufzuthürmen. Daher das Gewässer die ganze Erde umgeben haben mus, um über die höchsten Berge steigen zu können. Die Nachricht, daß sich Noah zu seiner Erhaltung ein groses Schif bauen müssen, zeiget ebenfalls an, daß Moses eine allgemeine Sündflut beschreiben wolle. Er würde uns sonsten nur sagen dürfen, daß dieser andere Stammvater des menschlichen Geschlechts den Befehl erhalten, sich in ein ander Land zu begeben, wo er bewahret worden. Und worzu wären die Thiere, und so gar die Vögel im Kasten nöthig gewesen: wenn in andern Gegenden einige hätten übrig bleiben können?

§. 4.

Wider diese Allgemeinheit der Sündflut ist mir ein Zweifel gemacht worden. Wenn die Erde dazumal nicht ganz bevölkert gewesen; wie

P 2 der

image
not
available

l geschwinder vor sich
[M]an nun die Verdop-
[i]n 100. Jahren gesche-
[r]eich Krieg und Pesti-
[n]t auf ausserordentliche
[u]nterlaufen: so werden
[e]ige etwas zu erinnern
[n] ich sage, daß damal
[p]elung viermal so ge-
[u]nd also in 25. Jahren,
[e]n können. Ich mus
[ne]hmen, daß Adam von
[f]ung bis aufs fünfzigste
[W]elt 6. Kinder erzeuget
[re]chnet man die ersten El-
so ist die Verdoppelung
[ge]schehen. Bis aufs hun-
[Ja]hr müsten wieder zwo
[Verdoppe]lungen geschehen seyn, und
l der Menschen würde sich
[e]n. Eine solche Vermeh-
gewis nicht unbegreiflich:
noch jezo viele Exempel da-
[tr]effen kan. Es wird auch
[se]inen Kindern den Befehl
, Seyd fruchtbar und
[e]uch/ bekannt gemacht, und
en sich darnach geachtet ha-
[W]enn man nun nach dieser
[...]tion bis auf 1650. als zu
[...]en der Sündflut fortgehet:
[ni]mmt man eine progressionem
[...]ricam von 66. terminis, oder
[m]an sich die Verdoppelung 66.
[vo]rstellen. Wer nachrechnet,
[f]inden, daß das lezte Geschlecht
[vo]r Sündflut, nach dieser Art
[...]nen, sich etwa auf 737. Tril-
[...] belaufen müste. Nimmt
die vorigen Geschlechter von
5. bis 600. Jahren, welche alle noch haben leben können, darzu: so möchte wol eine Quadrillion heraus kommen. So möglich diese Art der Vermehrung ist: so unbegreiflich ist hernach die Summe, so heraus kommt. Kaum würde diese Zahl auf dem Erdboden haben stehen können. Ich will daher nachgeben, und sezen, daß die Verdoppelung alle 40. Jahre geschehen. Solten nicht im 80. Jahr nach der Schöpfung 8. Menschen auf der Erden gewesen seyn? und werden die Kinder Adams sich nicht nach dem Exempel ihres Vaters gerichtet haben? Nach dieser Art müssen im Jahr 1640. schon 4. Billionen Menschen auf Erden gewesen seyn: welches wieder zu viel ist. Also will ich so viel nachgeben, als nur auf der Welt möglich ist. Der grossen und überwigenden Vortheile ungeachtet, so die erste Welt vor der unsrigen in Absicht auf die Vermehrung gehabt hat, will ich nur annehmen, daß die Verdoppelung in 50. Jahren geschehen sey: wogegen sich nicht das geringste wahrscheinliche einwenden lässet, indem dergleichen bei nahe noch jezo in einigen Königlich Preusischen Provinzen geschicht. Nach diesem Saz erhalten wir 33. Verdoppelungen vor der Sündflut. Folglich haben gelebet

Im Anfang : : : :	2. Personen.
Im 50sten Jahr der Welt	4. Personen.
Im Jahr 100. : : :	8. Personen.
Im Jahr 1000. : : :	2. Millionen
Im Jahr 1550. : :	4000. Millionen

image
not
available

der, welche am weitesten
tfernet waren. Es gieng
n der Armen, und über
er Fürsten. Es bedekte
rge. So wenig sich die
ercules, Gibraltar und
u Tage für Überschwem-
ten, ob sie gleich an dem
so sind sie dazumal doch
nit eingetaucht worden.
eraus, daß es keine gerin-
, so viel Wasser herbei zu
) wird sichs zeigen, daß sie

§. 6.

otteßgelehrten haben allen
iten auf einmal durch ein
zuhelfen gesucht. Sie men-
er allmächtige GOTT, wel-
ein Wort Himmel und Erden
abe, durch eben dasselbe Wort
ässer aus nichts hätte her-
n können, als zur Sündflut
esen ist. Man kan dis nicht
Allein, da weder die heilige
ese Begebenheit ein Wunder-
et; noch dieselbe vor der Hand
raft der Natur zu sezen ist: so
r, daß man sich nicht übereilen
die gewöhnlichste Erklärung der
: nimmt ihre Zuflucht zu den
, welche theils in den Wolken,
der Erde vorhanden sind.
hat ausgerechnet, daß in der
r wol so viel Wasser seyn könne,
Sündflut nöthig gewesen seyn
Was in dem III. Theil dieser ob-
rten auserlesenen Sammlungen,
9. von den unterirrdischen Gewäs-
geführet worden: so finde ich kei-
nde, aus welchen ich in so ferne
Meinung die Möglichkeit abspre-
nnte. In der Erden ist al-
asser genug zur Sündflut,
ie Wolken kan man als ei-

ne Zulage ansehen. Will man sich nun die Sündflut vorstellen: so seze man 1) daß es stark geregnet habe, 2) daß die Winde gewehet, und das Meer auf die Erde getrieben, 3) daß starke Erdbeben gewesen. Es sind dis lauter natürliche Begebenheiten, und man erkläret dadurch die Sündflut aus natürlichen Ursachen. Aber ich habe doch viele Bedenklichkeiten zu eröffnen:

1) Daß es stark geregnet habe, ist eine Warheit. Aber woher kam solcher Regen? Es ist erweislich, daß vor der Sündflut die Ursachen, welche heut zu Tage Regen bringen, nicht vorhanden gewesen sind, indeme kein See noch Weltmeer ware. Doch werde ich bald zeigen können, woher der Regen gekommen: aber diejenigen, welche ihn aus heut zu Tage bekannten Ursachen herleiten, scheinen keinen Grund zu haben. Jedoch wenn ich auch auf eine kurze Zeit zugebe, daß es damals aus natürlichen Ursachen, und nach der Beschafenheit unserer Erde, habe regnen können: wird man auch viel gewinnen? Weis man Exempel, daß es einmal auf der ganzen Erde geregnet? Kan man sich die Möglichkeit vorstellen? Würden nicht die Meere, Seen und Flüsse vorher zimlich erschöpfet werden, ehe so viele Wolken entstehen könnten, daß sie die ganze Erde umgeben, und zu einem vierzig tägigen Regen das Wasser herbei schafen könten? Thomas Burnet hat in seiner Theoria telluris sacra, oder heiligen Erdbetrachtung aus gelehrten Anmerkungen über den Regen gezeiget, daß der gröseste Plazregen nicht 40. Tage, sondern 40. Jahre hätte dauren müssen, um die gehörige Menge des Gewässers zu liefern: ob er solche gleich sehr geringe annimmt.

2) Die

er in dem Artikel von der heiligen Dreieinigkeit etwas unrichtiges vorgetragen: so lassen wir ihm seine Irthümer. Wenn er aber von der Sündflut nüzliche Warheiten entdeket hat: so ist es billich, daß wir sie mit Dank annehmen, und uns an das Sprichwort erinnern, daß kein Mensch so böse sey, welcher nicht etwas Gutes an sich habe. Es hatte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts der oben oft angeführte **Thomas Burnet** seine heilige Erdbetrachtung herausgegeben, und dadurch den **Whiston** veranlasset, der Sache ebenfalls nachzudenken. Nach der Scharfsinnigkeit, womit Herr Whiston begabet ist, entdekte er die Richtigkeit des Burnetischen Erdbebens sehr bald, und seine grose Erkenntnis in der Astronomie, nebst den neuen Entdekungen, welche Newton und Halley dazumal von den Cometen gemacht hatten, sezten ihn in den Stand, etwas gründliches der Welt zu lehren. Er hat es in einem englischen Buch gethan, welches unter dem Titel: *A nevv thorie of Aerth*, oder neue Erdbetrachtung 1696. heraus gekommen ist. Man hat eine teutsche Übersezung davon, welche aber so schlecht gerathen ist, daß sich ein gelehrter Mann durch eine bessere in Teutschland verbinden würde. Übrigens ist der berühmte Herr Professor Gottsched in Leipzig, der erste in Teutschland gewesen, welcher Whistons Lehre von der Sündflut öffentlich als eine Warheit vorgetragen hat, welches man in dem ersten Theil seiner beliebten Philosophie findet. Der Herr Magister Krüger hat in seiner Naturlehre ein gleiches gethan. Vielleicht haben auch andere Gelehrten den Whistonischen Saz in Schriften behauptet: wenigstens ist er rechtschaffenen Gelehrten schon lange bekannt, und von ihnen zum Theil in der Stille gebrauchet worden. Ich werde diesen grosen und gelehrten Männern folgen, nicht weil sie es gesagt und geschrieben: sondern weil sie die Warheit gelehret haben.

§. 8.

Ich behaupte, daß es möglich sey, daß die Sündflut durch die Annäherung eines Cometen entstanden: und mus daher zeigen, daß theils durch einen Cometen das unterirrdische Gewässer der Erden auf ihre Oberfläche gebracht: theils durch eben denselben ein gewaltiger Regen habe verursacht werden können. Ich erweise es stükweis.

§. 9.

Ein Comet kan das unterirrdische Gewässer auf die Oberfläche der Erden werfen. Wenn es Cometen gibt, welche 16 mal gröser als der Mond sind, dergleichen schon bemerket worden, oder welche gar die Erde der Gröse nach übertreffen: so mus auch ihre Kraft um so viel gröser seyn. Ein geschwinder bewegter Körper hat mehrere Kraft, als ein langsamer. Es können Cometen seyn, welche geschwinder laufen als Mond und Erde: solche haben ebenfalls eine grösere Kraft. Indem aber der Mond das Meerwasser über 16. Schuhe in die Höhe ziehet: was würde ein gröserer und sich geschwinder bewegender Comet thun, wenn er so nahe käme, als der Mond? Ich kan aber sezen, daß der Comet der Erden so nahe gekommen, daß diese durch seinen Dunstcreis gehen müssen. Wie stark mus in diesen Umständen seine Würkung gewesen seyn? wird er nicht alles unterirrdische Gewässer rege gemacht, und da es nicht sogleich folgen können, die Brunnen des grosen Abgrunds gespaltet, und das Wasser rings herum auf die Oberfläche getrieben haben, da die tägliche Umdrehung der Erden dazu kam? Es sind dis mögliche Dinge, gleichwie sie auch schon erwiesen worden in dem besagten III. Theil der auserlesenen Sammlungen pag. 120.

§. 10.

Wenn man aus einer Tonne eine flüssige Materie, Wasser, Bier, rc. heraus lässet:

image
not
available

iejenigen, so diesen
ten, werden auch im
de Umstände zu über=
ff von der Schwere
Erfahrung, und wir
ngen von der Erden,
sser einer Berührung
n befindet. Hier aber
ührung angenommen.
ngereimt seyn, wenn
ch ein Himmelskörper
rung befindet, eben so
h, wenn ihm ein ande=
r stark berühret? Da
urnus, bei der Con=
er Bahn weichen, wie
bei einer Berührung an=
nerket werden.

§. 15.

glichkeit, daß der Regen
t aus einem Cometen her=
get daß wenn die Sache
er Regen warm oder heis
üsse. Wer zweifelt, der
d über siedendes Wasser:
en, daß der Dampf heis
aber nicht nöthig bei die=
ische wegen besorgt zu seyn.
der Meinung, die ich als
lle, daß das allermeiste
er aus der kalten Erden
o hätte das warme Come=
iges auf der Fläche zwar
r nicht bis auf den Grund
n können.

§. 16.

enwasser kan man sonsten in
altung nüzlich gebrauchen:
so aus dem Cometen, ge=
en, hat herunter regnen kön=
e ganz unbrauchbar gewesen
muthlich wäre es mit irrdischen
ten, und andern minerali=
lchen gar sehr vermischet ge=
wesen: gleichwie auch das Wasser, so bei einem Erdbeben aus der Erden komt, nicht rein und lauter ist. Man hat wider mich eingewendet, daß man zwar das Wasser auf dem Cometen nicht läugne: aber man hielte es doch von anderer Natur, als das Irrdische. Weil ich nun meinen Herren Gegnern in billichen Dingen gern nachgebe: so habe ich diesen Saz selbst vorbringen wollen. Wenn ich nur hinreichendes Wasser zur Sündflut zeigen kan: so bin ich zufrieden; es mag übrigens trübe, rauchend, und ungesund seyn. Wenn ich die Würklichkeit der cometischen Sündflut erweisen kan: so gibt dis trübe und ungesunde Wasser, so auf die Erde gekommen, einen Grund an, woraus man von dem so sehr geänderten Lebensziel der Menschen urtheilen kan.

§. 17.

Auch dis mus ich zugeben, daß, wenn die Erde in den Dunstcreis eines Cometen gerathen seyn solte, auf derselben eine egyptische Finsternis würde bemerket worden seyn. Es ist wahr, daß durch den Schwanz des Cometen, auch durch die äussersten Cirkel seines Dunstcreises die Sterne gesehen werden können, weil sich in diesen Gegenden ein dünner Rauch aufhält: aber wir haben die Erde zu tief in den Dunstcreis hinein geführet, wo es ohnmöglich allezeit heiter seyn kan.

§. 18.

Wenn ein Comet bei seinem Hingang zur Sonne die beiden erwiesenen Würkungen hat auslassen können: so ist es auch möglich, daß er dergleichen bei seiner Rükkunft zum zweitenmal vorgenommen, und die erste Noth vermehret habe. Der Comet hätte in einem andern Punct die Erdbahn durchschnitten, und die Erde wäre unterdessen zu jenem gerüket, indem er sich um die Sonne geschwungen. Wenn dieses geschehen, so wäre der Comet aufs neue von der Sonne

image
not
available

o Nachrichten stehen: so
ühe werth, ein wenig in
:rn.

§. 21.

Volk hat das alleräleste
.ige Schrift altes Testa-
elchen wir Christen es er-
Man mus die Treue der
, daß sie gute Bewahrer
ıen Buchs gewesen sind.
eit verdienet doch so viel
daß man nicht alles ver-
was von den Juden her-
enn uns nun die Juden et-
ı Geschichten erzehlen, und
allen Umständen, so man
durch Schlüsse erkannt
so halte es für unbillich,
es Betrugs beschuldige. Er-
r Fabeln, so mus man sie
halten, was sie sind. Nun
daß bei den Juden viele alte
oder Nachrichten anzutreffen.
Apostel haben sich auch selbst
dienet. Man kan in Ham-
rung des Neuen Testaments
finden. Ich führe nur eine
3, 8. werden die egyptischen
annes und Hambres ge-
che Namen in den Büchern
t zu finden: sondern in einer
ı Übersezung der Schrift, wor-
s alten Nachrichten gesezet
Wie nun die heiligen Apostel
n Nachrichten nüzlich gebrau-
n: also stehet uns frei ein
thun.

§. 22.

ıden haben alte Nachrichten
Schrift gehabt, welche sie in
ulen mündlich fortgepflanzet.
ber nach der Zerstörung Jerusa-
lle Welt zerstreuet wurden, und
varen Urkunden halber in Sor-
gen stunden: so fasten sie den Schlus,
auch dasjenige in Schriften zu verfassen,
was sie bisher mündlich weiter gebracht
hatten. Die Säze, womit sie einen
Zaun um das Gesez Mosis gemacht hat-
ten, schienen der ersten Sorgfalt werth
zu seyn. Rabbi Juda Hakkadosch, der
Heilige, hat 150. Jahr nach Christi Ge-
burt dis Werk zu Tiberias übernommen,
und die Mischna verfertiget. In dieser
mus man also nur Lehrsäze, aber keine
Historien suchen. Fünfzig Jahr hernach
hat Rabbi Jochanan auch die Gemara
zu Stande gebracht, welche allerlei Ge-
schichte, Fabeln und Streitigkeiten in
sich fasset. Beide Werke machen den
Talmud aus. Es schiene aber diese Ge-
mara den babylonischen Jüden nicht hin-
reichend, daher Rabbi Ase im 4ten, und
Rabbi Abina im 5ten Jahrhundert, eine
neue Sammlung anstelleten, welche der
babylonische Talmud genannt wird.
Mein Werk ist es nicht, diese hebräische
Tröster zu untersuchen, zusammen zu
halten, und über dem Vorzug einen
Spruch zu thun. Da aber unterdessen
die ganze Judenschaft die lezte Gemara
vorziehet: so glaube ich dismal was der
gröste Hause glaubet, und gönne ihr auch
den Vorzug.

§. 23.

Indem in der Gemara, oder dem grö-
ßern Theil des Talmuds, historische alte
Erzehlungen anzutrefen; dasjenige aber,
so mündlich fortgepflanzet wird, sich
leicht mit Zusäzen vermischet; so kan es
seyn, daß einige Mährlein im Talmud
stehen. Ich gehe weiter und gebe zu,
daß der Talmud unzehlbare recht voll-
ständige Fabeln in sich fasse.

§. 24.

Weil aber im Talmud auch Warhei-
ten anzutrefen: so mus man es mit ihm
halten, wie es Virgilius mit den Schrif-
ten des Ennius gemacht hat. Er suchte
sich das Beste aus. Mich dünkt, wenn
die

os 5, 8. Die lezte Stel-
so ich aufschlug. Und
Glük war mir aufgeho-
ihrte Stelle sezte mich in
Whistonische Lehre von der
ne Göttliche Warheit zu
habe das Vertrauen zu
sern, daß sie die Nach-
folgendem Abschnitt mit-
orurtheile betrachten, und
rch ihre Deutlichkeit Bei-
, mit Verwunderung, und
Ott, annehmen werden.

§. 26.

t Amos ermahnet im 5ten
. das Volk zur Busse, und
angezogenen Ort folgenden
denn der Jehova ists, wel-
neten oder Wunderstern
nd durch ihn ehemals den
schwarze Finsternis ver-
Mittag aber wie die Nacht
at. Er ists, welcher
n Stern das unterirdische
er Erden auf ihre Ober-
ben, und also die Sünd-
lassen. Dis Zeugnis ist
, daß es allen Zweifel auf
an, woferne sich die Rich-
r Uebersezung darthun lässet.
e ich also zu bewerkstelligen,
nünftiger Gelehrter ein Be-
n wird, meine Erklärung an-

§. 27.

lso gezeiget habe, daß eine
Sündflut gewesen, welche
gehabt haben mus; daß die
en Erklärungen insgesammt
, hingegen des Herrn Whi-
, daß ein Comet die Ursach
möglich ist, und dadurch sehr
lich wird; daß solcher durch-
it dem Bericht des heiligen
hreibers übereinstimmet; daß
rch die alleràlteste Tradition
oder Nachricht der Juden bestärket wird; daß solcher Saz endlich das ausdrükliche Zeugnis eines Propheten, welcher aus Göttlicher Eingebung geschrieben, vor sich hat: so wird mirs kein vernünftiger Christ übel deuten, wenn ich die Meynung des Herrn Whistons für eine heilige und gewisse Warheit erkläre; gleichwie ich mich versichert halte, daß ichs nicht allein seyn werde.

§. 28.

Einige haben ganz zweifelmüthig gefraget, warum denn Moses die Sache verschwiegen hätte? wenns wahr wäre, sprechen sie, daß der Comet die Sündflut gebracht: so würde es Moses gewis aufgeschrieben haben. Ich gebe zur Antwort, daß in der ersten Welt vieles geschehen, so Moses nicht beschrieben hat: und man daher vom Stillschweigen dieses heiligen Mannes keinen Grund hernehmen könne, eine Sache zu läugnen, welche aus andern Gründen gewis ist. Aber er hat doch nichts von der Sache, und der Zweifel dauret bei einigen fort. Wir wollen ihn selbst fragen. Höre, groser Prophet, warum hast du uns bei der Sündflut nichts vom Cometen gemeldet? Moses antwortet zwar nichts: aber ein jeder kan die Antwort leicht vermuthen, welche er geben müste. Ich habe nicht alles geschrieben, was ich gewust: sondern nur dasjenige, so mir vom heiligen Geist zu solchem Zwek eingegeben worden ist. Sollen wir weiter gehen, und auch den heiligen Geist zu Rede sezen: da er uns die Sache durch den Propheten Amos doch endlich bekannt gemacht hat?

§. 29.

Endlich hat mir ein gelehrter Freund noch einen Grund entgegen gesezet, mit dessen Beantwortung ich schliessen will. Er meinete, daß die Erde bei einer so nas-
hen

image
not
available

nische Abhandlung
vorspiel des jüngsten
Gerichts.

§. 1.

Vorspiel des jüngsten Ge-
:stehe ich die grose, und
in kurzem bevorstehende
:it, da, nach der weisen
s Allmächtigen, sich eini-
ihrem erstaunend geschwin-
Erden nähern, dieselbe mit
eif umhüllen, gräsliche
rschröfliches Brausen des
das Toben der feuerspeien-
:egen, sie selbst aber aus ih-
:n Bahn treiben werden:
ienschliche Geschlecht durch
, dergleichen seit der Sünd-
vesen, an das Daseyn des
Ottes erinnert, zum Theil,
Verehrung dieses höchsten
:ket, zum Theil, in soferne
nlich sind, vertilget werde,
Ende, auf daß unser Erd-
:r fast sechs tausend Jahre ein
; der Laster gewesen, zu einem
des HERRN gereiniget wer-
Was ich hier kurz zusammen
ill ich umständlicher vortra-
s der Sternenkunde die Mög-
is der Schrift aber die Würk-
eisen.

§. 2.

zt beschriebene Vorspiel des
Gerichts ist nach astronomischen
, und nach der neuen und wah-
: von den Cometen möglich.

i es nach dem Lauf der Come-
hen, daß ein solcher Körper un-
e gar anstösset, wie in dem III.
:ser Sammlungen p. 130. zu er-
Ich schliesse daraus, daß es eben
Theil,

so leicht sey, daß unsere Erde durch seinen Schweif einmal wandeln möge: als sie bei der Sündflut durch seinen Dunstcreis sich hat schwingen können. Der Cometenschweif bestehet aus Schwefeldampf: gleichwie der ungemein grose Dunstcreis aus wässerichten Theilchen bestehet, Indem ich also hier die Erde nicht durch die mit wässerichten Dünsten angefüllte Atmosphäre des Cometen; sondern durch seinen Schweif, so aus Rauch und Schwefeldampf bestehet, führe: so fällt damit ein Einwurf hin, welcher etliche mal vorgebracht worden. Man meynet nemlich, wenn es geschehe, daß die Erde durch den Schweif des Cometen gienge, daß sogleich wieder eine Sündflut erfolgen müste: wider welche uns doch ein Göttlicher Ausspruch in Sicherheit gesezet hätte. 1 B. Mos. 9, 15. Dieses wol zu verstehen, so ist nöthig, daß die Abhandlung vom Cometen gelesen werde.

2) Daß der Comet in genugsamer Annäherung Erdbeben verursachen könne: solches ist gezeiget worden: gleichwie aus eben solchem Abschnitt erhellet, daß mit solcher Erschütterung sich das Toben der feuerspeienden Berge insgemein vereinige. Wenn sich nun mit der Dampfsäule des Cometen, worein die Erde gerathen, die aus allen Vulcanen ausgestossene Rauchwolken verbinden; so möchte es heissen: siehe, Finsternis bedekt das Erdreich, und Dunkel die Völker!

3) Indem er Ebbe und Flut durch seinen Zug vermehret: so kan er verursachen, daß das Meer und die Wasserwogen brausen, ja gar austretten, und die Länder überschwemmen. Man darf sich auf das Göttliche Versprechen 1 B. Mos. 9, 15. hier nicht berufen: weil solches nur von einer allgemeinen Sündflut handelt. Besondere Uberschwemmungen der Länder sind bisher öfters geschehen, und werden auch aufs Künftige nicht nachbleiben.

4) Daß ein groser Comet die Erde aus

image
not
available

7) Wenn dis alles geschähe, wie die
öglichkeit gezeiget worden; wenn der
rdcreis von seinen Frevlern befreiet;
enn die übrigen Sterblichen zur Vereh-
ng des Höchsten gebracht worden wä-
n: so würde man sagen können, daß
Erde, welche bei der Schöpfung zu
em Heiligthum GOttes bestimmet ge-
sen, wiederum sey gereiniget worden.
ist dis, wie mirs vorkommt, eine rei-
de Vorstellung: und ich bin gewiß, daß
s, was warhaftig vernünftig ist, ihre
rklichkeit mit mir wünschet. Wie an-
ehm würde unsere Lebenszeit seyn,
n wir uns durch eine wahre Vereh-
g GOttes seines Gnadeneinflusses täg-
fähiger machten! Und wie lieblich
der Aufenthalt uns auf Erden vor-
men, wenn keine tugendliebende
le weiter klagen dürfte: **wehe mir,
ich ein Fremdling in Mesech bin,
mus wohnen unter den Hütten
ar!** Die heilige Schrift verspricht
Würklichkeit also, daß kein gegrün-
Zweifel übrig bleibet.

§. 3.

habe nunmehro die Würklichkeit
em beschriebenen Vorspiel des jüng-
erichts zu erweisen, worzu ich mich
ussprüche der heiligen Schrift be-
mus. So wenig dieses Wort
uch die Sache bisher bekannt gewe-
o viel sind der Zeugnisse davon in
r Schrift. Fast alle Propheten,
hr viele Psalmen, ingleichem die
iten neues Testaments lehren diese
nd noch künftige Weltbegebenheit.
e aber bisher, in so viel hundert
von den Auslegern fast gar nicht
et worden: solches hat seinen hin-
den Grund. So viel ich einsehe,
h kein einziger GOttesgelehrter,
grose Schrifterklärungen geschrie-
e Lehre von den Cometen verstan-
d ohne dieselbe lässet sich von den
ichen, so ich anzuführen habe,
nichts vernunftmäsiges sagen. Ich wer-
de aber die Fehler, so hierinnen began-
gen worden, keinem Schrifterklärer son-
derlich zur Last legen: weil ich versichert
bin, daß nach einem weisen Rathschlus
GOttes diese Sache fast bis zum Gebrauch
verborgen bleiben sollen, damit nicht ein
Theil ihrer Kraft, so zu reden, vor der
Zeit verrauchen möchte. Indem ich aber
die Beweisgründe der Schrift anführen
mus: so werde ich nur einige der vor-
nehmsten gebrauchen, und erfahrnen
Schriftforschern noch eine starke Nachlese
übrig lassen.

§. 4.

Matthäus ertheilet uns aus dem
Munde des Heilandes einen sehr um-
ständlichen Bericht, welcher einem jeden
deutlich vorkomen wird, wer ihn vernünf-
tig überleget. Ich verstehe das 24. und
25. Capitel dieses Evangelisten. Nach
dem 1. Vers, bewundern die Jünger die
Schönheit des Tempels, welcher so wol
wegen seiner Materien und Steine, als
in Absicht auf die angebrachte Baukunst
unvergleichlich war. Der Heiland nimt,
nach dem Bericht des 2. v., daher Gele-
genheit seinen Schülern eine sehr ernsthaf-
te Nachricht zu ertheilen. **Wahrlich ich
sage euch, es wird hier nicht ein Stein
auf dem andern bleiben, der nicht zer-
brochen werde.** Die Jünger waren
dazumal noch lange nicht vollkommen.
Sie hatten vom Tempel und der jüdi-
schen Einrichtung annoch gar zu vortheil-
hafte Begriffe. Apostelgesch. 1, 6. Man
kan glauben, daß ihnen bei einer solchen
Nachricht alles, was schreklich ist, wer-
de eingefallen seyn. Aus einer Begier-
de nach fernerem Unterricht legen sie dem
grosen Propheten, nach dem 3. Vers,
drei Fragen vor.

1) **Sage uns, wenn wird das ge-
schehen?**
2) **Welches wird das Zeichen seyn
deiner Zukunft?**

image
not
available

verſezen niemand in ein Schreken, den allerunerfahrenſten Pöbel ausgenommen. Es kan alſo die Rede von ſolchen ordentlichen Finſterniſſen nicht ſeyn. Auſſerordentliche Finſterniſſe werden durch Cometen verurſachet, und ſchreken die Welt. vid. pag. 131. der auserleſenen Sammlungen III. Theils. Man wird nicht zweifeln dürfen, daß dergleichen hier verſtanden werden: weil der Comet das bequemſte Mittel darzu iſt, und ſogleich vom Heiland angeführet wird.

4) Die Sterne werden vom Himmel fallen. Ich wiederhole, daß man icht von der eigentlichen Bedeutung abehen müſſe: weil gar keine Noth voranden iſt. Sollen wir Sterne verſteen, und ſind dieſelben mancherlei Art: mus unſere erſte Hauptregel zeigen, elche Sterne zu verſtehen ſind. Die edeutung eines Worts mus aus der erbindung mit andern beſtimmet wer. ſ. p. 37. talia ſunt objecta &c. Es rd aber von ihnen geſagt, daß ſie vom mmel fallen, womit die alten Völker geſchwinden Lauf der Sterne, benter maſſen, ausdruken. Welche erne können ſich aus der unermesli Himmelshöhe gegen die Erde bewe? Die Fixſterne ſind Sonnen, und ſen ihren eigenen Planeten dienen. würde eine unedle Verrichtung für ſeyn, wenn ſie ihre vielen und groſen neten in Finſternis und Kälte laſſen n, um ſich ein Geſchäft mit unſerm fall zu machen. Sie ſind auch viel ros. Ich ſeze nur, daß ein Fixſtern ndmal tauſend gröſer als die Erde wie geht es an, daß etliche gegen rde, oder auf ſie fallen? Die Pla werden von der Sonne getrieben, können ohne Wunderwerke der Er h nicht mehr nähern, als ſie bisher n haben. Zur Zeit aber ſind noch Wunderwerke nöthig. Cometen n ſich der Erde vollkommen nähern, zu reden, auf ſie fallen: gleich ei der Sündflut geſchehen. Wie ſie nun alſo auch die Verfinſterung verurſachen können: ſo iſt kein Zweifel, daß ſie verſtanden werden müſſen. Es ſtehet nicht im Evangelio alle Sterne: ſondern Sterne. Der Heiland hat alſo den Auslegern ſo viel Vernunft zugetrauet, daß ſie diejenigen verſtehen würden, auf welche ſich die Prädicata und Ausſprüche ſchiken. Auſſerdem geſtehen es alle vernünftige Ausleger, daß Jeſaias im 13. Capitel v. 9. 10. von dieſer betrübnisvollen Zeit rede. Dieſer Prophet nennet aber die Sterne mit ſo viel Worten Keſilem, Cometen oder Wunderſterne. pag. 126. im III. Theil dieſer auserleſenen Sammlungen.

5) Die Kräfte der Himmel werden ſich bewegen. Die Himmelskräfte ſind die vires centripetæ und centrifugæ der Planeten, oder diejenigen Kräfte, wodurch ſie in ihrer Bahn erhalten werden. Sollen dieſe beweget werden: ſo folget, daß die Erde aus ihrer bisherigen Bahn getrieben werden müſſe. Daß der Comet dis verrichten könne, daran wird kein Sternkündiger zweifeln: gleichwie es muthmaslich auch bei der Sündflut geſchehen iſt. Dieſe Erklärung iſt der Eigenſchaft der Worte, dem Zuſammenhang der Rede, den Parallelſtellen der Schrift gemäs: daher ich ſie für die wahre Meynung des Heilandes halte.

§. 5.

Die Jünger des HErrn ſind der Spur ihres groſen Lehrers gefolget, und haben dieſe Lehre auch vorgetragen. Petrus hat ſolches am erſten Pfingſtfeſt in der Chriſtenheit gethan. Im 2. Capitel der Apoſtelgeſchicht findet man ſeine Rede woraus ich folgendes nach dem Grundtext anführe: Vers 19. 20.

Ich wil oben im Himmel Wunderdinge zeigen, welche auf der Erde viel bedeuten ſollen. Blut, Feuer und Dampfſäulen. Die Sonne ſoll verfinſtert, und der Mond in Blutfarbe verkehret werden, ehe der groſe und glanzreiche Tag des HErrn kommt.

image
not
available

§. 6.

Petrus und Paulus, zwene treue Ge-
ährten in ihrem Leben, sind auch in
er Ausbreitung der Lehre vom Vorspiel
es jüngsten Gerichts mit einander einig.
So schreibt der lezte von dieser Sache,
ebr. 12, 26.
er HErr verheisset und spricht:
noch einmal will ich bewegen, nicht
allein die Erde: sondern auch den
Himmel.

Anmerkungen.

1) Es ist dis einer von den Sprüchen,
rüber mancher Ausleger mit vielen
rten nichts gesagt hat. Himmel und
de soll beweget werden. Dis hat ih-
Gelegenheit gegeben, eine vielfache
üllung zu zeigen. Bei der Geburt,
Leben, Tod und der Auferstehung
isti soll alles geschehen seyn. Sie
ren an, daß der Himmel ist bewe-
worden, da Christus geboren wurde,
die Engel herunter fuhren. Der
mel ist beweget worden, wenn die
el zum HErrn getretten, und ihm
enet haben. Der Himmel ist bewe-
vorden, da bei Christi Leiden ein
l gekommen, und ihn gestärket hat.
Himmel ist beweget worden bei seiner
stehung, wo auch Engel waren.
die Erde betrift, so bemerken sie ein
eben bei dem Tod, und ein anderes
r Auferstehung des HErrn. Hier-
uten sie es auf die Einwohner in gu-
nd bösen Verstand. Zu jenem ge-
das Bemühen der Apostel, der
, und aller Redlichen, welche sich
mmlischen Warheit wegen sehr be-
haben: zu diesem, das Toben der
wider Christum, seine Lehre und
olger. So oft und auf so mancher-
ist der Himmel und die Erde be-
worden! Ich habe nur ein einzi-
ort wider diese Gedanken. Noch
l will ich bewegen. Die von den
ern erzehlten Bewegungen sind
alen geschehen, und lassen sich al-
nicht anbringen.

2) Der Apostel führet diese Bewegung noch als künftig an, welches einen jeden der Augenschein lehret. Es mus daher Paulus als ein Erklärer des Propheten Haggai, aus welchem diese Prophezeiung genommen ist, angesehen werden.

3) Das Hebräische Wort im Propheten, und die Vergleichung mit dem Erdbeben bei der Gesezgebung in dem Brief an die Hebräer, zeigen deutlich an, daß von einer würklichen und natürlichen Bewegung die Rede sey: wie der Herr Doctor Lange, an beiden Stellen seines Lichts und Rechts wol erinnert und ausgeführet, auch mit Recht anmerket, daß dieses die Begebenheit sey, wovon der Heiland beim Matthäo redet, §. 4. Was heist denn nun bewegen? seinen Ort verändern. Gleichwie bei der Gesezgebung die Erde gebebet, und also in etwas ihren Ort verändert hat: so soll noch einmal nicht die Erde allein, sondern auch ihr Himmel seinen Ort verändern. Soll dis geschehen: so mus die Erde aus ihrer Bahn kommen, oder der Himmel Kräfte müssen beweget werden. Weil es nur einmal geschicht, so ist von nichts anders die Rede, als vom Vorspiel des jüngsten Gerichts.

4) Es ist oben §. 1. angenommen worden, daß durch dis Vorspiel die Furcht des HErrn unter den Einwohnern unsers Erdfalls hergestellet werden solle, welches ich bald weiter zeigen will. Da die Erde bei der Sündflut wahrscheinlich aus ihrer Bahn getrieben, von der Sonne weiter entfernet worden, und dadurch, nebst andern darzu gekommenen Veränderungen, gar sehr viel von ihrer ersten Vortreflichkeit verlöhren hat, welches man aus dem abgekürzten Lebensalter der Menschen abnimmt; die Erde aber wiederum von sehr vernünftigen und wahren Verehrern GOttes bewohnet werden soll: so ist nicht muthmaslich, daß sie noch weiter von ihrem Quell des Lichts und der Wärme abgesondert,

image
not
available

einer der gemeinesten, daher das Gleichnis von ihm genommen ist. Der Himmel, das ist, der Dunstcreis der Erden, und sie auch selbst, §. 6. entwich wie ein eingewikelt Buch. Die Alten haben ihre Bücher über einen runden Stab zusammen gerollet. Da sie gröstentheils aus Pergament bestunden: so rolleten sie sich alsbald in runden Creisen wieder zusammen, wenn man sie aufmachte, und wieder aus der Hand lies.

5) Da bisher lauter Würkungen der Cometen bemerket worden, welche der Erde näher, als der Mond ist, kommen, indem dieser verdunkelt werden soll; nahe Cometen aber machen, daß die Erde zittert: so begreift man, warum die Offenbarung spricht: und siehe, da ward ein groses Erdbeben. Es werden also gewaltige Erdbeben bei dieser Begebenheit verspüret werden.

6) Durch diese gewaltigen Erschütterungen werden auf der Erdfläche mancherlei Veränderungen an den Bergen und Inseln vorgehen. Vielleicht werden die Weltmeere weggenommen, §. 6. und die Inseln zum vesten Land geschlagen.

7) Das Schreken der Menschen über diese Begebenheiten wird so gros seyn, daß auch alle Könige und Fürsten, die tapfersten Seelen, welche sonsten das Prasseln der Carthaunen und Carcassen ohne Gemüthsbewegung anhören, in das äusserste Erstarren versezet werden sollen. Es ist also eine eitle Vermuthung, daß die Sterne Obrigkeiten seyn werden. Die Obrigkeiten fallen nicht: sondern sie erschreken mit andern über das Fallen der Sterne.

8) Da auch alle Knechte und Freie, ja alle Geschlechte der Erden heulen, und sich zu verbergen suchen werden; die Lehrer aber ohnstreitig unter sie gehören: so ist ebenfalls handgreiflich, daß die fallende Sterne keine Lehrer seyn werden. Rechtschaffene Lehrer gehören unter die nüzlichsten Personen des menschlichen Geschlechts. Sie verdienen die Hochachtung aller Vernünftigen. Hieran haben sie Ehre genug, wenn man sie gleich nicht für apocalyptische Sterne hält. Ich halte daher diejenigen für kleine Lichter, welche sich betrüben, daß man dis, ihnen nicht gebührende Prädicat, ihnen entziehet.

§. 8.

Ich habe oben bei der Sündflut aus der untrüglichen und vernünftig erklärten Offenbahrung GOttes dargethan, daß sich zu seiner Zeit einige Cometen nicht auf einmal, sondern nach und nach, der Erde also nähern werden, daß sie dieselbe mit ihren Dampfsäulen umhüllen und plagen, die Sonne und den Mond ausserordentlich verfinstern, §. 4. auf der Erden gewaltige Fluten und Überschwemmungen erregen, §. 5. Erdbeben und das Toben der feuerspeienden Berge verursachen, §. 7. und endlich unsere Erde, samt ihrem ganzen Luftcreis aus ihrer Bahn treiben werden. §. 4. und 6. Hierinnen bestehet das Wesen der grosen Weltbegenheit, welche ich ein Vorspiel des jüngsten Gerichts genannt habe. §. 1. Es ist also dieselbe nicht nur möglich: §. 2. sondern es stehet auch die Würklichkeit ohnfehlbar zu erwarten. Die Würkungen, so ich diesem Vorspiel zugeschrieben, werden sich ebenfalls zeigen lassen.

§. 9.

Malachias hat uns folgendes Wort, so der HERR zu ihm geredet hatte, aufbehalten. Siehe, es kommt ein Tag, der brennen soll wie ein Ofen: da werden alle Verächter und Gottlose Stroh seyn, und der künftige Tag wird sie anzünden, und wird ihnen weder Wurzel noch Zweig übrig lassen. Cap. 4, 1.

Anmerkungen.

1) Dieser Ausspruch ist noch nicht erfüllet:

image
not
available

:n dabei zwo Ideen vor, die bezeichnen=
und bezeichnete. Soll Christus ein
chen seiner selbst seyn? dis ist wider
Begriff des Zeichens. Das Exempel
Jonas schikt sich auch gar nicht hie=
Denn Jonas war nicht ein Zeichen
Propheten Jonas oder seiner selbst:
rn des Erlösers, insonderheit sei=
ods und seiner Auferstehung. Viel=
an ich nunmehr einen bessern Be=
n dem Zeichen des Menschensohns

§. 12.

aus dem 5. §. bekannt, daß GOtt
olk gewisse Wunderbegebenheiten
nel versprochen, wobei sie den
des herrlichen Tages bemer=
n, da Christus seine Feinde
unter sich bringen, und von
Erdereis für den HErrn und
rkannt werden solte. Diese
en am Himmel, wovon Joel
sind also Zeichen, nicht na=
der Rauch vom Feuer ist:
ührliche, wie man sich bei
gen der Gnade GOttes
leichwie nun das gemelde=
r und Rauchdampf, die
is und die Verdunkelung
sgesammt von einerlei Ur=
ten, abstammen, und
bindung stehen: also kan
usammen nehmen, und
mal kurz erklären will,
. Es hat daher schon
im alten Testament et=
des Menschensohns,
ewust. Nun finden
ten der Evangelisten
die Pharisäer und
Heiland angetreten,
rösten Wunderwer=
, immer ein Zeichen
zet haben. Matth.
arc. 8, 11. Sie
m Himmel sehen,
öchten, daß er der
verlangen sie das

Zeichen des Menschensohns. Wenn man dis Begehren obenhin ansiehet: so scheinet es abgeschmakt. Betrachtet man es aber in der gezeigten Verbindung, und erinnert sich, daß die Kirche altes Testaments etwas vom Zeichen des Menschensohns gewust habe: so läst sich begreifen, warum die Juden das Zeichen vom Himmel verlanget haben. Allein man mus dem ohngeachtet gestehen, daß es ihnen wie den Halbgelehrten ergangen, welche buchstabiren aber nicht lesen gelernet haben. Sie haben verabsäumet aus den Propheten zu lernen, daß dis Zeichen nicht vor des Messias Ankunft zum Leiden: sondern vor seinem herrlichen Reich auf Erden hergehen solle. Daß sie ein Zeichen des Messias am Himmel geglaubet, war recht: daß sie es zur Unzeit forderten, solches war ein jüdischer Unverstand. Der Heiland aber war auf die Welt gekommen, nicht den Unverstand der Juden zu unterhalten: sondern die Rathschlüsse der Ewigkeit zu erfüllen. Er konte also in das Begehren der Juden nicht willigen. Matth. 16, 4. Diese böse und ehebrecherische Art sucht ein Zeichen, und es soll ihr kein Zeichen gegeben werden, denn dasjenige, so der Prophet Jonas vorstellet. Wir müssen hierbei bemerken, daß der Heiland manchmal etwas verneinet: so aber nicht auf die Sache selbst, sondern nur auf die Zeit gehet. Joh. 2, 4. Es kan also diese Antwort also verstanden werden: jezo soll es ihr nicht gegeben werden. Die Jünger fragen endlich selbst den HERRN um das Zeichen seiner Zukunft. So viel die Pharisäer wusten, konte ihnen auch bekannt seyn. Weil aber jene in ihrem Urtheil gefehlet hatten: so wolten sie lieber den Unterricht JESU von der ganzen Beschaffenheit anhören. Sie frageten: Wie wird das Zeichen deiner Zukunft beschaffen seyn? Auf diese Frage wird die grose Weltbegebenheit vorgetragen. Ich will Frage und Antwort zusammen sezen. Fra=

urz vor seiner Ankunft geschehen würden. Es sind nemlich die Begriffe und Vorstellungen der Alten auf sie fortgepflanzet worden. Ich vermuthe, daß man im Talmud weitläuftige Beschreibungen vom Zeichen des Meßias, welches am Himmel geschehen soll, antreffen möchte. Weil es aber mein Werk nicht ist, dis ungeheure und schwere Buch durch zu studiren: so will ich nur das Zeugnis anführen, so mir am ersten in die Augen gefallen. In dem Abschnitt Chelek des ...marischen Tractats Sanhedrin, im . Capitel, eröfnet Rabbi Jochanan ...ne Meinung von der Zukunft des Meßias, mit allgemeinem Beifall der Juden:

Wenn der Sohn David, oder der ...rliche Meßias kommen wird, da ...rden auf der Erden wenig Schüler ... wahren Weisheit und fromme ...enschen seyn. Den übrigen insge...mt stehet ein strenges Schiksal be... Ihre Augen werden durch Be...bnis, Traurigkeit und Jammer ...zehret werden. Angst und Her...id wird so geschwind auf einander ...gen, daß wenn eine Noth vorbei ist, ...andere schon in Bereitschaft stehet ... einzustellen.

...s erhellet aus dieser angeführten ...lle, daß die Juden hier keine Tradi... haben, welche sich auf die Warheit ...Schrift gründet. Es ist ein Unglük ...ie, daß sie den Meßias bisher verach...aben. Allein darinn haben sie recht, ... sie glauben, daß der Heiland mit ...m Reich bei der grösten Trübsal, so ... sich vorstellen kan, herein brechen ...e. Wenn nun das Vorspiel des ...sten Gerichts sie und alle Völker ...en wird: so werden sie den Meßias ...s erwarten. Kommt nun keiner, ...enn kein anderer kommen kan; er...n sie sich, oder werden erinnert, ...er Heiland der Christen diese grose ...egebenheit viel deutlicher, als sie ...ten Testament stehet, und eben also, als sie erfolget, vorher verkündiget, und angezeiget habe, daß solche das Signal sey, wodurch alle Völker erweket werden sollen: so werden sie gewis eine hinreichende Veranlassung zur Bekehrung haben; wobei ihnen die Erkänntnis, welche man ihnen bisher beizubringen gesucht hat, und ferner trachten wird, sehr zu statten kommen wird. Es werden also die Juden ihre Augen endlich auf den zurükwerfen, und sich mit Sehnsucht nach ihm umsehen, welchen ihre Väter durchstochen haben. Joh. 19, 37. Zach. 12, 10.

§. 15.

Die späte Bekehrung der Juden wird sehr aufrichtig und ernstlich seyn. Zach. 12, 10. Sie werden über demjenigen, welchen ihre Väter durchstochen haben, klagen, wie man klaget ein einiges Kind, und werden sich um ihn betrüben, wie man sich betrübet um ein erstes Kind. Sie werden also ihre lange Versäumnis durch grösern Fleis einzubringen, und sich dem Erlöser gefällig zu machen trachten.

§. 16.

Wenn das Haus Jacob zu seinem Gesalbten wird bekehret seyn; §. 14. wenn die übrigen Völker den Ruf der starken Posaune in das Ohr und in die Herzen werden dringen lassen; wenn sich die Christenheit zum lebendigen Glauben an ihren Erlöser, und zur wahren Verehrung desselben wird erweket haben: so werden die Religionsstreitigkeiten geschlichtet, der Kirchenfriede hergestellet, und die oft versuchte Union zu Stande gebracht werden. Es ist nemlich ohnmöglich, daß diejenigen mit einander zanken könnten, welche Christum warhaftig erkennen, und in seiner Liebe ein Herz und eine Seele sind. Vermuthlich wird aus dieser Vereinigung eine Freude fliessen, als dorten entstand, da sich Joseph seinen Brüdern zu erkeñen gab.

image
not
available

nicht thun können.
ernunft gedenket,
t die Regel unsers

denen, so den Da-
ufmerksamkeit an-
15. Es wird uns
e seyn, wenn wir
en.

20.

daß dis Vorspiel
er ist, als es ein
n solte. Diesen
Ottesgelehrter ab-
annt, was bisher
er und da gelehret
as Lied: Es ist ge-
in denen Evange-
, und wird mit
Wenn es erlaubt
also zu singen: so
es verdenken könne,
el des jüngsten Ta-
ndert Jahr vorher
daß es bald her-
m allermeisten wird
ch das Wort des
Matth. 24, 37.
r Zeit Noäh war,
die Zukunft des
it seinem Zeichen
e war es denn zur
r Heiland hätte vie-
Laster erzehlen kön-
t sich nur mit der
r wenigen Achtung,
n für die heilsamen
ahren Weisheit hat-
en, sie trunken, sie
sich freien, bis an
zu der Arche ein-
tetens nicht, bis
und nahm sie alle
hier auch ein weit-
der Laster hersezen,
Christenheit ganz un-

gescheut ausgeübet werden. Aber ich will ebenfalls nur der Sorglosigkeit, des wenigen Eifers in der Furcht GOttes, und der Schlafsucht, wenn wir unsere Seligkeit mit Furcht und Zittern schaffen sollen, Erwehnung thun. Ist es nicht eine Abschilderung der Christen eben sowol als anderer Völker: sie essen, sie trinken, sie freien und lassen sich freien, sie denken an das Vergängliche, und vergessen der Ewigkeit?

§. 21.

Es ist nicht nur möglich, daß das Vorspiel nahe sey: sondern es scheinet auch wahrscheinlich nahe zu seyn. Ich will die hieher gehörige Stelle der Schrift erklären, und zur Beurtheilung übergeben. Dan. 8, 14.

Es sind zwei tausend drei hundert Tage, von Abend gegen Morgen zu rechnen, so wird das Heiligthum wieder geweihet werden.

Anmerkungen.

1) **Daniel hat in einem prophetischen** Gesicht viele Zerstörungen und Elend erbliket, welche das heilige Land und auch andere betreffen würden. Er wurde darüber betrübet: aber der HERR lies ihn aufrichten, indem er ihm die Nachricht gab, daß solches Elend insgesammt sein bestimmtes Ende hätte.

2) Die Zeit, wenn solches Elend geendiget werden solte, wird durch 2300. **Ereb Boker** ausgedrukt. Der selige L ; ; ; hat sie im teutschen Tage genannt. Da aber in heiliger Schrift zweierlei Tage vorkommen. gemeine von 24. Stunden, und prophetische, so Jahre sind, welches denen nicht unbekannt ist, welche den Grundtext verstehen: so theilen sich die Meinungen über dem **Ereb Boker**. Es wird sich aber sogleich zeigen lassen, ob man Tage oder Jahre verstehen müsse.

3) Wenn ein vernünftiger Mensch eine Zeit bestimmet: so sezet er einen Punct, bei

image
not
available

ung des Sethus Calvisius, welche in
len Calendern stehet, nicht gebrauchen:
ndern mich nach dem Usserius richten
rde; wie denn die ganze gelehrte Welt
sem grosen Mann mit Recht beipflich-
Ich gebe also folgendes zu überle-
:
) Belsazer, welcher auch Naboni-
heist, kam zur Regierung im Jahr
Welt 3449. Dis findet man beim Us-
s p. 78. seq. und in des Herrn In-
r Freiers Historie p. 185.
Daniel erhielt die Offenbahrung,
s Heiligthum gereiniget werden
m dritten Jahr des Belsazers,
1. und also im Jahr der Welt

a nun das Jahr der Welt 3482.
unct ist, von welchem man die
hre zu rechnen anfangen soll: so
raus das Jahr der Welt 5782.

t diesem Jahre nun, wenn mei-
rklärung richtig ist, spricht der
daß die Erde schon geheiliget
Nicht ist die Meinung, als
lbigen Jahr die grose Bege-
chen werde: sondern sie soll,
nnhalt des hebräischen Aus-
ei seyn.
eiland ist im 4000ten Jahr
boren worden. vid. Herrn
reiers Universalhistorie p.
eser Zeit an sind verflossen
ach genauerer Rechnung
weil nemlich Dyonisius
Geburt Christi unrecht an-
ie bekannt ist. Rechnet
1750. zusammen: so er-
jezo im Jahr der Welt

Jahr der Welt 5782. das
gsten Gerichts schon ge-
; wir aber jezo in dem
en: so wäre gewis die
erer Ermunterung, in
nd Heiligkeit dahin zu

trachten, daß wir unter denen seyn könnten, welche bei dem Einbruch der grösten Noth ihre Häupter aufheben, darum, daß sich ihre Erlösung nahet. Luc. 21, 28.

§. 23.

Weil die Lehre vom Vorspiel des jüngsten Gerichts auf eben die astronomischen Gründe gebauet ist, als der Saz von der Sündflut; in der Schrift aber eine ganze Wolke von Zeugen vor sich hat: so haltet solche Hr. Rector Heyn für gewis, (aus dessen gedrukten Schriften ich diese Abhandlung sowol, als die von den Cometen und der Sündflut,) hergenommen habe. Was übrigens die Zeit betrift: so wird ein jeder die Sache überlegen; und, weil es auf eine vernünftige Erklärung ankommt, der Vernunft mehr, als irgend einer angenommen Meinung Plaz geben.

Ein kurzer Begrif, von der Kunst, ein Real-Gelehrter zu werden.

Ich rede von Gelehrten, und ich verstehe unter diesem Namen Personen, welche durch das Studiren die Wissenschaft sich und andere glüklich zu machen erlernet haben. Nachdem nun die Personen, welche studiret haben, diese Wissenschaft nur dem Namen nach oder in der That besizen, nach dem nenne ich sie entweder Nominal-Gelehrte oder Real-Gelehrte. Ich erinnere mich zwar, daß die Weltweisen ehemals in Nominalisten und Realisten sind eingetheilet worden. Allein ich habe die Ehre Ihnen zu versichern, daß ich meine Eintheilung der Gelehrten von jenen nicht erborget habe; denn ich bekümmere mich um die Alten und ihre Grillen im geringsten nicht. Damit Sie aber wissen mögen, was ich mit einer jeden Benennung

 haben

image
not
available

Die Anlage dazu mus gleich auf Schu-
'n gemachet werden. Ein künftiger Rea-
st darf da durchaus kein Griechisch oder
ebräisch lernen. Um Vernunftlehre,
eschichtskunde und Alterthümer brau-
't er sich auch nicht zu bekümmern.
s bringet nichts ein. Aber im Schrei-
und Rechnen mus er sich gut üben;
kan er gar nicht entbehren. So viel
in mus er auch fassen, daß er zur
h ein Buch lesen kan; und die Fran-
he Sprache kan er aus dem Ge-
he zu erlernen suchen. Wenn er mit
Erlernung dieser Stüke im 10ten
anfänget, und damit bis in das
ortfähret, so kan er, wenn er nur
nittelmässigen Kopf hat, dis alles
Schule lernen, ohne daß er die
Hause damit verderben darf. Die
n, die ihm ausser der Schule übrig
nus er anwenden, daß er entwe-
ines Vaters Hause, oder bei sei-
the die Vortheile der Haushal-
ne. Dabei wird es ihm sehr zu-
eyn, wenn er fleissig mit den
Köchinnen, Knechten und
umgehet. Es glaubet es kein
vieviel man bei dergleichen Leu-
das einem in seiner künftigen
ng zur Lehre und Warnung

rn Schulen mus ein künfti-
ehrter allein auf seinen Vor-
Er darf weder Weltweis-
dere brodlose Künste treiben,
g und allein sein Brodstu-
kan er bequem in 2. Jah-
ja es können, wenn er fleis-
derthalb Jahre hinreichen.
rtig, so mus er wieder nach
nd so viel, als ihm mög-
u verdienen suchen, bis er
eit bekommt, in ein Amt

hrter weis, daß gute Be-
eigentlichen Schauplätze

sind, auf welchen er seine Gelehrsamkeit zeigen kan. Daher mus er sich auch alle Mühe geben, eine solche zu erlangen. Alle Mittel, durch welche er seinen Zwek erreichen kan, sind ihm erlaubt. Er darf Geld geben, lügen, lästern, und alles thun, wodurch er sich glüklich machen kan. Nur vor einem hat er sich zu hüten. Um in ein Amt zu kommen, mus er sich ja kein armes Mägden, wenn es auch noch so tugendhaft wäre, aufheften lassen. Aus allen andern Mitteln darf er sich kein Gewissen machen. Er thut nichts, als was das Recht der Natur und sein Stand fordert; denn er suchet glüklich zu werden, und sich in den Stand zu sezen, auch eine Frau und Kinder zu Mitgenossen der Güter zu machen.

Ist ein Realgelehrter befördert, so hat er nichts mehr zu thun, als daß er sich nur als einen Gelehrten aufführe. Das soll so viel sagen, daß er sich bemühe, sich und andere glüklich zu machen. Um diesen Zwek zu erreichen, mus er zwar dem Amte welches er bekleidet, Genüge zu thun suchen; denn widrigenfalls könnte er abgesezt werden, oder sonst Schaden leiden. Aber ausser diesen Verrichtungen hat er nicht mehr nöthig, sich um die Wissenschaften zu bekümmern. Ein Prediger kan seine gute Postille reuten, ein Rechtsgelehrter seinem Schlendriane folgen, oder ein kräftiges Ja mit einer gelehrten Mine sagen, und ein Arzt kan seine Tropfen distilliren, seine Pulver reiben und seine Pillen drechseln, damit sind sie alle drei fertig. Weil aber in diesem Zeitpuncte ein Realiste seine Gelehrsamkeit fürnemlich zur Ausübung bringen mus, so will ich das fürnehmiste, so er zu beobachten hat, in Regeln vortragen.

Die 1ste Regel. Wenn ein Realgelehrter ein Amt oder sonst seinen gewissen Siz hat, so darf er sich um kein Studiren, keine Bücher, keine gelehrte Zeitungen oder Monatsschriften bekümmern,

image
not
available

Worte mit den nachdrüklichsten Betheu-
ungen bekräftigen, und mit unter aller-
i lateinische Redensarten oder französi-
je Worte fliegen lassen. Glauben Sie
r, mein Herr! wenn ein Realgelehrter
se Regel recht anzuwenden weis, so
d unter hundert Bauren nicht einer
ı, der nicht mit einem Fluche erhärten
, ein Mann, der so rede, müsse noth-
dig alle Wissenschaften gefressen habē.

on der Kunst zu trinken.

Nunc est bibendum.

Ch will jezo von einem gesel-
gen Geschäfte handeln, wel-
ches so häufig gemisbrauchet
daß es deswegen einen allge-
ehr schlimmen Begrif wider
:ket hat. Ich stehe in den
n, daß die Neuigkeit und
eit der Sache die Aufmerk-
einer Leser auch in diesem
rhalten werde. Die edle,
iche und so wenigen bekan-
u trinken ist eines eigenen
diesem Referendario wol
h stehe in der festen Uber-
ß ein guter Trunk, (ich
einen starken Trunk,)
habe, als den Durst
nd über dieses so wol
' ergöze, als auch vor-
ewisse Munterkeit er-
s Leben in die Gesell-
Unsere gesellige Sit-
t so strenge, daß sie
nache, wenn uns ein
und wenn man des-
um aufgeräumt zu
: haben die heilige Schrift auf unserer Seite, welche nicht nur den Wein preiset, weil er des Menschen Herz erfreuet, sondern auch befiehlet, den Betrübten dadurch die Freude wieder zu geben, und, einem schwachen Magen zu gefallen, nicht bloses Wasser zu trinken.

Die Erfahrung überzeuget uns, daß der Trunk ein allgemeines Verbindungsmittel der Gesellschaften sey, indem von den Zimmern der Schlösser an bis zu den Dorfhütten überall dergleichen Zusammenkünfte angestellet werden, darinnen man trinkt; und es dürften sehr wenige Personen in dem ganzen heiligen Römischen Reiche angetroffen werden, die nicht den Trunk unter eine der allgemeinesten so wol, als Hauptergözlichkeiten zehleten, und mit uns sagen würden:

> Vollkommene Lust hat zu Gefährten den Wein.
>
> Telamon.

Da das Trinken so allgemein gemein geübt wird, so ist es moralisch nothwendig, daß es dem stärksten Misbrauch und Misverstand unterworfen sey. Denn es sind wenig Menschen, die den Werth der Dinge recht verstehen, und die besten Sachen recht zu gebrauchen wissen, oder die ihre Sinnlichkeit recht mäßigen können. Es ist auch kein Wunder, daß die Eiferer gegen die Thorheit und Laster so wenig Maas halten, als die meisten Trinker, und zu weit gehen, und gar zu leicht eine jede Gesellschaft, darinnen vor jeder Per-

image
not
available

:ank seine Schale aus, und
ne neue einschenken.
: gehöret nur für solche
1, die so glüklich sind, daß
:ene Kunst zu denken verste-
daher ein Vergnügen recht
können. Wie sinnreich ha-
die Alten dieses durch Bil-
orfen. Vor dem Wagen,
em der mit Reben gekränz-
liche Bachus mit einer ge-
Schale in der Hand fähret,
betrunkener Silen auf ei-
. den man halten mus, wenn
en Hals brechen soll: den
des Bachus ziehet ein ge-
: Löwe und zamer Tieger.
issen dem Erfinder dieser
ung eine besondere Stärke
ttenlehre, den feinsten Wiz,
grose Kenntnis des mensch-
rzens, nebst einer ausneh-
Wissenschaft in der Bilder-
ignen. Das Gemählde die-
us stellet alle gute und übele
gen des Weins vor.

:rfahrung lehret, daß ein
md frölicher Trunk die Ju-
alte, und Troz dem Alter
e spät n Jahre verlängere;
das Alter jugendlich. Wenn
terner Mensch widerwillig
ug ist, so verringert jedes
en Unwillen; er wird leut-
itig und gesprächig. Se-
den gebändigten Löwen und
1 Tieger. Unsere natürliche
enheit ist bei dem kalten Blut
.ei Verrichtungen nicht auf-

gelegt, sie gebraucht eine kleine Hül-
se, eine kleine Anfeuerung, welche ihr zwei oder drei Spizgläser voll guten Weins ertheilen; alsdenn kommt das träge Geblüt in einen regeren Umlauf, unser Körper wird hurtiger und geschikter. Und weil von der Verfassung des Leibes vielerlei Vorstellungen der Seele abhangen; so verursacht die edle und gemäsigte Würkungen des Weins, daß solche Vorurtheile, die uns vermöge des Körpers eigen sind, wegfallen. Der Träge wird hurtig, der Bedenkliche entschlossen, der Argwöhnische vertraulich, der Verdrüsliche ruhig, der Traurige gelassen, der Verzagte herzhaft und der Blöde dreist. Unsere ehrliche Altväter verstunden dieses recht gut; daher rühmt sie Tacitus, wenn er von ihnen sagt, daß sie Rath gehalten hätten, wenn sie sich nicht hätten verstellen können, und daß sie zur That geschritten wären, wenn sie vor dem Irthum wären gesichert gewesen. Alles dieses sind geseegnete Würkungen des Rebensafts, und eines jeden andern guten Getränks, wenn die rechte Masse beobachtet wird. Ein Arzt der menschlichen Gesellschaft, gleichwie die Lehrer der Weisheit seynd, der den Wein und den Menschen kennt, wird viele Gelegenheit finden, ein oder zwei Spizgläser voll Wein zu verschreiben, ja nachdem das dike Geblüt soll verdünnet, oder die Galle aus der Gesellschaft gebracht werden. Wir werden in diesen und

sol-

s- und Anziehen und
ig. Niemals ist ein
efriedigen, als er;
mäßige Bouteille be-
, und er kan ganze
eigend in der grösten
enn es ihm am Vor-
nicht mangelt, bis
Zunge gelöset wird,
liche Worte herstamm-
einstens in einem gro-
gesehen, da zum Un-
Trinkglas vor ihn ge-
ar eine halbe Viertel-
(dieses war für ihn eine
ige Enthaltung,) ob er
er nicht, doch endlich
enliebe die Oberhand,
r mag hingehen wo er
zu Biere, ohne in ein
ommen, und sein erstes
er fodert, ist ein volles
s der Sprache alle Sauf-
is der Natur aller über-
weggenommen würde, so
zer Zeit stumm und bald
. Er achtet einen Men-
Menge des Trunks, den
t, und nach der Aufmerk-
Wirth auf das leere Glas
ewirthung preiset er, von
los nach Hause gebracht

ster würde sich um aller
en Amtshalber nicht voll-
trinken heisset nach seinem
n Sinnen saufen. Den
h verabscheuet er blos um
willen; daher nennet er ihn
er Frölichkeit, das pocu-
. Er hat eine vortrefliche
n. Er ist hochmüthig und
et ihm nie besser von statten,
guten Dosis Brandewein,
ein, dabei siehet man ihn
denn bis dahin lässet er es
t kommen, ohnerachtet er
te übereilet wird. Er hebet
eil,

mit Kosten an, und kennet alle Ergözlichkeit des Geschmaks. Er ist frei und lustig von Natur, so bald aber der edle Wein in ihm wirket, wird er gerühret: alsdenn fallen ihm die Sittenlehren ein, die er des Sonntags vergessen hatte: er danket seinem GOTT für das viele Gute, das er ihm erwiesen. Dieses Gute erzählet er von Stük zu Stük, und es bleibet nichts von seinen lobenswürdigen Eigenschaften zurük. Wenn zu der Zeit des stolzen Pharisäers Brandewein wäre im Gebrauch gewesen, so würde ich aus Camilluskosters Exempel schliessen, daß er ein halb Nössel gegen die böse Luft zu sich genommen hätte, um den grosen Berg des Tempels desto sicherer zu ersteigen. Bei diesen Rührungen seiner Seele kan es nicht fehlen, daß er nicht oft den Abwesenden und Anwesenden ihre Fehler treuherzig und dürre unter die Augen sagen solte. Ich habe gemerkt, daß er von der Religion, zu der er sich bekennet, und die er lehren soll, nach der Maas des Trunks, den er zu sich genommen hat, überzeuget ist. Und da er sich vest in die Classe der Schriftverfasser sezet, so werden die Schrift- und Religionsspötter dahin zu sehen haben, daß der Brauer, Brandeweinsbrenner und Weinschenke ihn mit schlechter Waare versehen, wenn sie gegen ihm bestehen wollen. Diejenigen aber, die die Heimlichkeiten anderer Personen zu wissen verlangen, müssen einen gegentheiligen Wunsch thun. Denn so verschwiegen Camilluskoster ist, so geneigt ist er doch zur vertraulichen Entdekung der Dinge, die nicht alle Welt wissen soll. Die vortreflichste Würkung des Weins bei ihm ist, daß er alsdenn die ganze Welt für sehr gut hält. Wenn er früh bedauret, daß seine Verdienste nicht genug erkannt werden, (denn so lange eine vornehme Stelle übrig ist, die er nicht bekleidet, so lange bedauret er die schlechte Einsicht der Menschen,) so siehet er Nachmittag gar wol ein, daß seine Verdienste Verehrer

image
not
available

hm so werth, daß er
als er vollkommen
ses bewahret ihn, daß
: **bösen Gebrauch,** der
im Schwange gieng,
n Betrunkenen, weil
n, auf den guten Wein
ugenkrazer vorsezet.

: **Geselliger** jemanden
zen, sondern jeder Gast
so viel zu trinken, als
wird hiemit untersagt,
r ganz voll zu giessen,
iget dem Bedienten mit
ilase die Höhe, wie weit
: **soll.**

er die alte und löbliche
heiten aufzubringen, nicht
so wird ein rechter Trin-
nfang kleine Portiones zu
amit er mit einem Maas
ifs höchste anderthalb, 6.
ringen könne. Wer mehr
zu sich nimmt, binnen 6.
14. Tage aus der Gesell-
ker verbannet werden.

icht neue Gäste dazu kom-
Wirth seinen Gästen, denen
g über Wein gegeben, auf
inen mehr vorsezen.

tandgesundheiten nach der
erden aufs höchste bis auf
geschränkt, und dabei nur
pizgläser erlaubt.

des Abends trinken, müssen
seyn, bei finsterer Nacht ohne
ch Hause zu gehen, und im
h die Sterne zehlen können.
em Abschied strauchelt, mus
Ehre versichern, daß der Trunk
n schuld sey.
er mehr als einerlei Wein gibt,
2. Personen ein Maas einthei-

len, damit man im Stande sey, den Wein recht zu kosten.

12) Wer einen guten Wein hat, soll ihn für die aufheben, die die Kunst zu trinken verstehen, und den geringern denen andern vorsezen.

13) Die Spizgläser müssen nur an zwei drittheil vollgefüllet werden, und in einer Viertelstunde trinkt man zum höchsten 3. solche Spizgläser aus.

14) Die Trinker müssen lauter muntere, angenehme und lehrreiche Gespräche führen, die mit wizigen Scherzen gewürzt seyn.

15) Wer dabei ein gutes Lied aus dem Hagedorn und Gleim, oder eigenem Kopfe singen kan, soll aus einem bekränzten Glase trinken, oder es soll ihm in Ermangelung der Kränze das schönste Frauenzimmer einschenken.

16) Diejenigen, welche keinen Wein haben, müssen sich auf einen guten Trunk Braun- oder Weisbier befleissigen, der so verdünnet sey, daß er den Durst lösche, und den Kopf nicht beschwere.

17) Die Gesellschaft der Trinker trinkt bis zur Frölichkeit, und nach dem 1sten und 2ten Gesez, und gehet alsdenn voll Freude aus einander.

18) Wer in der Frölichkeit einen Trunk mehr thut, den warnet der Beisizer, indem er den Mittelfinger nebst dem Zeigefinger auf des andern Hand leget.

19) Wer diese Regeln übertrit, wird aus der Gesellschaft der geselligen Trinker verbannet; wer sie hält, der trinkt, nachdem er dieses gelesen, das erste Glas Wein auf die Gesundheit der Geselligen, das andere auf die Gesundheit der weisen Trinker, und das dritte auf die Gesundheit dessen, der diese Geseze mit neuen vermehret.

Unter die Trinker dürfen sich die Moscowiter nicht zehlen. Wir nennen jezo

image
not
available

thdürftigen Abga=
s der ordentlichen
ıngefehr zwei Mil=
ı. Dieses betrüg
shaltung, eine in
ıet, zwanzig Gul=
rner: der Fürst er=
ordentliche Gefälle,
elende Erfindungen
eiche, noch einmal
.iefen sich seine Ein=
lillionen, diese ziehet
ıanen, welche grö=
. ausgesogen und in
ıden sind; dann die
ere Auflagen drüken
ıoden und verhindern
Mitteln, die sie anwen=
sich zu bereichern, oder
) zu bringen. Ihr
ı sodann nicht anders
ıg und nur nach der
Nothdurft eingerichtet
ig Aufwand macht we=
, und diese gleichen noch
traurigen Plünderung,
: Erhaltung des gemei=
.s abzielenden Landes=
ınn wo nicht viel ist, da
:st auch nicht viel erheben.

nun im Gegentheil, daß
lchen Land, anstatt der
ıusend Familien, noch ze=
viele wären: diese würden
in kurzer Zeit sich in einem
ıden, wo die Freiheit, die
gkeit und eine gute Policei,
ın solte, gehandhabet wür=
lich hätte der Fürst, anstatt
der zwei Millionen, nach dem Fus
der ordentlichen Steuergefälle,
zwanzig Millionen einzunehmen, und
dieses ohne alle Zwangsmitteln und
grausame Erpressungen.

Nachdem nun die Einwohner in ihren Nahrungsgeschäften etwas vor sich bringen und gewinnen würden, nachdem würde auch der Aufwand bei ihnen stärker seyn; die Handlung würde dadurch empor kommen, und die Einkünfte würden mit der leichtesten Art von der Welt noch immer mehr und mehr zunehmen.

Man siehet hieraus, wie sehr unsere Fürsten ihrem eigenen Interesse zuwider handeln, wann sie durch böse Rathschläge, oder durch ihre eigene Begierden sich verleiten lassen, das Volk, daß sie schüzen und glüklich machen solten, selbst zu unterdruken und ins Verderben zu stürzen. Gesezt auch, die Unterthanen wären seine Sklaven und gehörten ihm so eigenthümlich zu, als das Rindvieh auf seinen Maiereien, so würde ihn doch allezeit sein eigener Vortheil dahin anweisen, ihrer weislich zu schonen und sie wol verpflegen zu lassen. Ein Landmann der seine Heerden, sein Zugvieh und seine Schäfereien verwahrloset, thut sich ohnstreitig selbst den grösten Schaden: Wie können ihm seine Ochsen und Pferde das Feld bauen, wann er ihnen die nöthige Fütterung entziehet, und sich wenig darum bekümmert, ob sie krepiren oder ihr

r verwirren. Diese drei
von gleicher Wichtigkeit:
Policei, so siehet man die
:rben; fehlt es an Ver-
er Justiz, so ist niemand
esiz des Seinigen gesi-
t es am geistlichen Frie-
angen die Menschen durch
igkeiten ihrer Kirchenleh-
cht sich einander christlich
nd zu verfolgen; wo aber
Zwietracht herrschet, wird
feste der gemeinen Ruhe
ükseeligkeit der bürgerli-
lschaft untergraben, und
em Ubel nicht noch in Zei-
et, gar zu Boden gerissen.

nze Grund einer fürstlichen
ist bestehet also kürzlich dar-
iß der Fürst sein Land auf
d Weise zu bevölkern suche;
es Volkes Freiheit und
schüze, daß er auf gute
id Recht und Gerechtigkeit
Ernst halte: allem Unfrie-
zänkereien vorbeuge, und
igen ernstlich bestrafe, die
eine Wesen durch ihre
ndel zu beeinträchtigen und
ren suchen.

diese und dergleichen An-
erden sich des Fürsten Ein-
vermehren, und die Glükse-
s Volks wird die Macht des
erhöhen.
chen Sie, mein Herr, den
Innhalt meiner ganzen
nst, davon ich ihnen bald
die Ausarbeitung übersenden werde. Bis dahin empfehle ich mich zu geneigtem Angedenken und verharre unveränderlich

Mein Herr,

Auf meinem Landgut, den 13. Aug. 1749.

Dero gehorsamster und ergebenster Diener.

Beschreibung wie die Steinkohlen in einem dazu besonders verfertigten Ofen manipuliret, oder von ihrer Wildnis, um sie zu vieler Arbeit besser gebrauchen zu können, befreiet werden müssen.

Es ist uns diese Beschreibung von einer Standesperson aus Böhmen zusammt nachstehender Zeichnung des Ofens übersendet worden. Wir theilen solches mit, und bitten uns des verständigen Lesers Gedanken darüber bei Gelegenheit aus. Es heist demnach: Die Kohlen, so man Anfangs in den Ofen auf den eisernen Rost leget, müssen ziemlich gros genommen werden, damit, wenn selbige durch die Flammen ergriffen worden, nicht ehender zusammen fallen. Denn sonsten würde der obrige Theil derer Steinkohlen in der Ausbrennung gehemmet werden. Alsdann leget man die übrigen Kohlen in mittelmässiger Gröse eine auf die andere, nicht aber nach der Brei-

: Bankeruttirer.

ɔon imminuit dies?
pejor avis tulit
mox daturos
ɔsiorem.

rr,

mir, daß man sich zu
ɔt wenig ärgerte, über
ɔuerutten, welche da=
eit ausgebrochen wären,
ßhalben mit allem Ernst
ɔäre, diesem Unheil durch
und bessere Policei vor=
ɔag doch die liebe Obrig=
gleichen Dingen aufhal=
nicht traurig in einer
ɔen, wenn man daraus
und Unordnungen ver=

ɔert mehr den Umlauf des
weit sich erstrekende Ver=
Ich betrachte einen Kauf=
schönen Aufwand macht,
i nichts weiter auf das
s andrer Leute Geld, wie
n Mann. Er verschaft
ten einen ehrlichen Unter=
ɔdern Menschen zur Lust
leben, und welche sonst
Elend verderben müsten.

it, da oft ein geringer
e Handlung verstehet, sich
Vortheile zuwegen brin=
e sonst nur Leute von dem
h verschaften können. Die=
ugbarer Beweis, daß die
noch immer höher steigen,
erschmitzter Kaufmann es
weit bringen dürfte, daß
machen können, ohne ei=
ɔaben, der ihm eigen sey.
l,

Sie werden mir hierauf sagen, daß dieser Kaufman Bankerutt spiele, daß er die Welt betrüge, und seine Glaubiger hinter das Licht führe; allein, lassen Sie sich dieses nicht anfechten. Es ist so böse nicht gemeint: Er entlästiget nur aus Mitleiden diejenige ihres Geldes, die nicht so viel Wiz haben, als er, solches wol auszugeben, und dadurch den Umlauf der Münzen zu befördern.

Last uns also etwas glimpflicher von diesen artigen Leuten urtheilen, welche durch ihre Geschiklichkeit die schönen Thaler, ehe sie in den Kästen der Geizhälse verrosten: in den Umlauf zu bringen wissen, als wovon diese gar nichts verstehen.

Betrachtet den armen Alpin: Ich sehe ihn niemals ohne Mitleiden an; Sein Körper ist mager und ausgezehrt: Ein wenig Haut bedeket kaum die eingefallene Baken seines Angesichts. Die Augen ligen gleichsam in zwei tiefen Hölen vor dem Schein des Lichtes verborgen. Er gehet niemals aus, ohne seinen ganzen Kleider=Vorrath auf dem Leib zu tragen. Er speiset aus einer magern Küche; er arbeitet ohne Unterlas, nur um seine arme Nothdurft zu gewinnen. Der Körper eines Staats würde bald milzsüchtig werden, wenn er viele solche Glieder hätte. Fraget ihr: Wer ist dann Alpin? Er ist ein Mann von Verdiensten, ein Mann von Wissenschaften, ein sehr gelehrter Advocat; Allein ein Advocat, der aufrichtig und christlich gesinnet ist, der sich ein Gewissen macht, eine böse Sache zu übernehmen. Der arme Mann! wenn er klug wäre, würde er die Handlung lernen, und bald eine andere Figur machen.

Sehet dort den freundlichen Clitander: Sehet wie geschäftig er ist, ein paar Juden oder Landkrämer bei seinem Gewölbe aufzuhalten: Er ruft ihnen zu, er bietet ihnen seine Waare an; Die Augen gehen ihm munter im Kopf herum. Seine

image
not
available

ie **wohneten** in schlech-
: **ganzer** Prunk bestun-
uber gebohnten Stüb-
mholz, mit tüchernen
orhängen von feinem
gen grosen Schränken
)orcellan und Schilde-
alles. Sie behielten
- oder Kindbetterstuben
inlich, daß sie sich fast
uf die hohe Festtäge hin-
solche nicht zu beschmu-
,ewöhnlichen Aufenthalt
nes Schreibstübgen gros
Winter sezten sie sich mit
)ern und Gesind zusam-
ibe, um das Holz und die
n. O dumme Einfalt.
ind die Menschen kluger
Mann, der kaum so viel
s hat, als er schuldig ist,
Handlung versteht, der
1 Pallast, seine Mobilien
seine Kleider reich und
Mahlzeiten verschwende-
et mit Kutschen und Pfer-
hält viele Bedienten; Kurz,
Staat troz, einem grosen
gehet das zu? Er borgt
t der Gefahr, und diese
der lauffen in der Hand-
Handelt er glüklich, so
er noch mehr, und breitet
Handlung dergestalt aus,
paar Zeilen, darunter er
1 zeichnet, für baares Geld
Diese Zettelgen sind leicht ge-
Handelt er aber unglüklich,
ankerutt.

l an und für sich selbst nicht
Er erdultet nur eine kurze
Nachreden böser Mäuler, die
altung und seine Aufführung
elegenheit durchhecheln: Ein
och weit erträglicher ist, als
stolzer Dichter erleben mus,
eine Verse verachtet, wie O-

ronte im Misantrope bei dem Molliere. Im Gegentheil ist sein Vortheil desto gröser, je gröser sein Bankerutt ist, deswegen wird auch ein wiziger Kaufmann niemal keinen kleinen oder mittelmässigen Bankerutt spielen; dann derselbe hat in der That ein wenig etwas schimpfliches, und zeigt von dem kleinen Umfang eines schlechten Geistes, der nicht fähig ist, sich in grose Sachen einzulassen.

Beginnen seine Sachen schlimm zu werden, und das Glük bedrohet ihn mit dem Abgang seines Credits, so weis ein geschikter Mann wie er solchen begegnen soll: Er thut, nach der mercantilischen Politic, noch einmal so gros. Er legt sich Kutschen und Pferde zu; er baut, er tractirt, er geht nach Hof und lässet sich mit Titeln und Würden versehen; dann diese kosten nicht viel. Alsdann so kan und mag er, dem Glük zum Possen handeln, borgen, prassen, schmaussen und haussen wie er will. Einem so angesehenen und vornehmen Mann werden wenig Leute den Credit versagen. Nein, für wahr man ist noch froh, wann er die Gütigkeit hat, und einem das Geld gegen vier von hundert abnimmt: In der Handlung machte er damit zehen, zwanzig und mehr, und dieses öfters mit einem doppelten Umschlag in einem Jahr. Schlägt es aber fehl, mislingen ihm ein paar Unternehmungen, laufen einige Wechselbriefe ohne Zahlung zurük, so thut er darum nicht kleinmüthig. Er meldet sich bei der Obrigkeit um einen Salvum conductum. Diese ist viel zu höflich einem vornehmen Mann solchen zu versagen. Es heist: ein kleines Falliment. Es sind ein paar Schiffe zu Grunde gegangen; man hat sich ein wenig verstekt, oder ist sonst unglüklich gewesen. Dieses kan einem jeden ehrlichen Mann begegnen. Kurz, man denkt nichts Arges; man höret nur auf zu zahlen. Machen es doch viele grose Herren auch so. Man kan deswegen doch keinen ange-

nüthig zu befehlen, vor-
d arm zu sterben.
ist doch den armen Ge-
. Ist einer ein Arzt,
ganzes Glük von dem
iden anderer Menschen
uft von einem Hospital
und handthieret alles,
etrübtes und abscheuli-
: ein Richter oder Sach-
t er zwar noch in zimlich
n; allein er wird doch
er nicht des T · · seyn
Kaufleute nur eine schlech-
en. Was die Herren
ft, so sind dieselben noch
n. Wer unter ihnen ein
nis und eine gute Stim-
mmt leicht auf die Can-
slang ernährt. Die Kir-
r eine gute Mutter, die
rm hält; allein er mus
seyn: er mus sich lehrsam
weislich aller Kezerei sich

an hat zwar dem Ansehen
n unangenehmes Leben;
chein ist hier über die Mas-
: Er ist ein Sklave seines
r thut niemals was er will,
s er soll. Steht er in Gna-
geben ihn lauter Freunde,
seine Feinde sind. Sie
einem Glük und verfolgen
Sie helfen ihn erheben,
nd zu machen. Glänzend
arm im Beutel und öfters
er voll Schulden.

och ein guter Land-Edelmann
in, was für ein betrübtes Le-
: das Landleben? Trauriger
der Menschenfeinde und ein-
llenfänger, die nicht wissen
rkeiten, Tänze, Spielen, Co-
Musiken, Liebeshändel und
Kurzweile sind:
linghe & taciturni horrori.

Einsame Schatten und grausvolle Stil-
len, wo man sich fürchtet zu sterben, und doch verdrieslich ist zu leben.

Kurz, man mag sich hinwenden wohin man will, so wird man finden, daß keine Leute in der Welt besser ihr Glük zu machen wissen als die Bankeruttirer. Lasset uns, mein Herr, durch keine verdriesliche Sittenlehren die Grundsäze eines so schönen Lebens stören. Warum solten wir die Aufführung der Menschen so altväterisch machen und dergestalt wieder einschränken wollen, daß keine lustige Ausschweiffungen und keine galante Leute mehr sich finden solten, die das Geld zum Besten des gemeinen Wesens verschwenden und den so nöthigen Umlauf befördern.

Es lässet sich mit eignem Geld nicht sowol als mit fremdem handeln. Einer der bei guten Mitteln und von wolhabenden Eltern herkommen ist, der hafftet insgemein zu stark an seinem Erbgut. Er kan sich nicht entschliessen, solches grosmüthig und leichtsinnig zu wagen. Er macht allerlei verdriesliche Ausrechnungen, wie er seine Capitalien beisammen erhalten, und auf gute sichere Unterpfänder ausleihen will. Dieses macht der Handlung keinen Muth; da sezt es schlechte Unternehmungen; da bleibet alles matt, leblos, eingeschränkt und langweilig. Es sezt dabei keine so glükliche Umstürzungen, welche verhindern, daß Leute, die von keinem Stand und Herkommen sind, sich nicht bis zu den Ahnen der alten Geschlechter empor schwingen: denn wie bei ihnen die Gelder roulliren, so roulliret auch bei ihnen das Glük. Ihre Grosväter sind arm gewesen: Ihre Väter haben etwas gewonnen: Sie fahren mit Kutschen und Pferden. Ihre Kinder werden wieder zu Fus gehen und ihre Enkeln also in den Stand ihrer Voreltern hergestellet werden. Ich bin

Mein Herr,

N - - - .

Dero gehorsamster und
ergebenster Diener.

 Ge-

image
not
available

n von langen Zeiten
isten Landwirthen ge-
, und in die künst-
: ungemeinere und
ihin die Berg- und
te sonderlich gehören,
ganz besonders künst-
iber schon bekanntes
iftliches Bauwesen

uns nun die gemeinen
aftlichen Privat-Ge-
s alle zusammen, und
uch stükweis vorstellen
t es nicht besser als daß
iständiges Landgut be-
id auf seine damit theils
ie, theils in der Ferne
Wirthschafts-Gebäude
Denn ein aus solchen
und den damit zum Aker-
iesen-Trifft- und Weid-
uch zum Holz- und Forst-
d endlich zur Vieh-Nah-
ichen und proportionir-
nigten Stüken, bestehen-
s beträchtliches Object,
ndwirthschaftlichen Ge-
erschiedener Beschäftigten
ollständiges Landgut. Die
eissen Pertinenzien, und
eder wesentlich oder zufäl-
iderlei sind mit Gebäuden
nirlich, oder in einer ge-
usammenstimmung, zu den
er Geschäfte vereiniget, wo-
ir von der rohen Natur vie-
othdurft, zur Bequemlich-
zum Überflus oder Reich-
dienliche Güter für uns und andere erzielen, gewinnen, erlangen, zubereiten, in acht nehmen, bewahren, und zu jezt gedachten Zweken anwenden wollen. Die Gebäude müssen also überhaupt aus dazu dienlichen Stüken bestehen. in diesen aber insonderheit zu dem Gebrauch eines jeden, mit den Absichten und Zweken, derselben zusammen stimmen. Je besser diese Zusammenstimmung hergestellet ist, und je weniger Ausnahmen dabei zugelassen werden, desto vollkommener ist ein Landgut.

Die Gebäude eines Landgutes sind in Ansehung ihrer allgemeinen Beschaffenheit, und ihres besondern Zweks auch gar leicht zu unterscheiden, in unentbehrliche und nüzliche, blos nüzliche, jedoch entbehrliche, in nüzliche, und blos zur Zierde oder Lust dienliche, und endlich in schädliche Gebäude. Die Erzehlung der vornehmsten Arten, oder Stüke solcher Gebäude, und die Betrachtungen selbst aber werden diese Eintheilung erklären, woferne nicht ein jeder dieselbe schon von selbst verstehet. Indessen so ist doch dieselbe der Grund, nach welchem man diese wichtige Ausgabe, entweder vornehmen, beschleunigen oder aufschieben, oder gar unterlassen, oder doch sehr wenig daraufwenden, item nach und nach oder auf einmal ihren Anbau vornehmen mus und kan. Daran wird hoffentlich niemand zweifeln, wenn man nur an die allgemeinen und bekannten Re-

image
not
available

r **wirthschaftlich**, sich
i **hüten**. In den Zei-
filzigte und thörichte
Geizhalses, und die
hschaftlichkeit, die sich
ite auch durch eine kluge
der Ausgabe äussert,
, **ein guter Wirth** und
er Kniker aber oft mit
ret wurden, hörte man
Reimgen, und sahe es
Gebäuden, der Landgü-
und Cammergüter auch
ausgeübet:

**häuser soll man stüzen,
haler aber nüzen.**

i eben bisweilen auch nicht
e man die durch das un-
en und Bessern, und durch
gestüzte Gebäude eine Zeit-
ur bei dieser Ausgabe er-
er nüzete; Denn es stak
nter diesem Vorwand eine
dliebe, oder eine andere
irthsaft, so die Thaler sonst
oder sie musten endlich ge-
dreifach heraus geholet
r ihre Einnahme muste we-
hbarer Gebäude, und des
ei den Geschäften selbst nach
hr abnehmen, oder der grö-
traf endlich die armen Nach-
Daher sind jezo verständige
e ganz anderer Meinung, und
ht überleget, wird vielmehr
g begreifen. **Ein guter**
is immer bauen. Die Noth-
, die Bequemlichkeit und Nuz-
er Haushaltungsgeschäfte, bei
dgute, erfordern gute Gebäu-
Feinde der Gebäude sind hinge-
dem Lande vieler Ursachen we-
ren Anfällen an den Gebäuden
ger, viel mehrere mit einander
n, und stürmen unter weniger
issen als in Städten auf sie los.
Theil.

Man erwege nur, wie das Wetter, der Regen, Schnee, Hagel, Wind, Wasserfluthen und Güsse viel leichter die Gebäude auf dem Lande fassen, und schadhaft oder gar sehr baufällig machen und stöhren können, so wird diese Anmerkung nicht geläugnet werden. Ein im freien auf dem Lande stehendes oder doch nur mit sehr leichten und niedrigen Häusergen umgebenes Gebäude, ist auch der Wuth dieser Feinde viel beständiger, als ein Haus in einer an einander gebaueten Gassenreihe in Städten und unter andern Häusern von gleicher Beschafenheit ausgesezet; Und wenn seine Stelle, sein Stand nach den Wetter- und Wind-Gegenden, sonderlich eines Orts besonders, und seine Lage nach der Höhe und Tiefe des Plazes, nicht klüglich ausgesuchet worden, oder wol gar nicht recht bequem, wegen der wirthschaftlichen Geschäfte, wozu das Gebäude gewidmet ist, erwählet oder genommen werden können, so wird man das schlimme Verhältnis dieser Dinge zu den Gebäuden auf dem Lande noch mehr erfahren, und die Nothwendigkeit, immer zu bauen, leicht begreifen. Die Umstände auf dem Lande, die Art und Menge der Leute, so in solchen Gebäuden zu thun haben, das nothwendige Daseyn vieles leicht feuerfangenden Zeugs, verschiedene nächtliche Zufälle in der Wirthschaft, sonderlich bei der Viehzucht, die gewisser massen viel schlafere Policei-Anstalten auf dem Lande, und die viel mehrere Schwierigkeit, die aus der Weitläuftigkeit der Gebäude, und aus ihrer oft nothwendigen, ja nuzbaren Entfernung von einander bei der Privat-Aufsicht eines Hauswirths entstehet, sind lauter Dinge, welche dem Gebäudesfeinde, dem Feuer auf dem Lande viele Vortheile einräumen. Die meisten landwirthschaftlichen Geschäfte sind auch an und für sich ihrer Natur nach mit einem harten und starken Gebrauch der Kräfte, der Dinge, mit Nässe, Dünsten und Un-

image
not
available

ꝛhikt sich freilich nicht zur
t bei dem Bauwesen.
r dieses Verfahren eines
nicht auf einer andern
eit aber da ansiehet, daß
a vielen Leuten was zu
, und Geld unter ihre
ssäen; so läst sich vieles
z der Cameral-Wirtschaft
Ich übergehe andere
en des Baugeistes, wo-
h Landwirthe bezaubert
her sie verleitet, immer,
rlich sehr gerne neue Ge-
ten. Es ist nur Schande,
i der Nuzen, und eine ver-
ntbehrlichkeit des Gebäu-
wand dienen, ihre aus-
nd der Wirthschaft nach-
st aber, oder ihre übertrie-
Bequemlichkeit, zur Ver-
ust, Pracht und anderer
sich zur guten Landwirth-
echt, wenigstens aber nicht
dwirth, als einen solchen,
leistern und verdeken müssen.
an man in diesem Verstande
aß sie gewiser massen an der
führten Meinung einen bes-
f bekommen möchten. Aus-
verstehe ich den Saz: Ein
swirth auf dem Lande mus
en, von einem vorsichtigen,
haft nöthigen und nüzlichen,
ber sich aufeinander beziehen-
, wodurch diese grosse Ausga-
möglich verringert, oder al-
t Rath, und ohne der Wirth-
zuthun, bestritten werden kan.

ll nemlich so viel sagen, nach
änden der Landgebäude, mus
bauen, und

elben im baulichen Wesen zu er-
n, und also kleine oder so ge-
nte modicas Refectiones bestän-
anbringen, dadurch aber

II) mäsigere, jedoch grössere Reparaturen, so lange als es möglich zu verhüten suchen. Woferne sie aber vorgenommen werden müssen und können, so mus er eben dadurch

III) wiederum sehr kostbare und wichtige Reparaturen zu vermeiden, und ebenfalls endlich auch durch diese beizeiten

IV) ganze und neue Hauptbaue abzuwenden, oder doch auf seine gute Gelegenheit, und bis dahin aufzuschieben trachten, daß er sich nach und nach, und ohne es, so zu sagen, zu fühlen, immer besser zubereitet habe. Alsdenn aber

V) mus er einen und andern neuen, und zwar den unentbehrlichsten, und denjenigen am ersten vornehmen, welcher keinen Aufschub leidet, ja endlich auch

VI) an diesen alles dasjenige am ersten herzustellen trachten, was am nöthigsten und ohne Schaden nicht nach und nach auszubauen ist. Dieses aber ebenfalls

VII) vollends mit Rath zu Stande bringen.

Ich verhoffe diese wirthschaftliche Bauregel deutlich gefasset zu haben, damit man erkenne, wie verschiedentlich das Bauen sey, und wie es zusammen hängen, dasjenige aber, welches weniger kostet, allezeit getrieben werden müsse, um dasjenige, welches mehr und endlich viel kostet, entweder zu verhüten, oder doch so lange aufzuschieben, bis man nach und nach mit guter Gelegenheit, und ohne daß eine allzu grosse und plözliche Bau-Ausgabe die Wirtschaft derangiret, Geld, Bauzeug- und Baugeräthe ꝛc. angeschaffet, und sich in zulängliche Bereitschaft

 gesezet

image
not
available

ern, daß man hiernächst
man also findet, genau
r doch wissen, und ein
n Kosten, wenn es auf
ne andere Art gebessert,
werden soll, so fort ge-
enn aber entweder so-
er Schaden durch einigen
mer werden dörfte, oder
nen Bauzeit im Jahre zur
r Verbesserung geschritten

ser Regel, wird ein guter
ich auf alle Weise dahin be-
ch von Jahren zu Jahren
Tort zu thun, wenn er sein
te, ja seine Zeit dazu füg-
kan, mit wenigern Kosten
Güte in Vorrath von allen
-Materialien zu sezen, die
oder auch ihrer Güte nach
nge der Zeit besser probiren
ach einiger Zeit, wenn sie ge-
rochen, gebrannt, gelöschet,
worden, noch besser werden,
tlegen, bisweilen gar nicht,
icht in solcher Güte, in solcher
d Auswahl, und nicht ohne
res Geld, welches man son-
der Noth und auf den Ploz an-
us, zu haben sind. Wer da-
m weitläuftigen Landgute, ein
u-Magazin anlegen, und zu-
essen desto besserer Unterhaltung
-Materialien einen kleinen Ne-
l oder Verkehr nach Gelegenheit
ände treiben kan, der wird sich
Absichten des Bauwesens noch
inden, und Gelegenheit haben,
zum östern, entweder sehr wol-
auen, oder eben nicht nöthig zu
daß es von der eigentlichen Ein-
eines Gutes viel in den jährlichen
e-Etat für das Bauwesen bringe.
n solchergestalt sein nach und nach
auwesen bei seinem Gute im Aus-
tat ausgeworffenes Geld in diesen
l steken, und sich daselbst vermeh-
ren lassen, alsdenn aber auf den Fall grosser Reparaturen oder wichtiger Hauptbaue, ohne viele Beschwerde, in bequemer Bereitschaft seyn.

Uber die Sitten der heutigen Welt, nebst einigen Anmerkungen.

Wir haben vielerlei Mode, welche sich zu unserm Verderben eingeschlichen haben: Und welche dieselbe nicht wenig lebhaft macht, ist die sogenannte Galanterie. Es ist wahr, daß diese Neigung wenig mehr von den ernsthaften Sitten unserer alten teutschen Vorfahren zeiget, welche mehr Eifer hatten den Bachus als die Venus zu verehren. O wenn diese ehrliche Leute wieder in die Welt zurukkehren solten, sie würden uns alle für Bastarte halten. Ein paar Flaschen Wein, die unsre Grosväter kaum ein wenig in guten Laun brachten, werfen uns Weichlinge zu Boden. Man trinket nichts als Thee und Caffee mit einigen nichtswürdigen süssen Getränken, welche den Magen verderben. Es ist dieses eben wol eine Schwelgerei. Wäre es nicht besser sich darzu des Weins als des Wassers zu bedienen? Wenn diese Mode so fort währet, so wird man wohl thun, daß man die Weinstöke aushaken lässet, und dagegen die Indianische Kräuter und Gewächse ziehet; oder alles mit Zwergbäumen von Französischen Obst bepflanzen lässet, denn dieses wird am besten bezahlet.

image
not
available

ar ferne mehr seyn

Weltkugel war im An-
m reichlich angefüllet,
se unsrer Natur ver-
e; die Erde gab ihnen
sten Früchte, ohne daß
:gen bemühen durften.
:n wurden dabei etliche
ausend Jahre alt. Die
n ihnen unterthan. Es
ils weder Sturmwinde
itter; weder Hize noch
ie gemäsigte Luft erfüllte
Hemisphere. Man leb-
t, und brauchte weder
ch Priester, noch Advo-
h Aerzte.

: die Welt in ihrem ersten
affen; in dem zweiten be-
ch schon stark auszuarten.
igkeit der Begierden sezte
lnordnung. Ein Mensch
i andern zu unterdruken.
st zu rauben und zu plün-
)te denjenigen Ehre, die sich
hervor thaten. Sie wur-
ırch gros und edel. Die
keit, die Gerechtigkeit und
nung; als die einzigen Stü-
ienschlichen Gesellschaft wur-
ch die Gewalt der Riesen
:annen niedergerissen. Man
ste sogar mit gewisen Titeln,
nig sie auch lauten, allerhand
und Freiheiten, welche dem
en Wesen zum Schaden ge-
. Ja wie viele hochgeborne
i borgen nicht heut zu Tag ih-
ren ganzen Staat, und halten es für nöthiger sich gros aufzuführen als zu bezahlen.

So vortreflich auf diese Art die Menschen in ihrer Einbildung wurden, so klein, so schwach, so armselig findet man sie in der That. Untersucht man ihr körperliches Gebäude, so gibt diese Maschine ihr hinfälliges und verdorbenes Wesen mehr als zu viel zu erkennen. Alles verkündiget an derselben einen nahen Einsturz. Stets zärtlich, stets kränklich, stets muthlos; und doch zugleich stolz; eigensinnig, trozig, verwegen, grausam. Unser Geblüt ist verdorben, unsere Säfte sind in Unordnung, und unsere Glieder schwankend und kraftlos, wann wir ihnen nur ein wenig eine starke Bewegung oder Arbeit zumuthen. Wir haben nichts mehr von unsern alten teutschen Vorfahren, welche Tacitus beschreibet; daß sie einen dauerhaften Leib, starke Nerfen, ein drohendes Gesicht, und noch mehr Tapferkeit gehabt hätten.

Wir sehen noch in unsern Zeug- und Rüsthäusern alte Lanzen und Schwerder, welche unsere Vorfahren, ohngeachtet, daß sie noch darzu in einem schweren Harnisch staken, mit besonderer Geschiklichkeit zu hanthiren wusten. Wir, ihre kleine unnüze Nachkommen, können solche kaum mit unsern beiden Händen empor heben. Wir sind

gleich

image
not
available

n Leibe leidet, der lei-
er Einbildung. Viele
ben zugleich und der ist
horen fast noch der glük-
ie Einbildungskräfte zu
nügen anwendet, und
e einbildet zu seyn, was

, seit dem ich angefangen
lesen, vieles von der Be-
für die Neueren verlorē.
man von jenen liset, ist
sinnig, nachdrüklich und
rieben. Heut zu Tage
wohl hundert Bücher,
as beste dem geringsten
nicht beikommt. Es ist
z das leztere Jahrhun-
h fruchtbar an gelehrten
n Leuten war; Allein, es
ls ob die Natur zu guter
inmal alle ihre Kräfte zu-
enommen hätte, um mit
scheiden. Nicht anders
Schmachtender auf seinem
ette, der alle seine übrige
ster zusammen rast, um
ment zu machen, und dar-
.

Treu und Glauben anlangt,
ese Sittenlehre in der Welt
ger zu bedeuten gehabt, als
Tage; und von der Religion,
llein das ganze Menschenge-
n eine gute Verfassung brin-
nte, würde man eben so we-
sen; wann nicht der Mei-
ifer und die Zänkereien der
Theil.

Gelehrten, einen noch daran erinnerten, daß man wenigstens eine haben solte. Im Kirchengehen und in einigen Ceremonien bestehet unser ganzes Christenthum; sonst sind wir nicht ein Haar besser, als andere Unglaubigen auch.

Betrachtung von erblichen Krankheiten.

Diese Krankheiten werden Morbi, Mala oder Affectus hæreditarii, auf- und angeerbte, und von denen Eltern, auch wohl Gros- und Urgroseltern abstammende Krankheiten genennet. Unter diesen mus nun das allgemeine Seel- und Leib-verderbliche Ubel, ich meine die Erbsünde, billig den ersten Rang haben, als welche allen und jeden Menschen gemein ist, und ihnen von der Empfängnis an, bis in den Tod, beständig anklebet: Sie ist ein solches Verderben der Seelen, da sie, durch Verlust des Göttlichen Ebenbildes, zu allen nüzlichen, sowol geist- als leiblichen Verrichtungen und Bewegungen, untüchtig und ungeschikt gebohren wird. Wäre der Mensch im Stande der Unschuld und ohne Erbsünde geblieben, so würde dessen Seele und Natur, so viel Licht, Weisheit und Kräfte behalten haben, daß sie ihre Wohnung nicht allein dauerhaft und ohne Fehl würde gebauet und zubereitet, sondern dieselbe auch, nemlich den ganzen Leib, vor allen kränklichen Zufällen bewahret haben. Es würde der Mensch nichts schädliches gegessen und getrunken haben; die Weisheit würde so gros gewesen seyn, daß er alles Schädliche weit im Voraus würde erkannt und gesehen haben, und daher sich nicht bewegen lassen, solches zu geniessen; und so ja etwas, auf unvermeidliche Art, sich in den Leib und dessen Säfte eingeschlichen, welches dem Leibe Schaden bringen können, so würde das

image
not
available

er vom Wachsthum
leiche Meinung, wenn
er Hauptgrund der erb-
ion zu einem grossen
nehr auf der Seele und
ser Zeit angestellten Be-
auf dem Leibe selbst be-
nne eine Familie ins
n Schenkeln, welche
Vater und Sohne, bei
dem 40sten Jahre ihren
t, ob sie gleich vorher
; daher beim Absterben
einer Mann die Frage
unter denen Söhnen
böse Bein erben? Auch
ch, daß obwol einige
gesunden Stande ih-
worden, sie dannoch
en Jahren in eben die-
Eltern verfallen. Von
ine lahmen Manne er-
e Mutter, daß er bis
rades Kind gewesen,
er, ohne einige offen-
und hinkend worden.
ein hurtiges und ge-
sten Jahre aber fieng
lichen Beine, ohne
und ehe zwei Jahr
sich die Flekken an der
zusammen gezogen,
ters seinem in allem
ar: es wurden keine
onet, aber alle ver-
wie lange nun wohl
n Familien gewesen,
gründen. Borcellus
erkungen eine Bege-
er in seinem 15. Jah-
das Knie verrenket
ihm geblieben: dar-
ne gezeuget, welche
ganz gerade einher-
nach aber auf eben
er, im 15ten Jahre
ehr vielen Kindern
, daß sie sogar im
andern Stellungen

ihren Eltern gleich geworden, ob ihnen gleich ihre Eltern in der Kindheit verstorben und sie daher keine Gelegenheit gehabt, solches von ihren Eltern zu lernen oder im Umgang, von ihnen abzusehen. Riverius in Instit. Med. hat disfalls nachdenklich geschrieben: " In dem Saamen der " Väter, Grosväter und Urgrosväter " ligt zuweilen eine Facultas oder Vermögen verborgen, welche deren Gliedmassen eingedrükt worden, daher geschiehet es zuweilen, daß dieses in denen " Enkeln erwekt oder aufgereget werde, " und sie denen Groseltern oder andern " Blutsverwanden gleich und ähnlich " werden, und sodann meinet man, daß " diese Kraft sich bis ins vierte Glied erstreken könne.

Auf solche Art ist auch die bekannte Engelländische Krankheit ein erbliches Ubel, und zwar, aus meiner vielfältigen Erfahrung so gewis, daß unter hundert Exempeln selten eins fehlet, da ich nicht die Merkmale an denen Eltern und Groseltern von solcherlei Kindern hätte finden können. Die meisten solche Kinder werden ohne Mangel gebohren, und fangen erstlich nach einem Jahre an in diese Krankheit zu verfallen. Bei einigen aber habe auch gleich nach der Geburt Merkmale davon gefunden, und daher denen Eltern im Voraus gesagt, daß sie mit der Zeit in dieses Ubel verfallen würden. Die Herrn Breslauer im Febr. 1721. p. 190. schreiben in dieser Sache nachdenklich: " So ist gleichfalls wahr, daß einige " Weiber eine uns nicht genugsam be- " kannte Beschaffenheit haben, vermöge " deren dieselbige vor andern gewohnt " seyn, Zwillinge zu haben. Und diese " Proprietas wird auch in die Kinder ein- " gepflanzet, also, daß sie zu ihrer Zeit, " gleichfalls oft Zwillinge tragen." Ich könnte dergleichen Exempel noch viele anführen, es mag aber hierbei vor dismal sein Bewenden haben. Die ganze Sache kommt darauf an, daß, wie die Natur der Eltern in gewissen Jahren die Gewon-

image
not
available

eit finden, mehr als ei-
von zu schreiben.

Betrachtung schliesse, fin-
ern, daß solcherlei erbli-
allemal von denen Eltern
ammen, sondern zuwei-
d der Zeugung still und
n, und sich erstlich in de-
rn wieder hervor thun:
e von Rejes Q. 54. p. m.
Begebenheiten erweislich
lich eine weisse Frau mit
ne weisse Tochter gezeu-
rnach an einen weissen
hete Tochter, wieder
: gebracht. Dieser Au-
h aus dem Plinio und
pel, hernach aber auch
hrung von einem Apo-
eu Exempel findet sich in
litter. Norimb. 1731.
54. da eine Enkelin von
Müterlicher Seite das
et, an deren Eltern
dern andere Unordnun-
n gemerket worden. Ei-
n das Podagra die Kin-
hergegen auf die Kin-
en, wird in denen Büch-
eis 1728. Mens. Junii
ero angeführet.

uch in Ansehung derer
en nicht auf die Gedan-
b solche Gebrechen sich
le Kinder fortpflanzen
ndern es können eini-
bleiben, nachdem sie
von der Natur des
uter an sich haben: sol-
4. vernünftige, wohl
e Kinder von einer tau-
Muter, die darzu im
ift war, bekannt; wie
Fortpflanzung verhal-
Zeit lehren. Riedli-
bs. p. 295. bemerket,
: Hände vollkommen

gerade Kinder gezeuget; Ja so gar führet D. Preus. in Ephem. N. C. Cent. III. p. 39. einen Fall an, da eine mit Franzosen behaftete Muter, ein gesund und reines Kind zur Welt gebracht. Von der Engelländischen Krankheit habe bemerket, daß in einer Familie zuweilen 7. bis 8. Kindern nur eines die Krankheit erblich bekommen, die andern aber alle leer ausgegangen, und daß ein Rachiticus verschiedene gerade Kinder gezeuget, hergegen aber diese Krankheit wieder an denen Kindeskindern gesehen. Hingegen fällt mir noch eine sonst honorable Familie bei, darinnen ich Stoknarren bis in das vierte Glied kenne: ja, da ich einst einen solchen einfältigen Menschen aus einer andern Stadt in einem Bade antraf und mich dessen Familie erkundigte; so wurde eröfnet, daß er eben aus dieser Familie wäre, und noch mehrere Blutsverwande an dem Orte zur Gesellschaft hätte.

Ich komme nochmals auf die Gewisheit, daß Kinder mit Leib und Seele von denen Eltern abstammen, die Seele sich den Leib, als ihre Wohnung und Werkzeug zu denen Menschlichen Handlungen baue und bilde, in solcher Würkung und Bildung aber vielfältig gestöhret werde, und sowol aus angebornen Mängeln, als auch aus zufälligen Ursachen, die ihr die Eltern oder andere in den Weg legen, irren, mithin allerlei kränkliche Dispositiones und Fehler des Leibes würken oder den Grund darzu legen kan: so nehme aus diesem Uberlegen Gelegenheit zu betrachten.

Wie sich Eltern, die gesunde Kinder wünschen und verlangen, zu verhalten haben, und vor der Empfängnis derselben sich zubereiten mögen?

Daß dieses kein vergeblicher Vorschlag oder leeres Hirngespenste sey, bezeuge mit einem An. 1736. Herrn Dr.

image not available

...lb Jahr alt gewesen; so hat man ...hes billig, als was rares und ...entliches anzusehen, und von ...Exempeln keinen Schlus oder Be... nehmen, die allgemeine Erfah... nit zu widerlegen.

..., robuste und wohlgewachsene ...rden nicht allein in den heutigen ...timiret und denen kleinern vorge... ...nan hat auch schon in dem Alter... ...rauf gesehen, daß grosse gezeu... ...leine vermieden werden möchten, ...sonderlich im Heirathen geschehen

... vor dem Antritt des Ehestandes ...ch junge Mannsleute überhaupt ...ühzeitigen Beischlaf zu hüten, au... ...durch Verschwendung des Saa... ...e Kräfte entgehen, und die Zeu... ...ieder schlapf und einen guten ...1 zu zeugen untüchtig gemacht ... Daher es denn gar oft sich zu... ...daß dergleichen junge Leute in Be... ...g, in Abnehmen und Auszehrung ...n: Mir sind dergleichen Begeben... ...icht wenige bekannt, und ist be... ...würdig, was oft sehr unschuldi... ...her darunter leiden müssen; es ...as anstekende Gift dieser Seuche ...n viele Jahre verborgen und äus... ... hernach erst im Ehestande. Mir ...eiber bekannt, welche wohl 7. 8. ... dieser Ursache halber entweder zu ...ig und tod gebohren, oder sie doch ...r ordentlichen Geburt bald verloh... ...en. Man sollte billig allen jungen ... die Abschilderung der Französi... ...rankheit, welche Pechlini Lib. I. ...t. im Oratorischen Latein entwor... ...kannt machen, und sie in Lazare... ...o Französische Leute curiret wer... ...chen lassen; so zweifelte nicht, es ...manchen die Abscheulichkeit, die... ...iele vornehme Familien und Ge... ...er ruinirenden Krankheit, so zu ...he gehen, daß er sich bedenken wür... ...m küzelnden Fleische zu gefallen, ... so grosse Gefahr und abscheulich ...ben zu stürzen.

Das reife und tüchtige Alter zum dauerhaften Kinderzeugen ist bei einem Manne von 24. bis 50. und bei einem Weibe von 18. bis 40. Jahren. Es können zwar weidliche Männer, wie Boas beschrieben wird, im 80sten Jahre zuweilen noch Kinder zeugen: die mehresten aber, wenn sie sich dem 60sten nähern, werden hierzu untüchtig, und was alsdenn aus ihren Lenden kommt, wird mehrentheils schwächlicher Leibesbeschaffenheit seyn. Wenn Ströller vom Wachsthum der Menschen P. I. p. 49. die Ursache versuchet, warum die alten Teutschen robuste und starke Leute gewesen: so sezt er unter andern auch diese, daß sie sich nicht jung verheirathet hätten, und p. 50. "Je länger " sie ledig blieben, je grössere Ehre hat" ten sie davon; da ihnen im Gegentheil " vor die gröste Schande gerechnet wur" de, wenn sich jemand vor dem 20sten " Jahre nur vom Heirathen traumen " lassen."

In Absicht auf die Fortpflanzung des Geschlechts, haben auch diejenige, welche sich verheirathen wollen, dahin zu sehen, daß sie nicht von gar ungleichem Alter zusammen kommen, dabei die Empfängnis zuweilen nicht so leicht folget: dann zu geschweigen, daß bei ungleichem Alter zum öftern das beste Feuer der Liebe fehlet. Uberhaupt aber haben sowol jung, als alt Verheirathete ihren Beischlaf zu mäsigen, damit die Sammlung und Zeugung des Saamens wohl zeitig, geistreich und fruchtbar werden könne. Herr *Prof.* Heumann in seinem politischen Philosopho gibt deshalben einen wohl ausgesonnenen Unterricht: Es soll nemlich ein Neuverheiratheter denken, daß eine Tugend sey, welche Continentia, Mäsigung hiesse. Denn die Wollust des Beischlafs würde durch öfteres Wiederholen nicht gedämpfet, sondern vermehret, und wer gleich vom Anfang denen Lüsten den Zaum schiessen lasse, mache sich nur eine geile Frau, und bringe sich dadurch entweder um seine Leibeskräfte, oder verursache, daß die Frau sich bald nach Substituten umsehe.

image
not
available

der Ungerechtigkeit absoluten Gewalt.

obrigkeitliche Stand hat
inen andern Endzwek als
seligkeit des ganzen Volks.
diesem Endzwek brauchet
ne Obrigkeit: Diese Glük-
kan nicht erlanget werden,
nittelst der Ordnung. Die-
ung wird am meisten durch
en gestöret, welche sie trach-
n zu erhalten. Ja man kan
sagen, daß die Tyrannei
Untüchtigkeit der Regieren-
denen meisten Unordnun-
huld sey, welche in der
ichen Gesellschafft herrschen.
taat unterwirfft sich allezeit
ten Gefahr, wann er einem
die völlige Herrschafft mit
numbeschränkten Gewalt
net. Diese unbeschränkte
t aber ist allezeit etwas un-
es, man mag sie betrachten
lcher Seiten man will.

an keiner den Namen eines
äsigen Regenten führen, er
e dann ein Gesez über sich:
nenschliche Gesellschafft kan
nichts anders als durch die
rennliche Bande der Gerech-
erhalten werden; diese Ge-
keit gibt allen Menschen ihre
e Verhaltungsregeln: sie ver-
einen jeden insbesondere,
llesamt überhaupt.

Kein Mensch hat das Recht mit sich selbst, nach eignem Willkühr, gegen die Ordnung der Natur zu schalten und zu walten. Er stehet mit allen Geschöpffen unter der Botmäsigkeit des einzigen grossen Schöpffers; Wie er durch seine Macht ihn hervorgebracht, so hat er auch allein das Recht mit ihm zu machen was er will. Kein Mensch hat ein solches Recht über sich selbst: kein Mensch kan also ein solches Recht einem andern übertragen. Was also ein Fürst hierinn sich gewaltthätiger Weise über andere Menschen anmasset, das wird bei ihme nimmer zu keinem Recht, sondern es ist und bleibet ein frevelhafter Eingrif in die Rechte GOttes.

Es ist zu verwundern, wie die Franzosen, als ein sonst kluges Volk, eine ganz absolute Gewalt über sich ertragen können: sie lassen sich von einem Könige beherrschen, der zum Grund aller seiner Handlungen und Befehle nichts weiter anzuführen pfleget, als, Car tel est Nôtre plaisir: Das ist Unser Gefallen, so wollen Wir es haben. Es ist bei ihnen nicht mehr um die Zeit, da sie ihre Könige, unter der Bedingung wählten, daß sie die Geseze handhaben, und die gemeine Freiheit schüzen solten; sondern um des Monarchens Ambitions-willen müssen sie Gut und Blut aufopffern.

nn noch andere Tirannen, wieder eine Menge, zwar, aber doch unbarmherziger en unter sich haben. Es ir einigen vornehmen und ene Familien in seinem Lan- Titel und Güter einräumen, ie zu seinen Dinsten und hel- n das Land, ohne weiteres ten, verderben. Ein jeder ieden, wann er nur wieder unter sich hat, die ihn nach Art ehren und fürchten müs- eder empfindet auf diese Wei- Süsigkeit zu herrschen und zu n; Ja die Herrschsucht der hen geht so weit, daß, wenn er keine Geschöpfe seines glei- nter seiner Gewalt hat, die eln und trillen kan, so hält in paar Hunde, die auf sei- Wink gehorsamen müssen, und um Zeichen seiner Macht kan n, wann er will. Dieses hm eben einen so sanfften Ein- on seiner Hochheit, als wenn uren einen neuen Edelmann, gen Herr nennen.

het hier den unseligen Zusam- ng der allgemeinen Herrsch- und woher es kommt, daß che bei so vielen Völkern be- g auf dem Thron erhält. Zu lung eines vor die menschliche schafft so grund-verderblichen, werden tapffere, gerechte und müthige Seelen erfordert; Al- wo sind diese? Finden sich wel- che, so haben sie keine Macht; und haben sie dise, wie leicht verliehrt sich ihr Anhang, wenn der Tirann dro- het oder liebkoset, würget oder Gü- ter austheilet? Wer fürchtet sich nicht vor Gefängnis, Büttel und Blutgerüsten? Was ist gefährli- cher als Empörung in einem Lande anzufangen? wie viel unschuldige Leute sezt man dadurch in Gefahr? Wie viel wird darunter das Chri- stenthum verlezet, welches uns ge- beut Unrecht zu dulden und zu lei- den, nicht Bäses mit Bösem zu ver- gelten, sich selbst nicht zu rächen? Wie schwer ist die Mäsigung des- jenigen Rechts zu treffen, welches uns erlaubet, gegen Gefahr und un- gerechte Gewalt uns zu schüzen und zu vertheidigen? Mit Aufruhr, Verschwörungen und Bündnissen wird öffters das Ubel mehr vergrös- sert, als gehoben. Die Geschich- ten sind voll von solchen Exempeln. Selten lauft es damit so gut ab, als wie mit den Schweizern und Nie- derländern. Gleichwohl ist grossen und edlen Gemüthern nichts unlei- dentlicher als die Wut eines Tiran- nen zu dulden, der voll Unbarmher- zigkeit und Leichtsinn nur blos zu sei- ner Lust, oder seine Ehrsucht zu ver- gnügen', ein ganzes Volk ins Elend stürzet. Dagegen waffnen sich alle Regungen einer wahren Menschen Liebe. Cato hatte als ein grosser Geist davon würdige Empfindung- gen, da er sich denen hochmüthigen

ch zu begeben; da kan er
Unhöflichkeit eine Weile
s er lernet klüger werden.

Nation hat bessere und ver-
e Begriffe von dem Amt
ahren Hoheit eines Königs
ngelländer: sie beehren mit
einen Prinzen aus ihrem
n Haus: Er ist ihr Ober-
er hat aber als ein solches
r Macht als ihm die Gese-
mem; hält er sich mit sei-
k, so ist er einer der mäch-
nd reichesten Potentaten in
t. Denn dieses giebt ihm
ug, und unterhält überdem
ie ganze Familie recht könig-
lein er mus ihre Geseze be-
, er mus ihrer Freiheit nicht
tretten. Er ist ein König
Volk und nicht für sich. Er
mit ihm alle Glükseligkeit,
hre, alle Vortheile: Man
eines nicht von dem andern,
m ganzen Staatskörper we-
hun.

Verfassung des teutschen
gründet sich ebenmäsig auf
lüklichen Zusammenhang des
s und der Glieder; allein, da-
t der Fehler, wenn ich es sa-
rf, daß viele unsere vornehm-
lieder öfters ihrer Macht mis-
en, und ihre arme Untertha-
r wenig mehr von derjenigen
eit geniessen lassen, die ihnen von Rechts wegen gebühret. Die Reichsfürsten druken den Reichsadel, und suchen ihn endlich gar zu unterdruken, wie solches schon an vielen Orten geschehen ist; da dieser jenen, wolte er Ruhe haben, diejenige Güter, die in des Fürsten Länder lagen, öffters selbst zur Lehen anbiethen muste, daher kommen die Feuda oblata.

Vor 180. Jahren sezte es deswegen im Reich grosse Bewegungen, denn als der Reichsadel merkte, daß man ihn hin u. wieder unterzustecken, und um seine Reichsfreiheit zu bringen suchte, begunte sich derselbe allenthalben, besonders in Franken, mit grosser Hefftigkeit zu regen. Alleine, Grumpach, einer dessen vornehmsten Häupter, ein kühner und tapfferer Mann, versah es, daß er nicht suchte den Kaiserl. Hof auf der Ritterschafft Seiten zu bringen; und dieser versah es wiederum, daß er sich mehr der Fürsten als der Ritterschafft annahm; und so gar, daß Margraf Albrecht und Herzog Joh. Friederich von Schasen darüber in die Reichsacht kamen, weil sie dem Grumpach und der Ritterschafft beistunden. Worüber schier in ganz Teutschland ein abscheulicher Krieg entstanden wär. Es sey nun daß diese beide Fürsten und der ihm zugethane Adel damahls die Sachen zu weit getrieben haben; so viel ist gewis, daß man am Kaiserl. Hof

hatte nirgend keine Vor-
legiment, man ehrte ihn
er Verdienste hatte, nicht
n seiner blosen Geburt.
'al von Erlach machte sich
araus, zu Bern, in sei-
land mit andern gemei-
s Leuten auf einer Bank
sizen, ohne sich vor ih-
deste wegen seiner Fami-
i nehmen.

ist ein Laster, das sich am
einer democratischen Re-
ikek. Es kan zwar keine
hen, wo man für sie und
Amt nicht die gebührende
Ehrerbietung heget; sie
e ein Hausvater in seiner
nig es denen Kindern und
t, sich ungehorsam und
gen denselben zu bezeigen
oohl gar mit Schimpff-
en anzugehen; eben so
es sich auch, wenn ein
ie ihm vorgesezte Obrig-
sam und aufrührisch ge-
Ein rechtschaffener Ma-
gentheil auch keine an-
Hoheit affectiren, als
tschaffene Patrioten zu-
'amen Landes Väter,
neine, Schultheissen,
Rathmänner, Zunfft-
und dergleichen, schi-
rgerliche Obrigkeit am
lezeit eine Sache von
n, wenn obrigkeitli-
närrischem Hochmuth,
iehmen, sich stolz und
den, ihre Bürger ver-
en hoffärtig und hart
gar sich gegen sie so
e nicht ihre Mitbür-
würkliche Unterthanen
wären. Dieses giebt in einem gemeinen Wesen nimmer kein gutes Blut, und macht allerhand böse Leidenschafften in denen Gemüthern, welche endlich in Meuterei, Aufruhr und Empörungen ausschlagen, wodurch die Republiken zu Grund gerichtet werden.

Ein kluger Magistrat weis wie er sein Ansehen mit Glimpff und Leutseligkeit erhalten soll: Er bescheidet sich gerne, daß er sein obrigkeitliches Amt nur im Namen des Volks führet; daß er nicht mehr Macht habe als dieses für gut findet ihm zu übertragen; daß er in Ansehung seines Standes nicht mehr ist als ein anderer Bürger auch; daß ihm seine Würde wohl einen höhern Rang, aber nicht mehr Recht giebt; daß die Schwächung der bürgerlichen Freiheiten und Gerechtsamen auch ihm und den Seinigen zum Nachtheil gereichen; daß nur wahre Verdienste und Tugenden adeln, und niemand deswegen wahrhafftig gros ist, weil er sich viel einbildet.

Die gröste Ehre eines Magistrats bestehet darinn, daß er sein Amt treu und redlich versihet, die Freiheit und Geseze sorgfältigst handhabet, Ordnung, Ruhe, Fried und Sicherheit zu erhalten trachtet, und überhaupt das Heil und Wohlsein des gemeinen Wesens mit gleichem Eiffer als sein eignes zu befördern trachtet. Dadurch verdienet er allein den Namen eines würdigen Magistrats und eines redlichen Patrioten: Ja er kan durch seine Grosmuth und Tapfferkeit, womit et sich einer allgemeinen Gefahr und eindringenden Noth widersezet, mit mehr Recht den Ruhm eines Helden erlangen, als mancher frecher Fürst, der durch seine im Lohn gedungene Kriegsleute Menschen würgen lässet, und darinn einen grossen Ruhm suchet, keine Menschlichkeit zu haben.

Melson,
:trügliche Dollmetscher.

ollmetsch, welcher oft mehr
Sprachen als er wuste,
er Königin sogleich erklä-
en muste;
tue Melson fand durch
eine Munterkeit
),den nur der Wiz verleiht.
mt aus Indien ein schwar-
er Abgesander,
vor dem Thron und fängt
en Vortrag an,
nicht übersezen kan;
ie Sprache war dem Mel-
on unbekannter.
t die List ihm aus. Ihm
inkt die Königin.
sich und spricht: Dis ist
er Rede Sinn:
ächtigste, Dein Ruhm
ingt bis in unsre Gränzen.
h verehrt ein jeder Theil
er Welt.
nicht, in Marmor auf-
estellt,
ld und Lob den spätsten
nkeln glänzen?
Brama hold, Zur Eh-
e schuf er Dich.
lik, wie Dein Geist, ist
ehr als Königlich.
rte Tavernier, der sich
n Saal befand.
mden Sprache war ihm
anz genau bekannt.
wie man weis, von sei-
en vielen Reisen
ein Stammbuch aufzu-
eisen.
heil.

Er sagte: Königin! was Melson
jezo spricht,
Das redet der Gesande nicht.
Wer wird, sprach Melson drauf,
den Mischmasch wissen wollen?
Mir ligt die Pflicht der Ehrfurcht ob.
Die Königin verdient das Lob:
Und hat ers nicht gesagt; so hätt
ers sagen sollen.

Abhandlung von der verschiedenen Würkung der Arzeneien, in Ansehung ihres verschiedenen Gebrauchs.

§. 1.

Die Arzeneien sind eigentlich die Werkzeuge, wodurch ein Arzt die Krankheiten abwenden, und wieder curiren soll; und also mus er sie billich genau kennen, und recht zu gebrauchen wissen. Alleine so nöthig dieses ist, so wenig bemüht man sich gemeiniglich, diese heilsame Wissenschaft recht zu erlernen, und sich in derselben immer fester zu gründen; sondern es stehen vielmehr sehr viele in dem irrigen Wahne, daß sie genug gelernet, und alle lehrreiche Quellen so zu sagen erschöpfet hätten, wenn sie z. E. wissen, daß Aloe und Rhabarber laxiret, die Fieberrinde die kalten Fieber stopfet, die Pomeranzenschale den Magen stärket, und die Blehungen zertheilet, u. s. w. da doch dieses in der That das wenigste ist, was wir wissen sollen; sondern zu einer gründlichen Wissenschaft noch weit mehr erfordert wird. Ich will jezo nicht gedenken, wenn eine Cur glüklich von statten gehen soll, daß man die Bestandtheile der Medicamente bestmöglichst inne haben, und ihre Art zu würken verstehen müsse; ich mag auch nicht anführen, daß man die Arzeneien, weil sie an sich keine gewise und unfehlbare Kraft zu würken besizen, allezeit nach den besonderen Umständen der Patienten wohl einrichten müsse; wie ich dieses bereits in einer dissertation de specialissima medendi metho-

image
not
available

ls wenn sie roheist; wie
Erfahrung bereis sattsam
aß man von dem gummö-
rselben ohne Schaden wol
viel, als von ihren resinö-
le vertragen könne. Die-
er, die Aloe zu reinigen,
Pillen zu gebrauchen, haben
) dem grossen Chymico,
danken, der eine gewise
r Pillen eingeführet, und
cht nur die gereinigte Aloe
ndern auch dieselbe in un-
er Dosi, als man ehedem
nt gewesen ist, mit verschie-
Extracten und balsamischen
t hat. Und das sind ei-
eltbekannten Becherischen
ch jezo in so grossen Rufe
on den grösten Aerzten un-
emlich von dem seel. Herrn
hl, und Herrn Geh. Rath
sind nachgeahmet und sehr
vorden; weil sie aus der an-
ache billig einen Vorzug vor
schen Pillen verdienen, zu
tweder rohe, oder viele Aloe
legt; sintemal bekannt ist,
en meisten alten Pillen-Mas-
ie Helfte, und noch drüber,
edientien ausgemacht hat.

§. 4.

; und heilsam aber diese jezt
balsamische Pillen sind: so
och, wie alle andere Medica-
den bringen, wenn man sie
llzu ofte, und zu häufig ge-
Denn durch den öftern Ge-
lben bekömmt man doch end-
d nach viele erhizende aloeti-
n in den Leib, und diese sind
vermögend, das Geblüte in
ewegung zu sezen, und zu de-
herrührenden Beschwerungen
, und zwar um so mehr, da
ute zu Tage unsre Diät so be-
, daß sie wegen der vielen hizigen Weine, und der vielen gewürzten Speisen, an sich schon das Blut wallend macht. Es ist daher nicht ohne Grund davor zu halten, daß die Ursache, warum jezo so sehr viele Personen, ohne irgend einige natürliche Geneigtheit, einen ausserordentlichen Trieb zur güldnen Ader, und zu vielen andern davon entspringenden Beschwerden bekommen, unter andern mit in dem eingerissenen Misbrauche dieser aloetischen, obgleich verbesserten balsamischen Pillen, zu suchen sey, weil die Aloe ohnedem dieses als etwas besonderes voraus hat, daß sie das Blut nach dem Mastdarme hintreibet.

§. 5.

Rhabarber, wie sie verschiedentlich würket.

Die Rhabarber gibt der Aloe, und denen daraus bereiteten Medicamenten an Kraft und Tugend im geringsten nichts nach. Alleine ihre Würkung pflegt ebenfalls sehr verändert zu seyn, nachdeme sie nemlich in Pulver, Essenz, Tinctur, Extracte, oder mit warmen Wasser abgesotten, gegeben wird. Das blose Pulver an sich besizet die gute Eigenschaft, daß es gelinde abführet, und die Gedärme von ihren Unflate reiniget, dabei aber auch zugleich stärket und anhält; daher man es mit grossen Nuzen in Durchfällen, und selbst in der rothen Ruhr zu verordnen pflegt. Wer aber hingegen eben diese zwiefach heilsame Würkung in gleichen Grade von den übrigen daraus bereiteten Mitteln, wie von der Essenz, Tinctur, u. s. w. erwarten will, der betrügt sich sehr, und wird zeitig gnug inne, daß die laxirende sowol,

lz hinzu sezet, dabei aber sich
sieht, daß er sie ja nicht zum
ommen, und das beste da-
rauchen läst. Und wenn
acht genommen wird, so la-
ohne Beschwerung, und he-
es die hartnäkigsten Leibes-
ungen.

§. 8.

Würkung der Manna.

Manna hat wegen ihrer süs-
theile gleichfalls eine laxiren-
t, und gehöret billich unter
rsten Laxirmittel. Sie wird
bequemsten in einem Tränk-
rauchet, und zu dem Ende
n Wasser mit einem Dige-
alze aufgelöset, da sie denn
ig die langwierigen Leibesver-
igen, die sich auf vielen ver-
n Unrath der Gedärme grün-
iel besser hebet, als alle ande-
dicamente. Denn sie erwei-
chergestalt zugleich den verhär-
Unflat, welches hingegen die
n Mittel, wie die Pulver und
, nicht thun. Wer aber die-
zen verlanget, der sieht wohl,
auf die Art des Gebrauchs
mlich ankomme, und es steht
u glauben, daß die beschriebe-
ürkung bei weiten so nicht er-
würde, wann man das Man-
ken essen wolte; wie man denn
ieserhalb wahrgenommen hat,
ie Operation desselben vielmals
gewesen ist, wenn man fleisig
es Getränke, wie Caffee, nach-
nken hat. Sonderlich aber
pflegt die Manna denenjenigen, die
eine rauhe Brust, und viele scharfe
Säfte haben, vor andern Laxirmit-
teln sehr gut zu bekommen; weil sie
nemlich nicht so, wie andere Pur-
ganzen stark angreift, und die schar-
fen Feuchtigkeiten zugleich temperi-
ret: daher sie auch denen Schwind-
süchtigen, und die mit Scharbok,
Gicht und Podagra befallen sind,
insonderheit wohl zuschlägt.

§. 9.

So sicher und heilsam aber die Manna zum laxiren ist, so ist sie doch vielen Leuten zu süsse und ekelhaft. Man thut also nicht unrecht, wenn man daraus mit cremore tartari, oder Tamarinden ein süs-säuerliches Tränkgen macht, und zulezt zum angenehmen Geschmake etwas Citronöl dazu thut, oder wenn man dasselbe also bereitet, wie es der Herr Geh. Rath Hofmann dem Kaiser, Carl dem Sechsten, glorwürdigsten Gedächtnis, ehedem im Carlsbade gerathen hat: Rec. cremor. tartari drachmas duas. Coque & solue in libra una aquæ communis ad medietatem. Adde mannæ elect. encias tres. Clarificetur albumine cui, addendo simul succum pomi citri succulenti: denuo fiat parua ebullitio. Coletur denique subfrigide per linteum album, cui flavede receos cort. citri indita est, aliquoties, denec fiat potio clara.

§. 10.

Andern hingegen, die wie die hypochondrischen und hysterischen Personen, ohnedem schon viele Blehungen in den Gedärmen haben, verursachet ein Mannatränkgen leichte noch mehrere Winde und Unruhe im Unterleibe. Um nun solches zu verhüten, so weis ich, daß man wohl gethan hat, wenn man etwas Pomeranzen-Essenz, oder Zimmetwasser hinzu gethan,

image
not
available

e Geruch einiger massen verde-
so gewähren sie doch auch die-
, daß die darinne befindlichen
; nicht zu stark auf einmal an-
veil doch einige Zeit erfordert
die Pillen schmelzen. Was
usäze anlanget: so kan dadurch
eftige Würkung ebenfalls zum
nsiget werden, wenn man nem-
Dinge, die sie in etwas hem-
: Safran, Bibergeil, Eisen-
ind Zinnober ꝛc. dazu thut; wie
r lezte auch nur deshalb dienen
ferne er zu langsamer Auflösung
beiträgt. Wenn man aber auch
's schon beobachtet: so beruhet
ieles noch darauf, ob man nem-
illen gros oder klein macht; sin-
kleinen eher zergehen, und also
der und stärker würken, als die
Daher es auch nicht uneben ist,
in Holland, wo man sich inson-
rker Purgiermittel bedienet, fast
lich grosse Pillen verfertiget.

§. 13.

dem bemerket man auch, daß die
lbst die Würkung gar sehr ver-
macht; und es ist besonders, daß
irganzen in grosser Dosi entweder
machen, oder nur wenigen Stul-
egen, und zwar dieses deswegen;
krampfhafter weise würken, und
Gedärme so sehr zusammen ziehen,
Abgang des Unflats nicht recht er-
an. Welche Ursache jedoch leider!
nige einsehen, sondern in den irri-
danken stehen, als wenn die gege-
urganz nicht stark gnug gewesen
und daher entweder eine neue dar-
n, oder sie zu andrer Zeit noch stär-
ichten; da sie doch, wie man aus
mständen sieht, eigentlich deswe-
cht viel gethan hat, weil sie zu stark
n ist. Nicht minder thut es auch
el, ob man sie auf einmal, oder
t nimmt. Denn in dem leztern
ist die Würkung allzeit etwas gelin-
der, und man pflegt daher, um mehrer Sicherheit willen, öfters diese Vorsorge anzuwenden, daß man Abends vor Schlafengehen die eine Helfte, des Morgens darauf aber die andere davon nehmen läst; da man zumal diesen Nuzen davon hat, daß wenn die erste Helfte schon stark operiret, man von der andern nur so viel kan brauchen lassen, als etwa nöthig ist. Ja es ist kein Zweifel, daß eine Purganz, wenn sie nemlich des Morgens Frühe, da der Magen leer ist, genommen wird, allemal mehr thut, als wenn man sich ihrer vor Schlafenlegen, das ist, einige Stunden nach dem Abendessen bedienet. Wer wird also läugnen, daß die Würkung der Arzeneien, und insonderheit der Laxir- und Purgirmittel, von der verschiedenen Art ihres Gebrauchs mit abhange?

§. 14.

Was ich jezo bewiesen habe, findet man auch bei den Brechmitteln, davon ich nur die gewöhnlichsten anführen will. Der tartarus emeticus wird, wie bewust, entweder aus dem vitro antimonii, oder aus dem croco metallorum gemacht. Der erste würkt stärker, der andere gelinder, und also ist beider ihre Würkung in Ansehung der Zubereitungsart unterschieden. Man nehme aber welchen man wolle, wiewol der gelinde besser ist: so wird er doch allezeit sicherer, leichter und ohne so grosse Beschwerung würken, wenn er vorher in Brühe, oder vielmehr in einem kräftigen und stärkenden destillirten Wasser aufgelöset ist, welches ohne Zweifel davon herrühret; weil er alsdenn wegen seiner mineralischen Schwere, nicht so lange an einem Fleke im Magen unaufgelöset liegen bleibt, und folglich auch nicht die empfindliche Nervenhaut so heftig zum Krampfe reizet. Gibt man ihn aber im Pulver, so wird er füglich mit einem absorbente, oder Digestiv-Salze gegeben; weil dadurch die Säure gedämpfet, und der Schleim im Magen desto ehr zertheilet, mithin also die Operation erleichtert wird.

§. 15.

image
not
available

:t wird. Dieses leztere be-
ıan an den bekannten Pur-
:, welches sich von dem Gra-
Varwik herschreibet, (pul-
:hinus) worinne das Scam-
das vornemste ausmachet,
h das damit versezte diapho-
Spiesglas in seiner purgi-
kraft soll befördert werden.
jezo nicht untersuchen, ob
weit diese Erfahrung Grund
Vermuthlich aber rührt diese
riebene verschiedene Wür-
Spiesglases davon her, daß
dasselbe die allzukleine Dosin
ıri emetici in etwas ausbrei-
o also verhindert, daß er nicht
r an einem Theile des Ma-
ıligt, und ihn so heftig zu
und Brechen reizet; wel-
gerne zu thun pflegt, wenn
n entweder alleine, oder mit
Dingen vermischet eingibt,
die Salze, leichte zerschmel-
ıd seine Vermischung fahren
In dem andern Falle aber
gar wohl angehen, daß das
: Spiesglas das Purgiren
:ret; weil es als ein zarter
ie im Magen und den Gedär-
ındliche Säure, welche doch
iglich das Purgiren einiger
schwächet, in sich ziehet und
:t; wiewol ich nicht gänzlich
n will, daß nicht auch biswei-
nige rükständige Uberbleibsel
ıulinischen Substanz dazu bei-
ı könten.

§. 18.

Betrachtung des diaphoretischen
·. Theil Spiesglases führet mich nun zu den Schweistreibenden Mitteln, mit denen es zum Theil eben die Bewandnis hat, daß sich nemlich ihre Würkung nach ihrer verschiedenen Zurichtung, und Art des Gebrauchs richtet. Und zwar, was das zu Beförderung der Ausdünstung in den mehresten Krankheiten gewöhnliche diaphoretische Spiesglas betrift: so dürfen wenige seyn, die nicht dasselbe fast durchgehends und in allen Fällen vor unschädlich halten solten. Dem ohnerachtet aber hat doch die Erfahrung bis hieher gewiesen, daß es bei sehr empfindlichen Personen, noch vielmehr aber bei zarten Kindern Beängstigungen, Ekel und wohl gar Erbrechen zuwege gebracht hat, wenn es bei der Zubereitung nicht recht ist abgewaschen, und von seinen scharfen Partikeln befreiet worden. Und dieserwegen hat man allerdings Ursache, auf die rechte Verfertigung dieses Medicaments zu sehen, damit man nicht bisweilen übel ärger machet. Denn wenn z. E. in Friesel, oder in andern bösartigen Fiebern die unreine Materie entweder nicht gnug an der Haut ausgetrieben wird, oder von derselben zurüke tritt: so pflegen gemeiniglich eben die vorhin gedachten Zufälle zu entstehen; die aber freilich alsdenn desto eher erreget, oder doch vermehret werden müssen, wenn man das nicht sattsam gereinigte diaphoretische Spiesglas gibt.

§. 19.

Würkung der Schweiz-Medicamente nach ihren Gebrauch.

Bei andern Schweistreibenden Arzeneien beruhet ebenfalls vieles auf ihren Gebrauche. Denn sollen sie gehörig würken: so thut man der Zeit nach freilich am besten, wenn man sie Abends vor Schlafengehen, oder des Morgens frühe nehmen läst, da nemlich die Schweislöcher

image
not
available

. von der eitrigten Materie
es beitragen. Und wer will
uch die zertheilende Kraft ab-
1, die sich in Catarrhen, und
ıd Arten von Flüssen, als im
:r, und dem weissen Flusse
eiber zu erkennen gibt, da sie
) die zähe, schleimige Mate-
veichen, verdünnen, und her-
ıgleich durch den Urin ausfüh-

§. 21.

eben dieses sieht man auch bei an-
)arntreibenden Mitteln, die wie
einstein = und Spiesglas-Tincturen
er subtilen Schärfe würken; Denn
wenn sie in anderer Absicht, in
er Dosi, oder in anderer Vermi-
, gegeben werden, erweisen vielfäl-
ıe ganz andere Tugend und Wür-
Man rechnet sie also gewiser maß-
ter die Magenstärkenden Arzeneien,
man versezet sie doch darmit, wenn
ch ein guter Appetit, und eine gute
auung deswegen fehlet; weil der Ma-
it vielen Schleim angefüllet ist, und
rch der Zuflus der Dauungssäfte ver-
:rt wird. Denn in solchem Falle wird
heil von besagten Tincturen mit 2.
. Theilen einer guten Magen-Essenz
ch vermischet, und eine kurze Zeit
oder nach der Mahlzeit gegeben, da
enn nicht sowol den Urin treiben, als
nehr eine Schleimzertheilende und
genstärkende Würkung thun. Nicht
der werden sie auch in allerlei Arten
Flüsse, und in vielen langwierigen
ınkheiten, die sich, wie die Cacherie,
Verschleimung und angehende Ver-
)fungen der Eingeweide gründen, sehr
lich gebrauchet; wie sie denn z. E.
chten Husten, und wo sonst die Lunge
t zähen Schleim angefüllet ist, mit an-
:n resolvirenden Brust-Essenzen heil-
n versezet werden.

§. 22.

Würkung der Kellerwürmer 2c.

Ausserdem aber kan man diese Schleimlösende Kraft auch an andern Harntreibenden Mitteln, und zwar insonderheit an den Kellerwürmern (millepedes) mehr als zu deutlich erkennen; indem dieselben wegen ihrer bei sich führenden scharfen Salztheile in demjenigen Brustkeuchen sehr guten Nuzen schaffen, welches von Verschleimung der Luftbläsgen und kleinsten Lungengefässe herkömt, und gerne zur Wassersucht ausschlägt. (asthma hydropicum) Man pflegt sie daher in solchen Falle theils in Pulver zu geben, theils aber frisch ausgepreßt, oder mit Wein infundirt zu gebrauchen; oder ich weis auch, daß sie gute Dienste geleistet haben, wenn man sie in folgenden Pillen verordnet, und mit andern resolvirenden Dingen vermischet; dabei aber denen Patienten zugleich gnugsame dünne und warme Feuchtigkeiten zu trinken gegeben hat: Rec. gummi ammoniaci cum oxymel squillit. depurat. benzoes, myrrhæ elect. millepedum aa drachmam unam, nitri purif. croci ana drachmam dimidiam, camphoræ gr. VIII. M. f. cum balsamo Peruv. l. a. pilulæ ex scrupulo uno no. XX. D. S. Brustpillen 20. auf einmal. Und wer weis endlich nicht, daß auch andere zu Beförderung des Urins sonst dienliche Sachen, wie z. E. die fünf eröfnenden Wurzeln, und die Zwiebelgewächse, in Verstopfung der Leber, des Ge-

präpariren kan, wie solches
:curius diaphoreticus jovial.
panacæa mercurialis auswei-

§. 25.

ereitung und Gebrauch des *Mercurii dulcis*.

andere Zubereitungen des
rs betrift: so würde es
ig seyn, wenn ich dieselben
läuftig durchgehen wollte:
nur der gewöhnlichsten und
resten gedenken will. Hier-
le ich nun insonderheit den
Mercurius, (mercurius
r, wenn er innerlich soll ge-
werden, zuförderst wohl
eyn mus; widrigenfalls er
fend ist, und öfters heftige
rreget. Er wird, wie be-
us dem Sublimat gemacht,
an ihm eine gewisse Portion
s Quecksilber zusezet. Da
: nicht allezeit genau bestim-
, wie viel er zu seiner Ver-
öthig hat; so thut man bes-
n man so viel damit vermi-
s er in sich nehmen will. Ist
uf solche Art wohl zugerich-
wird in gnugsamer Quan-
ben; so bringt er ohne gros-
werung den Speichelflus
Wiewol es auch hierbei viel
rm ankommt, in welcher
cht wird; indem er allezeit
er würket, wenn man ihn
r mit einem absorbente ver-
, oder in einer Lattwerge
äst; da er hingegen zwar seine Operation in Pillen langsamer thut, dennoch aber in denselben bisweilen sicherer zu gebrauchen ist, wenn nemlich Mund, Nase und Gaumen bereits sehr angefressen sind. Denn die Erfahrung hat bisher einige male gewiesen, daß er in blossen Pulver öfters auf einmal eine allzustarke Auflösung in den angefressenen Theilen verursachet, und also das Ubel verschlimmert hat. Wannenhero man auch in solchem Falle das äusserliche Schmieren mit der vorerwehnten Salbe dem innerlichen Gebrauche des Quecksilbers nicht ohne Ursache vorzuziehen pflegt. Ja man weis endlich auch, daß der Speichelflus viel leichter und besser von statten geht, wenn man mit Holztränken zu Hülfe kommt, oder den Körper durch erweichende Bäder vorher gehörig dazu bereitet hat; oder wenn man auch die Speicur zu einer gemäsigten Jahreszeit, nemlich im Frühjahre, oder im Ausgange des Sommers anstellet. Denn daß man denen Französischen Aerzten das Lob beimist, als wenn sie diese Cur glüklicher, als die Teutschen verrichten könnten, ist nicht sowol allezeit ihrer grössern Geschiklichkeit, als vielmehr ihrer bessern Luft, worinne sie leben, zuzuschreiben.

§. 26.

Doch ohnerachtet der versüste Mercurius eigentlich eine salivirende Kraft hat: so wird doch dieselbe zum Theil verändert, wenn man ihn in kleiner Dosi in Gebrauch ziehet, da er denn nur den zähen Schleim in Bewegung bringet, und zum Auswurfe

image
not
available

lentium, und
rum.

)en Schleim (in-
und den Gedär-
riren gleicherge-
enheit ihres Ge-
:hlet sie insonder-
enigen Arzeneien,
:ken, und die Ble-
, in so ferne nem-
, der theils an der
uld ist, theils aber
Binden abgibt, los-
n Magen samt den
und nach davon be-
irken zwar, wie der
er, Galgant, und
ichen, wie die Zitt-
) Pimpinellwurzel ꝛc.
iit ihren resinösen und
n; ich will aber doch
wegen ihres ähnlichen
auch andere Magen-
Windzertheilende Mit-
va) mit hieher rechnen,
, wie die Citron- und
schaalen, wie der Küm-
el, Anis, und wie die
würze, durch ein erwär-
d stärkendes Oel ihre
verrichten, und vermit-
ebenfalls den festsizenden
eils in Bewegung brin-
rdünnen, theils aber auch
h geschwächten Gedärme
rken, und sie zu Forttrei-
Winde geschikter machen.
den fast allesamt entweder

in der Essenz, oder in Pulver gegeben. Wenn sich aber würklich der Fall ereignet, daß der Magen und die Gedärme deswegen schwach und von Blehungen ausgedehnet sind; weil sich vieler zäher Schleim darinne angesezet hat: so ist es in der That gewis und der Erfahrung gemäs, daß sie in Pulver öfters ungleich besser und kräftiger würken, als wenn sie in der Essenz verordnet werden, und zwar vermuthlich aus dieser Ursache: weil sie alsdenn nicht so geschwinde verrauchen, sondern länger widerhalten, die empfindlichen Häute des Magens und der Gedärme stärker prikeln, und dieselben folglich zu Losschüttelung des anhangenden Schleims kräftiger anreizen. Wenn dahero z. E. ein Patiente nach einer überstandenen Krankheit vor der Zeit den Magen mit vielen Essen überladen, oder wenn sonst jemand, wegen gesammleter Cruditäten den Appetit, und eine gute Dauung verlohren hat: so werden sie in Pulvern gewis allezeit ehender helffen, wie man dieses an den bekannten Magenpulvern, dergleichen das Birkmannische ist, zur Gnüge wahrnimt.

§. 29.

Insonderheit aber kan man die Wahrheit dieses jezt angeführten Sazes alsdenn mehr als zu deutlich einsehen, wenn die Aufblehung des Unterleibes sehr stark ist, und man deshalb wohl gar eine Windsucht zu besorgen hat; wie dieses sich leichte ereignen kan, wenn nemlich die Gedärme dermassen stark mit zähen Schleime überzogen sind, daß die feuchsten Dünste durch ihre Zwischenraume wenig oder gar nicht

weg-

grana XII. nitri purif.
illæ præp. gr. tria M. f.
› sie hingegen als ein
llen gegeben: so hilft
e laxirende Kraft der-
rn, oder sie erweiset
gelindere und langsa-
ng in Ansehung der
t: wie sie denn auch in
›enn sie denselben bei-
d, eine blos stimuliren-
t. Es gibt nechstdem
: Zubereitungen der
, als den daraus ver-
ig und Saft, (oxymel
welche zwar bei erwach-
lls, doch nicht so stark,
auf der Brust ablösen;
;en, sonderlich was den
t, bei Kindern sattsam
und ihnen nicht nur in
eben so gut, als das Pul-
achsenen zuschlagen, son-
wohl Brechen verursa-
›es sie aber bei grossen Leu-
ichte thun, es sey denn,
mlich starker Dosi genom-
›en. Und in dem Falle,
emlich in mäsiger Dosi ge-
verden, erweisen sie nicht
in schleimigen Keuchen und
sondern überhaupt in allen
:en, die von zähen Schlei-
denen daher rührenden
ungen entstehen, als in der
und Wassersucht, eine
zertheilende heilsame Wür-
Bei Kindern aber wird das
füglich mit der Helfte des
chorei cum rhabarbaro ver-
Theil.

mischet, da es denn theils dessen laxirende Kraft vermehret, theils auch dabei an sich seine resolvirende Würkung erweiset.

§. 32.

Würkung der *absorbentium*

Die absorbentia, worunter ich hier vornemlich die präparirten Krebssteine, Perlmutter, Austermuschel und Eyerschaalen 2c. rechne, haben ebenfalls in Betrachtung ihres verschiedenen Gebrauchs einen verschiedenen Nuzen. Denn werden sie an sich denenjenigen Leuten gegeben, die Säure und Schärfe im Magen haben; so nehmen sie dieselbe in sich, und dämpfen sie; daher sie auch mit Recht unter diejenigen Mittel gezehlet werden, welche die sauren und scharfen Säfte unsers Körpers verbessern. Indem sie aber die Säure in sich ziehen; so werden sie als alcalische Körper, vermittelst derselben zum Theil in ein Salz verwandelt, welches eine resolvirende Kraft hat, und auf den Urin treibet. Wie nun dieses in dem Leibe geschieht: so pflegt es sich auch ausser demselben zu ereignen, wenn man sie nemlich vorher mit einer Säure ablöschet, ehe man sie eingibt. Denn alsdenn sind sie nicht weiter zu Versüssung der im Leibe befindlichen sauren Säfte geschikt, sondern sie thun eben das, was sie zu thun pflegen, wenn sie erst als blose absorbentia genommen werden, hernach aber im Magen eine Säure antreffen, und

on eine subtile Schär-
Blattern, Masern,
Nerven ligt, und die-
mpfe reizet, auch des-
n ein öfteres Drengen
, ein Zuken der Glie-
amenfahren im Schla-
Denn wenn solcher-
alles im Körper rege
ich ist, so können diese
nach unschädliche Mit-
s die Zufälle vermeh-
l ärger machen.

§. 34.

der stärkenden Mittel.

der verschiedenen Wür-
zeneien, in soweit solche
erschiedenen Gebrauche
bishero vielfältig ist er-
den, trift auch bei den
Mitteln ein, deren man
er Milzsucht, Cacherie,
, kalten Fiebern, und
en Flusse der Weiber, zu
flegt, und worunter die
dicamente, die Cascarill-
rinde, die Tormentill-
und andere mehr gerechnet
Sieht man nun die Art
rauchs an: so ist bekannt,
sehung ihres entweder gu-
schlimmen Effects über-
l darauf ankomme, unter
Umständen sie gegeben wer-
daß man gewise Regeln
cht nehmen müsse, die ihre
Würkung gar sehr beför-
Denn also thut man wohl, wenn man nach geschehenen Aderlassen bei vollblütigen Personen, nicht nur 1) vorher den Unterleib wohl reiniget, damit nicht etwa der darinne gesammlete Unrath zugleich mit gestopfet und angehalten wird; sondern wenn man auch bisweilen Laxir-Mittel dazwischen gebrauchet, um dadurch die anziehende und stopfende Würkung in etwas zu mäsigen. 2) Ist rathsam, daß man ein sattsam dünnes Getränke dabei trinken, 3) keine harte und unverdauliche Speisen, sondern vielmehr weiche Kost, und fleisig dünne Brühen, die mit eröfnenden Kräutern und Wurzeln abgekocht sind, geniessen läst, und endlich 4) anräth, daß der Leib gehörig beweget werde. Denn widrigenfalls, wenn man diese Dinge nicht beobachtet, kommt selten eine gute Cur heraus, und man sieht also mehr als zu deutlich, daß der Gebrauch die Würkung nicht wenig verändere.

§. 35.

Würkung der Eisen-Medicamente.

Ferner hat man bis dato angemerket, daß die vorbesagten stärkenden Mittel meistentheils stärker anhalten und stopfen, wenn man sie in ihrer Substanz, oder in Pulver gibt, und daß sie dahero sicherer in Tincturen, Extracten, oder in infuso verordnet werden. Denn also weis man zuförderst von dem Eisen, daß die daraus bereiteten tincturæ martis eine gelindere anziehende Kraft ha-

image
not
available

§. 37.

:ung von der China in kal-
ten Fiebern.

:ese Betrachtung führt mich
uf eine nuzliche Anmerkung
Gebrauch der China-Rinde
Fiebern. Sie wird bekann-
1 zu Stillung derselben ge-
, und wenn man sie zur ge-
Zeit nehmen läst, und die
1öthigen Cautelen dabei be-
so lehret die Erfahrung,
in sicheres Fiebermittel ab-
Gleichwol aber hat man doch
ommen, daß sie bisweilen
, wenn man auch schon alle
Behutsamkeit dabei ange-
at. Fragt man nun, wie
gehe? so antworte ich: es
je Aerzte, die wenig von die-
dicamente halten, und sich
:n, davor fürchten. Wenn
och endlich den Muth fassen,
Patienten zu verordnen: so
es mit Zittern und Zagen,
ken es recht gut zu machen,
)t sicher zu gehen, indem sie
: weniger Dosi geben. Allein
vegen, weil sie so verfahren,
ı sie sich, und indem sie also
e Folgen zu verhüten geden-
ursachen sie welche. Denn
:n Zweifel, daß die China
ich mit ihren bittern balsa-
Wesen ihre heilsame Wür-
:richtet, und vermittelst des-
wenn sie in Pulver gegeben
hauptsächlich verhindert, daß
ten Theile, die kleinsten Ge-
fäsgen nicht so sehr zusammen ziehen, und eine schädliche Verstopfung in denselben verursachen. Da nun aber in einer kleinen Portion China auch nur sehr wenig von dem bittern balsamischen Wesen enthalten ist: so ist dasselbe also nicht zureichend, seine eröfnende balsamische Kraft sattsam zu erweisen, und die stopfende Würkung der erdigten Theile zu mindern; sondern dieselben müssen freilich eher Schaden bringen, als es geschehen würde, wenn sie mit mehrern balsamischen Theilen vermischet wären.

§. 38.

Würkung und Gebrauch der Wundkräuter.

Die sogenannten Wundkräuter, (herbæ traumaticæ) deren man sich wegen ihrer anziehenden Kraft in Blutergiessungen und allerhand Verlezungen zu bedienen pflegt, werden äusserlich in Umschlägen mit Wasser oder Wein abgesotten, innerlich aber wie ein Thee am besten gebrauchet, da sie hingegen in einer andern Form wenig Nuzen bringen, und z. E. bei ihrer Destillation, wenn sie zumal mit Brantewein angestellet wird, wenig kräftiges von sich geben oder mit übersteigen lassen, weil nemlich ihre wirkende Kraft in keinem flüchtigen, sondern vielmehr in einem fixen irrenden Wesen bestehet. Es ist auch daher das berühmte Wundwasser der Franzosen (eau d'arquebusade) wenn es mit Brantewein bereitet ist, keinesweges von so guter

ꞏel dazu thut: wovon her-
ꞏeilen ein Theelöffel voll ge-
oder etwas mit dem Ge-
ꞏmischet wird. Und gewis
ꞏ nicht meinen, daß dieses
ringe Mittel eine so gute
ꞏ in gedachten Fiebern ab-
es würklich thut, da es zu-
ꞏals zugleich vor der Ent-
ꞏerwahret, und den grossen
ꞏchet, der ofte nicht wenig
äftung beiträgt.

§. 41.

rkung des Zimmets.

mmet gibt endlich ebenfalls
Stärkung ab. Nur mus
icht so blos an sich genom-
ꞏen; sondern das daraus
fürtrefliche Oel, wenn es,
llischen Pulver, mit Zuker
n, und als ein elæosaccha-
ben wird, stärkt die ge-
Natur ganz unvergleich-
ches nicht minder auch das
ꞏbgezogene Wasser thut,
an anders nur gehörige
ꞏabei gebrauchet, und nicht
ꞏd ofte davon nimmt. Denn
d durch die vermehrte Do-
selbst der Effect verändert,
m man dadurch das Blut
ung bringt: so wird der
ꞏavon eher geschwächet, als
. Fast alles dieses gilt auch
übrigen Stärkungsmitteln,
angeführte kan genug seyn,
ꞏberzeugen, daß sich auch ihre
ig nach ihrem Gebrauche

§. 42.

Würkung des rothen *Opii*.

Bei denenjenigen Mitteln hingegen, welche eine schwächende Kraft besizen, und vermöge derselben die allzu heftigen Bewegungen der Nerven und nervigten Theile, nebst den davon herrührenden Schmerzen zu besänftigen pflegen, nimmt man eben so gut wahr, daß ihre Würkung durch ihre Zubereitung und die Art ihres Gebrauchs bestimmet, und darnach verändert werde. Unter diese Mittel rechnet man vornemlich das Opium, welches an sich rohe gebraucht gar übel bekommt, und nicht sowol einen lindernden, als vielmehr Schlafmachenden, betäuselnden und Sinnen beraubenden Effect thut. Und diesen verrichtet es, wie man aus allen Umständen abnehmen kan, mit seinen zarten und widrigen Dünsten, die mit dem Kolendampfe in verschlosnen Gemächern, oder mit den schädlichen Ausdämpfungen von Bier und Weine überein kommen, und wenn sie mit dem Geblüte vermischet werden, dasselbe sehr ausdehnen, mithin also auch die zusammenziehende Kraft des Herzens und der Blutgefässe schwächen, und also verursachen, daß sich das Blut sehr schwer und langsam circuliret. Wenn nun auch dergleichen im Gehirne geschieht: so mus nothwendig ein Schlaf, oder eine Betäuselung des Haupts erfolgen; weil aus medicinischen Gründen bekannt ist, daß diese eigentlich zu entstehen pflegen,

wenn

image
not
available

§. 45.

ung des sichersten *extracti opii* Neumanns Methode.

rhält sich aber also: "Man das reinste Opium, und es entweder in Quitten-er auch nur in blossen Was-t auf. Wenn sich nichts ufldsen will, so läst man es Beile stehen, und nimmt im-s oben aufschwimmende ab, ie ohnedem etwas von al-igten ligt. Hernach kläret öliret man die Solution, denn auch das unreine und h resinöse dadurch abschei-Man nimmt hierauf die rei-olution, thut so viel Zuker, daß davon die fermenta-fördert wird, und wenn aufgelöset, und alles unter-er gerühret ist; wird es an gelinden warmen Ort gestel-nd nur vor hereinfallenden be zugedekt, aber nicht veste cht, da es denn in fermen-geräth. Erstlich läst man o lange es will, von selbsten hren; welches aber ja nicht m verschlossenen Zimmer ge-n mus, hernach rührt man hl um, und stellt es wieder so pflegt es wohl wieder an-gen zu fermentiren. Und mit Umschütteln und steten Er-an einem gelinden warmen fährt man so lange fort, als nur im mindesten beweget, zu einer längern Gährung

" Mine macht. Ob es aber völlig " ausgegohren hat, kan man dar-" aus abnehmen, wenn man etwas " in ein Glas thut, solches feste ver-" stopft, und an einen dergleichen " warmen Ort hinstellet, da es denn " entweder das Glas zersprenget, " oder es sich doch wenigstens, im " Fall es noch nicht ausgegohren " hätte, dadurch zeigen wird, wenn " nach aufgemachten Korke noch Luft " und Dunst heraus fähret. Hat " es aber ganz zu Ende gegohren: so " wird das klare; wo nicht filtrirte, " doch durchgeseihte, zur Extract-" Consistenz abgerauchet, welches " extractum opii schon ein zimlich gu-" tes præparatum ist. Wer es aber " noch sicherer, gelinder und besser " haben will, der solvire es von " neuen mit vielem Wasser, giesse " es in einen breiten irdenen Tiegel, " oder eisernen flachen Kessel, und " koche es mit starken Sieden eine " Zeit lang: so wird noch ein weit " mehreres, wo nicht alles, von dem " etwa noch dabei seyenden betau-" melnden Wesen nach und nach " weggehen. Man kan es alsdenn " verrauchen lassen, und im balneo " zur Extract-Consistenz, oder auch " in eine etwas flüssigere Form brin-" gen, und nach Befinden des Ef-" fects zu einer andern Zeit eine zwei-" malige Kochung anstellen; indem " das Böse durchaus nicht mit ein-" mal los- und davon gehet. Sonst " hätte man auch das fermentiren " nicht nöthig; sondern könnte es " gleich eine gute Zeit lang kochen.

image
not
available

opaiva. S. terebinth. Ven. q. f.
læ pondere grani unius. D. f.
5. bis. 10. Stük.

§. 48.

r wolte endlich alle die durch
ie Zusäze unternommene Ver-
n des Opii anführen. Sie mö-
amen haben, wie sie wollen; so
ch die Zusäze, wenn man an-
Gutes damit ausrichten will,
en seyn, wie ich vorhin gesa-
nemlich daß sie die schwächende
des Opii durch ihre stärkende
nöglichst mindern können. Da-
uch im Gegentheil diejenigen
es billig vor schlecht halten
inne dieses nicht inacht genom-
, und wo noch dazu andere
chende, und die Nerven schwä-
nge, als der Bilsensaft, und
der Bibergeil, und Safran mit
versezet werden; wie man die-
massa pilularum de cynoglossa
:, wenn sie nach der gemeinen
t ist, allerdings unter die schlech-
ctiones opii gehöret.

§. 49.

chtet man nun bei allen diesen
en Verbesserungen des Opii die-
weke hat, daß man nemlich ih-
uch sicherer machen will; und es
einen mögte, daß es einerlei
an sich des einen, oder des an-
i bediente; und dadurch die
rampfhaften Bewegungen der
n vorkommenden Fällen zu be-
uchte: so findet man doch, daß
einiger massen unterschieden ist,
as eine in gewissen Krankheiten
:, als das andere. Denn also
isher wahrgenommen, daß die
styrace, wenn sie zumal mit ei-
ante, als mit der massa pilula-
phanginarum, oder de succino
verseзet werden, in heftigen Hu-
sten am besten bekommen, und daß sowol
der gemeine, als der himmlische Theriak
in Brechen, Bauchflüssen, Colik, und
Schluken rc. das diascordium Fracastorei
aber in Blutflüssen und hizigen Fiebern;
weil sie die Ausdünstung der Haut, die
ohnedem in diesen Krankheiten unterbro-
chen ist, befördern, bequemer als andere
opiata statt finden, ingleichen daß die
Wildegansischen und Starkischen Pillen,
entweder an sich alleine, oder mit zwei
Theilen des extracti panchymagogi Crol-
lii vermischt, in so ferne sie nemlich den
Leib zugleich öfnen, in der Windsucht und
Verstopfungs-Colik, besonders gut thun.
Und obwol einige Aerzte diesen Unterschied
wenig achten; so glaube ich doch, es wird
besser seyn, alles mit zureichenden Grün-
de, so viel möglich, auch hierinne zu thun,
als ohne denselben zu handeln.

§. 50.

Verschiedene Würkung der Bibergeil Arzneien.

Daß der Bibergeil, und die dar-
aus bereiteten Medicamente den
Krampf lindern, und sonderlich de-
nen Weibspersonen gegen die Mut-
terplage zuträglich seyn, ist zur Gnü-
ge bekannt. Wer weis aber auch
nicht, daß dadurch öfters übel ärger
gemacht, und die Krankheit ver-
mehret wird, wenn man solchen Leu-
ten dergleichen Medicin eingibt, die
keine übelriechende Dinge, wie
der Bibergeil ist, vertragen können,
und denen auch daher die vorerwehn-
ten Pillen nicht allzu wohl zu rathen
sind? Ferner geschieht es, daß die
castorina in der sogenannten Mutter-
Colik, und in andern Bauchgrim-
men, das von verschlossenen Win-
den unterhalten wird, nicht selten

image
not
available

die davon entspringende
ustkrankheiten, als trok-
)en Husten und Engbrü-
Man verordnet ihn auch
nderten Auswurfe des
und in der That so wird
venn er nemlich mit seiner
schärfe einen Krampf ver-
davon zurüke gehalten
n Gebrauch des Safrans
ildert, und zum Auflösen
ch dieser heilsame Effect er-
n keinesweges; sondern
wird vielmehr gehemmet,
aterie, die ausgeworffen
sehr zähe ist, und wegen
der Lunge nicht ausgeworf-
en.

§. 53.

sagt man gemeiniglich von
, daß er innerlich gebraucht
in einige Wallung seze, und
r aus diesen Grunde zu Be-
er Monatszeit der güldnen
es fluxus lochiorum, als ein
Mittel angerathen. Nun läug-
diese ihm beigelegte Würkung
n nicht; weil ich sonst der un-
rfahrung widersprechen wür-
st aber eine andere Frage, die
veiter zu untersuchen ist: ob
Safran diesen treibenden Ef-
nem erhizenden Wesen verrich-
icht? Denn ohne Zweifel mü-
dem wesentlichen Oele dessel-
n essentiale) enthalten seyn;
er deshalb nicht wahrscheinlich
mt; weil solches nur in sehr
Portion darinne befindlich ist,
von einer grossen Quantität
langet, und dargestellet wer-
Von den resinösen und rei-
heilen aber mag die erwehn-
de Kraft auch nicht füglich
t werden; weil derselben nach
on ebenfalls nur wenige im Saf-
, indem sich davon mehr und
besser mit Wasser, als mit Spiritus aus-
ziehen läst. Es mus solche also billig an-
ders worinne gesuchet werden, und ich
halte nicht ohne Ursache bevor, daß man
einen unrechten Schlus macht, wenn man
deswegen diesen Medicamente eine erhi-
zende Kraft zuschreibt, weil es die Blut-
flüsse zu erregen vermögend ist. Denn es
ist zwar an dem, daß hizige Dinge das
Geblüte rege machen, und durch die dazu
geschikten Wege forttreiben. Man darf
aber diesen Saz nicht umkehren, und sa-
gen; daß alles dasjenige, was den Ab-
gang des Geblüts befördert, hizig sey,
wie diejenigen vorgeben, die aus diesen
Grunde den Safran vor hizig halten.

§. 54.

Wenn ich also meine unmasgebliche Meinung davon sagen soll: so glaube ich, daß die treibende Würkung des Safrans von seinen subtilen Ausdämpfungen, womit er den Krampf zu lindern pflegt, ursprünglich herrühret. Denn wenn man die vorbesagten Blutflüsse ansieht: so kömt die Zurükhaltung derselben, in so weit sie von den Blutgefässen dependiret, entweder davon her, daß dieselben zu schwach, schlaff und unvermögend seyn, das darinne gehäufte Blut fortzutreiben und heraus zu stossen; oder daß sie vom Krampfe zusammengezogen sind, und dem andringenden Geblüte keinen gehörigen Durchgang verstatten. Ist nun dieses leztere, daß nemlich ein in den Blutgefässen vorhandener Krampf schuld ist: so können krampflindernde Mittel, worunter auch der Safran gehöret, denselben allerdings wegnehmen, und also dazu beitragen, daß das Geblüte, weil es keinen weitern Widerstand findet, von selbst hernach durchbricht, und fortgehet. Daß aber diese meine Meinung nicht ungegründet sey, lehret die tägliche Erfahrung, da es nemlich ofte geschieht, daß sowol die Monatszeit, und güldne Ader, als auch der Abgang des Geblüts nach der Geburt, von Mutterbeschwerung, Hypochondrie,

image
not
available

und die Schweis-
verschlossen wa-
kannt ist, daß bei
die krampfartige
haut und Blutge-
ist kein Wunder,
auch wegen seiner
spasmodisch Mit-
deshalb thut er zu-
ährlichsten Entzün-
denn er zumal mit
wird, ungemein
weil doch, so lange
nnung der kleinsten
en entzündeten Thei-
unmöglich eine Zer-
ille stehenden Bluts
Sezt man aber auch
Seite; indem ihre
Salpeter auch anders
n kan: so befindet man,
en mehresten krampf-
heiten, wenn er an-
ame und krampfstillen-
thun soll, nur auf ein-
Dosi gegeben, und lie-
et werden müsse. Denn
Dosi würkt er sonst mit
heilen, und kan also viel-
iren, und die empfindli-
häutgen stärker prikeln,
wie davon bereits §v 23.
ter andern Umständen
rer Absicht, Erwehnung
.

§. 57.

e Würkung des Salpeter-
s und *liquor. anodyni.*

rsüste Salpetergeist, und der liquor anodynus Hofmanni, haben zwar eigentlich eine Kraft, die Schmerzen auf eine sichere und gelinde Art zu stillen, und die widernatürliche Spannung der Nerven in allerhand krampfhaften Krankheiten zu besänftigen. Dennoch aber erweisen sie auch in andern Fällen, wiewol aus eben der Ursache, eine dem ersten Ansehen nach ganz andere Würkung. Nemlich sie bringen unter andern in grösserer Dosi die Transpiration zuwege, in so ferne sie theils das krampfigte Wesen in der Haut, daß dieselbe verhindert, heilsamlich wegnehmen, theils aber auch weil sie flüchtige Spiritus seyn, denen man eine gelinde Schweistreibende Kraft keinesweges absprechen kan. Und eben so können sie auch, zu anderer Zeit, wenn sie nebst einen bequemen gnugsamen Getränke, in Verhaltung des Urins und Steins gebraucht werden, den Abgang desselben befördern, und zu Harntreibenden Mitteln werden; und zwar dieses eben darum: weil sie den in Harngängen vorhandenen Krampf, der an dieser Verhaltung schuld ist, beruhigen. Ja, wer weis nicht, daß sie zugleich die Blehungen zertheilen und forttreiben, und also carminativa abgeben; da sie, als spirituöse Mittel die Dünste in den Gedärmen nicht nur ausdehnen und rege machen; sondern ihnen auch hernach, wegen ihrer beruhigenden Kraft, durch die relaxirten Gedärme einen freien Ausgang verschaffen?

§. 58.

image
not
available

irb, der sich nicht
ermischet. Wenn
ieseWeise verschie-
Wasser, welches
fgegossen werden
worden; so schöpft
dem Löffel auf einen
Reibestein und rei-
ungelöschten Kalk
lebricht wird. Die-
sehr beträchtlichen
hener Marmor und
e werden damit so
gefüget, daß man es
men kan. Hölzerne
vorsten sind, können
zusammen geleimet
e Wasser tragen, weil
rch das Wasser nicht
). Doch mus er vor-
oknet seyn; welches in
nal vier und zwanzig
hiehet.

n ist um so viel vorzüg-
r Käse, wie Herr Boer-
ils einmal versuchet, in
eidewasser oder Men-
öset werden kan. Wir
bei eines besondern Leims
womit die Lappländer ih-
usammen leimen, womit
ner schiessen. Der Bo-
aus zweierlei Holze ge-
n Birken, welche bieg-
von Dorn, der steif und
nd beide Theile werden in
mit einem Leim zusammen
den sie auf folgende Art be-
Sie ziehen die Haut von
Theil.

grossen Pörschen ab, die sie nachher troknen und alsdenn im kalten Wasser einweichen, daß man die Schuppen abschaben kan, welche weggeworffen werden. Vier bis fünf Stüke solcher Pörschenhäute nehmen sie zusammen, wikeln sie in eine Blase, oder in weiche Birkenrinde ein. Diese eingewikelten Fischhäute legen sie in einen Topf mit kochenden Wasser und einen Stein oben darauf, daß sie immer unten im Wasser bleiben, und lassen sie eine Stunde lang ordentlich kochen. Doch müssen diese Fischhäute so sorgfältig eingewikelt werden, daß sie das heisse Wasser nicht berühren kan. Hernach nehmen sie solche aus der Blase heraus, wenn sie weich und klebricht sind, und leimen ihre Bogen damit, welche so feste werden, daß eher das Holz, als der Leim, der sie zusammen hält, verlezet wird.

Anmerkungen über den giftigen und tödlichen Dampf derer Schmiedekohlen.

Es kan alles Gift überhaupt in zwei Classen nach seinen Wirkungen eingetheilet werden, deren eine, worunter das Arsenicum, Sublimat und dergleichen gehören, verrichtet seine Schädlichkeit durch Corrosion, oder Zerbeissung derer Eingeweide, woraus eine schnelle Inflammation und der Tod erfolgen mus. In die andere Classe gehöret das Opium und andere Narcotica, und deren Schädlich-

image
not
available

Säfte verdiket, zäh und
:ion untüchtig, mithin
immer tieffer und fester
iß wenn nicht durch son-
chikung GOttes etwas
kommet, der Schlaf den
n seinem Bruder, dem
ntwortet. Wer daran
b der Dampf einen zähen
ache, der nehme eine ange-
ibakspfeiffe, wikele ein
ich um den Tabakspfeif-
und blase den Dampf
Röhre in eine Bouteille,
solche, und seze sie hin, so
lgendes Tages den zähen
nden, und hiervon kommet
den mehresten das Tabak-
ur nach und nach gelernet
vache Naturen aber solchen
vertragen können. Daß
Schmiedekohlen, nicht alle-
giftig sind, wird von den
wahrgenommen, woran
es rühret aber dieses von
ders als von der wenigern
rern darinnen befindlichen
keit her, weilen diese gleich-
Vehiculum ist, womit das
h Gift (das sonsten spirituel
rlich gemacht wird, daß es
uemer und tieffer in die leben-
örper eindringen, behän-
ben und Schaden verursa-
. Wer dieses nicht glauben
könnte nur wohl angeglüete
edekohlen, oder auch Kohlen
em Bakofen, mit Wasser lö-
und denn wieder Feuer damit
: Köhlpfanne anglimmen las-
sen, so wird er des schädlichen Dunstes genugsam und handgreiflich überführet werden: thut man aber wohl angeglüete Kohlen in einen grossen eisernen Hafen, der mit einer Stürze oder Dekel geheb geschlossen werden kan; so verlöschen selbige, und können hernach ohne Schaden der Gesundheit wieder gebraucht werden. Viele, welche sich der Schmiedekohlen in der Haushaltung bedienen, legen selbige (ob sie schon vom Regen naß seyn mögen) in feuchte Keller, und denn sind und bleiben sie vom Anfang bis zum Ende gedoppelt giftig; Dannenhero viel rathsamer, daß man 1) sorge die Kohlen, wo möglich troken ein, und unter Dach zu bekommen; 2) solche auf eine trokene luftige Kammer oder Boden zu legen, so wird kaum die halbe Gefahr, als sonsten dabei seyn; welches zu Vermeidung des Schadens an der Gesundheit, hiedurch wohlmeinend mitgetheilet wird von Experto crede Ruperto.

Zufällige Gedanken über das menschliche Leben.

Wir befinden uns, ehe wir noch durch die Geburt den Schauplaz dieser Welt betretten, in einer Unempfindlichkeit, welche derjenigen gleich seyn wird, in die wir nach dem Tode dem Leibe nach verfallen werden. Von der Geburtsstunde an bis zu dem lezten Augenblik unsers Todes wandeln wir in einem Zwischenraume, welchen

image
not
available

waget er es, der Schönen
mpfindungen deutlicher zu er-
Er thut seinen verliebten
; er thut ihn nicht umsonst,
ird erhöret. Beide werden
rauf mit einander eins, ihre
iebe mit dem festen Bande
e zu krönen. Die Eltern,
n ferne den zärtlichen Um-
eider Verliebten bishero an-
, geben ihre Einstimmung
Man machet alle Anstalt zu
chzeit. Der Hochzeittag er-
. Das ganze Haus wird
prächtigste aufgepuzet. Man
et die Tafel mit den kostbare-
peisen und köstlichsten Geträn-
Die ganze Verwandschaft und
te Freunde werden, um das
nügen zu vermehren, mit ein-
n. Sie erscheinen. Scherz
rölichkeit beleben ihre Gesich-
Die Braut, stolzer als eine
in, geschmükter als eine Göt-
ritt in voller Majestät einher.
rauung wird verrichtet. Man
ur Tafel. Scherz und Lachen
n verdoppelt. Musik und Wein
en die Frölichkeit der Hochzeit-
n immer gleicher Stärke. Man
, und endlich begleitet man
eue Ehepaar zur Ruhe. Einige
werden noch mit gleichem Ver-
n hingebracht. Die junge
nimmt endlich von ihren El-
inen zärtlichen Abschied, und
Vater gibt seinem neuen Schwie-
hne einen beträchtlichen Braut-
mit, um ihm die Bürden des
tandes dadurch zu erleichtern.

Unser Ehepaar lebet in einem ungestörten Vergnügen, (denn dieses trift doch nicht bei allen Ehen ein) mit einander. Ein unverhofter Tod verursachet endlich eine schmerzhafte Trennung. Das ganze Haus geräth in die äusserste Bestürzung. An allen Orten desselben erschallet ein klägliches Weinen und Wehklagen. Alle Zimmer werden mit schwarzem Tuche behänget. Eltern, Verwande und Freunde kommen in Flor verhüllet zusammen, und bezeigen dem erblasseten Leichnam unter Vergiessung vieler Thränen die lezte Hochachtung. Vier Wochen werden in der tiefesten Traurigkeit hingebracht. Man suchet indessen alle Trostgründe hervor, den betrübten Witwer zu ermuntern. Nach vier Wochen nimmt die Betrübnis allmählig wieder ab. Die Verwande kommen wieder zusammen. Allein ihre Blike entdeken dem noch traurenden Witwer ein noch heimliches Mistrauen, so sie gegen ihn hegen. Man spricht nicht mehr vom Troste, im Elende, und von Mitteln gegen die Traurigkeit. Man spricht von Bestellung der Vormünder für die noch unmündige Waisen, oder von Herausgebung des Brautschazes, und von Erbfolgerechte; man geräth darüber in Zank und Streit, und nimmt mit der grösten Feindschaft Abschied von einander.

So ist der Stand beschaffen, welchen der Mensch als den Sammelplaz alles Vergnügens ansiehet. Allein die übrigen Zeitpunkte unsers Lebens

n Tode Gelegenheit
ngsgründe und Ar-
en, wie wir so ver-
nd können, als es
eben darum, weil

nen, meinen Lesern
om Tode vorzulegen.
rtig nicht betrachten
er Seele von ihrem
e Erklärung des Ge-
er Tod ist die Tren
onen aus der Gesell-
d uns gute Anmerkun-
geselligen Lebens an
nd zwar auf einer an-
tet, als es schon in ei-
enden Stüke geschehen
Trennung betrachten,
ich will, so finde ich sie
rtheilhaftig.

rendes Leben würde, bei
haffenheit des Körpers.
nüpften Gebrechlichkeit
chkeit des hohen Alters,
gemein beschwerlich ma-
lich dazu kommende Zu-
so, wie wir ihr, wider-
ächtlich werden; und wir
gar bald einen ekelhaften
n einander verspüren, der
lten so natürlich ist. Un-
de Kräfte würden nicht
ich seyn, uns die zum an-
en so unentbehrlichen Ver-
die nur von der jugendli-
nlichen Munterkeit entste-
haffen; und das Gähnen,
angeweile begleitet, und aus
der Lebhaftigkeit entstehet,
laz munterer Unterredungen
her Einfälle unausbleiblich
Im Gegentheil entreist uns
n diesen Unbequemlichkeiten,
Personen, welche unnüz, zu
rlei werden, weg, und macht
Raum, die das Leben der Ge-
sellschaft beständig unterhalten, und durch neue Gesichter das Vergnügen erneuern.

Die neu Auftretenden lösen, zu grossem Vortheil des geselligen Lebens, die Alten ab, indem die neue Mischung der Temperamente neue Arten von Ausübung der Tugenden uns bekannt machen, und durch tausend abändernde Kleinigkeiten der Gesellschaft neue Einsichten und Empfindungen mittheilen. Daher kan ich mit dem grösten Recht sagen, daß der Tod das Band der Gesellschaft im eigentlichen Verstande genennet werden müsse, und es vester verknüpfe, durch die Trennung einiger Personen aus derselben. Denn nach dem Sprüchwort: **Gleich und gleich gesellet sich gerne**, würden die ewigen Alten eine besondere Versammlung vor sich anstellen, und in einer beständigen Entfernung von der jüngern Welt leben; diese hingegen würden sich nur unter einander ergözen, und sich weder mit den Vorhergehenden, noch mit den Nachkömmlingen gesellig zusammen schliessen. Also würde eine allgemeine Geselligkeit der verschiedenen Alter unter einander, in einer Welt, die von unsterblichen Menschen bewohnet würde, etwas unmögliches seyn; da im Gegentheil nunmehr der Tod, wie er zulezt alle gleich macht, also auch die Gemüther der Menschen vom verschiedenen Alter zu mehrerer Geselligkeit neiget, indem er diejenigen entfernet, deren Schwachheiten des Alters die Geselligkeit hindern würden.

Es möchte zwar ein Liebhaber des Lebens das, **wenn wir nicht stürben!** noch mit einem andern **wenn** vermehren, und sagen, **wenn wir die Beschwerlichkeiten des Alters nicht fühlten!** Dem aber dienet zur Antwort, daß wir in dieser Welt leben, und nicht in einer andern, und daß der Gesellige, so wie er selbst sterblich ist, nur für sterbliche Menschen schreibe, die allerseits den Beschwerlichkeiten des hohen Alters, vermöge einer natürlichen Nothwendigkeit, unterwor-

sen sind. Ich werde diesen Fragern in jener Welt antworten, wo wir ewig leben, ohne alt zu werden. Eine wichtigere und schwerere Einwendung wird von dem frühern Tode angenehmer und der Gesellschaft nüzlicher Personen hergenommen: sollten uns aber die traurigen Vorstellungen davon nicht im Gegentheil vielmehr antreiben, uns durch das gesellige Leben solcher Personen recht zu bedienen; und sie so viel zu nuzen, als es nur möglich ist? Sollte dieses uns nicht selbst antreiben, alle unsere Kräfte der Gesellschaft darzubieten, und so viel Gutes zu würken, als wir können.

Fugit interea, fugit irreparabile tempus.

Indessen flieht, sie flieht, die unwiederbringliche Zeit.

Je kürzer wir, der Vermuthung nach, zusammen sind, je enger sollen wir uns zusammen thun und an einander fügen, aus vielerlei Ursachen. Denn eines theils benimmt der Morgen uns oft durch unsern oder des andern Tod die Gelegenheit und Zeit zu einer geselligen Handlung, die wir heute noch recht gut hätten verrichten können. Wie viele schieben ihre gute geselligen Thaten, ich weis nicht, aus was vor allerlei Gründen, bis zu einer Zeit aus, die ihrer Meinung nach bequemer ist, aber vielleicht nicht kommen wird. Ich kenne Leute, die ihren Freunden ihre Gewogenheit durch ihren lezten Willen zu erkennen geben wollen, die solches bald diesem, bald jenem von ihren Bekannten, und nach der Reihe ihren Kindern, je nachdem sie dieses mal der Tochter, das andre male dem Sohne gewogner sind, nicht undeutlich merken lassen. Die guten Herren, oder guten Mütter, vergessen aber das vornehmste: sie machen kein Testament, und niemand wird ihres guten Willens froh. Eben so kommen mir diejenigen vor, die immer eine künftige Zeit erwarten. Die fleisige Betrachtung des Todes würde auf diese verzögernde Gemüther eine vortrefliche Würkung thun, und die geselligen Handlungen auf diese Art beschleunigen, daß wir der Geselligkeit uns desto mehr erfreuen könnten. Es gibt Fälle, die dieses deutlicher machen. Ich habe einen Freund gekannt, nach dessen Tode einige von seinen Umständen bekannt wurden, die uns rühreten. Wir konnten alle mit einander nicht umhin, bei aller Hochachtung, die wir beständig für ihn unterhalten, sein Zaudern zu misbilligen, mit welchem er den Gebrauch unserer gesellschaftlichen Hülfe aufgeschoben hatte.

Es gibt Kleinigkeiten, die in dem Verstande solche sind, weil sie ohne die geringste Beschwerlichkeit geleistet werden können, an sich selbst aber sind sie von der grösten Wichtigkeit. Ich meyne einen guten Rath, eine tiefe Einsicht, eine uns sehr nüzliche Empfehlung an andere, eine Vermittelung u. s. w. Dieses stirbt uns oft mit dem Tode eines Freundes ab. Wie sehr bedauren wir nicht alsdenn unsere Langsamkeit? Ein, wer das gedacht hätte! stellt nichts wieder her. An Seiten des Sterbenden ist es höchst tadelswürdig, wenn er gewise Nachrichten mit in die Erde nimmt, die er längst hätte ertheilen sollen, und nur verspart hatte, ohne Vorsaz, sie gänzlich zu hinterhalten. An Seiten der Uberbliebenen findet sich die gerechte Strafe ihrer Saumseligkeit in der Reue, dem Verdrus und dem Schaden. Ich will daher, daß ein jeder den andern so schnell nuzen soll, als es möglich ist, und daß niemand die Gelegenheit, einigen Nuzen zu stiften, einen einzigen Augenblik anstehen lasse. Denn ehe wir es gedenken, so tritt der Tod dazwischen, und begräbt in einer ewigen Stille alles, was wir andern Gutes thun, alles, was wir zu unserm Besten gebrauchen konnten. Würde nicht das gesellige Leben lebendiger werden, wenn wir bei unserm so ungewisen Ende uns des Todes erinnerten? Und da das wahre Leben, nach der Menge der guten Handlungen, die wir ausgeübt haben,

gerechnet wird, und nicht nach der Zahl der Jahre, so wünsche ich eine öftere, ja tägliche Todesbetrachtung, und bediene mich mit einer Aenderung der Worte des Verfassers des Buchs der Weisheit: Der Gesellige, ob er gleich früh abscheidet, hat er doch ein hohes Alter erreicht. Denn das Alter ist ehrlich, nicht das lange lebet, und viel Jahre hat, sondern darinn viel gesellige Pflichten verrichtet worden sind. Geselligkeit unter den Menschen ist das rechte graue Haar, und ein geselliges Leben ist das rechte Alter. Er ist bald vollkommen worden, und hat viele Jahre erfüllet. Der Kaiser unter den Geselligen, Titus, bedachte dieses, und strich daher jeden Tag seines Lebens aus, an welchem er eine gesellige Tugend ausgeübt zu haben, sich nicht erinnern konnte. Er sagte von solchem Tage: Hunc diem perdidi. Diesen Tag habe ich verlohren. Bei ihm war leben und gesellig seyn einerlei. Was vor Gedanken kan man nicht hiebei über seinen eigenen und anderer Lebenslauf anstellen? Greise von 90. Jahren haben nach dieser Rechnung gar nicht, oder nur wenige Stunden gelebt, ja ich kenne einige, deren ihr Verhältnis gegen das Leben ich gar nicht auszudruken weis. Timon, dessen Lebenslauf lezt so prächtig von der Canzel erschallete, hat 84. Jahr gelebt, und so viel Ubels der Gesellschaft angethan, daß, wenn er Methusalems Alter erreicht hätte, ohne mehr Ubels zu thun, er noch kaum als ein todgebohrnes Kind zu betrachten seyn würde.

O möchte doch ein jeder so viel Ehre besizen, und so viel edlen Hochmuth haben, diese Absicht, der Gesellschaft nüzlich zu seyn, zur Richtschnur seines Lebens und aller seiner Handlungen zu sezen! Was soll uns vor allen Dingen diese Welt mehr am Herzen liegen, als daß wir den Menschen, mit welchen wir leben, beliebt, nüzlich, ja unentbehrlich werden? Es ist wahr, wir müssen sterben, aber der Tod eines Geselligen gehet nur seine Gestalt und seinen sichtbaren Theil an. Er ist nach seiner Beerdigung nur ein Abwesender. Es ist uns gleich, ob er in America oder in der Ewigkeit ist. Denn wir reden von ihm, er würkt durch sein unter uns geführtes Leben noch beständig auf uns; wir nuzen ihn nach seinem Tode noch immer, und öfters besser, als bei seinem Leben. Wie nüzlich sind nicht also die Vorstellungen des Todes, indem sie uns anreizen eine gesellige Unsterblichkeit zu erlangen!

Mich deucht, die traurigen Empfindungen tugendhafter Seelen, die Thränen freundschaftlicher Gemüther, das Vermissen, welches alle Bekannten fühlen, sey die herrlichste Lobrede. Wie bald ist die Gelegenheit, sie zu verdienen, dahin, das Leben fliehet schnell.

Das Leben rollt mit schnellem Drehen,
Gleich einem Wagenrad dahin!
Was werden wir in kurzem seyn?
Nichts, als ein Staub verwester
Knochen

Anacreon.

Wenn ich die Meisterstüke der Empfindungen über den Verlust geliebter Personen lese, so werde ich in den Gedanken bekräftiget, daß der Tod und die Trennung, die er stiftet, durch die Betrachtungen, die darüber angestellet werden können, dem geselligen Leben noch andere grosse Vortheile verschaffen.

Wenn wir die schnelle Veränderlichkeit erwegen, wie sollten wir die Empfindlichkeit gegen einen Menschen ernähren können, der vielleicht Morgen nicht mehr ist, oder uns Morgen nebst dem Unrecht, das er uns angethan hat, bedauret! Ich bin ein Augenzeuge von den heftigsten Schmerzen gewesen, den Pudens an den Tag legete, als er den Tod eines Freundes erfuhr, den er eine eben nicht ungerechte Empfindlichkeit hatte merken lassen. Er war mit einem kurzen Abschied,

der sein Misvergnügen an den Tag legete, von ihm gegangen. Den Tag darauf hörete er die Nachricht, daß ein Schlagflus ihm einen Freund entrissen hätte, der jäh, aber ehrlich war, der morgen bereuete, was er heute gethan hatte, und nie fehlete, es wieder einzubringen. Pudens sagte mir mit weinenden Augen, indem er die Hände rang: der, der arme Freund ward von mir übel angelassen; ich kannte ihn, ich wuste, daß er es nicht böse meinte, ich gieng verdrüslich von ihm, und nun ist er nicht mehr! Ach ich wollte tausend Thaler darum geben, daß ich meine thörichte Empfindlichkeit gebändiget hätte! wie sehr ward der Kummer des Pudens nicht vermehret, als eben die genauesten Umstände dieses Todes einliefen. Sein Freund stand in der Nacht auf, und forderte Licht, er fieng an zu schreiben, aber die Feder fiel ihm aus der Hand; er ergrif sie wieder, und lies das Papier fallen; er holte es wieder, schrieb einige Buchstaben, und plözlich sank er selber, vom Schlag gerühret zur Erde. Seine Bedienten brachten ihn zu Bette, er stammlete undeutliche Worte, unter welchen man nichts, als den Namen Pudens verstehen konnte. Er zwang sich, ihn deutlich auszusprechen, und es war sein leztes Wort. Die Zeilen des angefangenen Briefes enthielten nur diese wenige in sich: Mein lieber Pudens, du bist böse auf mich, ich habe nur ; ; . Wenn ich den Jammer ausdruken sollte, den ich an dem guten Pudens sahe, so müste mir ein Geschikterer seine Hand leihen. Ich tröstete ihn, so gut ich konnte, denn ich konnte es nicht recht, weil ich zu sehr gerühret war; ich gieng mit Thränen in den Augen von ihm, mit dem vesten Vorsaz, durch Betrachtung des Todes mich recht gesellig zu machen, und so zu leben, daß weder mein unvermutheter Tod einem andern, noch das schnelle Absterben eines Bekannten mir, in diesem Stük die geringste Unruhe machen möge.

Es wird auch diese Todesbetrachtung, uns alles das zu thun veranlassen, was wir bei unserm oder anderer Tode gethan zu haben wünschen werden. Wie zärtlich wird nicht das Herz durch den Tod geliebter Personen gerühret? Wir sezen an allem unserm Verhalten gegen die Abgestorbenen viel aus, wir haben sie nicht genug geliebt, und ihnen nicht zärtlich genug begegnet.

Ich darf aus meiner Erfahrung versichern, daß das Absterben würdiger Männer und wahren Gönner unsere Herzen noch freundschaftlicher mache, als sie ohne diese Erfahrung waren, die sie durch den Tod eines solchen erhalten. Indem wir den Abgestorbenen schäzen, und seinen Verlust bedauren, erlangen wir unvermerkt eine grössere Fertigkeit mit denen, die uns übrig bleiben, noch geselliger zu leben.

Der, in einen Baukünstler verwandelte, schlechte Arzt.

Ein wohlbeschwazter Arzt war zu Florenz bekannt,
Der manchen nach der Kunst in jene Welt gesand:
Die Stadt wurd öd und wüst durch seine Meisterstüke.
Ein Waise fordert hier den Vater ihm zurüke;
Ein Bruder weinet dort um seines Bruders Mord;
Den schikt er leer von Blut, den voll von Pillen fort.
Den Husten konnt er schnell in einen Stekflus kehren.
Dies währte, bis man ihn zulezt der Stadt verwies.
Ein Freund, den er allein noch unvergiftet lies,
(Es war ein reicher Abt vom Baugeist stark gerühret)
Nahm ihn noch in sein Haus, das prächtig aufgeführet.
Da dekte bei dem Arzt sich sein Verborgnes auf.

Er

Er sprach, wie ein Vitruv, von Säulen, Stamm und Knauf;
Verwarf am grossen Saal die schlechten Saulgestelle;
Des Eingangs finstern Raum beschied er Licht und Helle;
Die Treppe fand er schön, doch nicht am rechten Ort.
Sein Freund begreifts, und ruft dem Mäurer alsofort.
Er kömmt, er hört und sieht, und bessert die Gebrechen.
Um endlich die Geschicht mit kurzem abzubrechen;
Der Leutvergifter hieng sein Handwerk an die Wand,
Und nahm für den Galen das Richtscheit in die Hand.
Da übt er sich so lang im neugewählten Orden,
Bis aus dem schlechten Arzt ein guter Mäurer worden.

De jure condendi capellas und von dem Ursprung der Worte Capelle und Caplan.

Zu Halle wurde dieses Jahrs von Hr. M. Johann Philipp Carrach eine Inaugural-Disputation vertheidiget:

In dem ersten Theil wird die Materie historisch abgehandelt, und gezeiget, daß, wie man im Pabstthum darauf gefallen ist, den Knochen der Heiligen eine besondere Verehrung zu erweisen, man dergleichen auch gegen ihre Kleider beobachtet hat; welche Ehre dann auch im vierten Jahrhundert die Kappe des heiligen Martins wiederfahren ist, und Gelegenheit zu der Benennung gegeben hat.

Dieser Martin war Bischof zu Tours in Frankreich, und von seiner Kleidung, Capa oder Capella genannt, hat das Wort Capelle seinen Ursprung genommen. Seine Kappe kam an den Königl. Hof, und genos daselbst viele Ehre; es musten die Eide darüber abgelegt werden, die Könige nahmen sie mit, wann sie verreiseten oder zu Feld gezogen; sie verrichteten ihr Gebet an dem Ort, wo sie aufbehalten ward, sie bestelleten gewise geistliche Personen darüber, denen zugleich die Besorgung des Gottesdienstes aufgetragen und der Name Capellanus gegeben war. Als sich aber die Anzahl der Hofstädte vermehrte, und man in den Schlössern absonderliche Bethäuser anlegte, gleichwol nicht überall die Kappe des heiligen Martins seyn konnte, so erachtete man diesem Mangel am füglichsten so abzuhelffen, daß die Bedeutung des Wortes Capella erweitert wurde; Daher denn die Worte Capelle und Caplan ihren Ursprung genommen.

Von der betrachtungswürdigen Maschine der Augen, in Absicht auf die Seele, mit Beweis einer Historie eines Blinden.

Indem andere mit Erzehlungen beschäftiget sind, welche die Vortheile grosser Herren, den Frieden der Völker, und die Veränderungen des Staates betreffen, so halte ich dafür, (ob dieses gleich sehr wichtige Vorwürfe sind) daß der Inhalt meiner Abhandlungen bisweilen auf Gegenstände von einer höhern Betrachtung gerichtet seyn müsse. Die langsamen Tritte der Vorsehung und Natur, und die wunderbaren Begebenheiten, welche in einem Augenblike gewirket werden, sind es, welche so, wie sie unsern Augen und unserer Betrachtung vorkommen, der Welt mitgetheilet werden sollen. Solche Dinge sind nicht mit einem Aufsehen und Geräusche vergesellschaftet, und ziehen derowegen die Augen des unachtsamen Theiles der Menschen selten an sich; aber sie sind zu gleicher Zeit sehr geschikt, die Menschenliebe zu üben, der Ein-

bildung zu gefallen, und die Urtheilskraft zu verbessern. Es wird derowegen nicht unnüzlich seyn, verschiedene Umstände zu erzehlen, die bei einer neulichen Kur sind zu bemerken gewesen: Sie ward verrichtet an einem jungen Herrn, welcher blind gebohren war, und welcher neulich am 29. Junius, durch die Operation eines Augenarztes in einem Alter von 20. Jahren sein Gesicht empfieng. Dieses trug sich zu nicht weiter von der Stadt, und das Werk ward folgendermassen veranstaltet.

Nachdem Herr Grant, der Augenarzt, die Augen dieses Patienten betrachtet, und seine Freunde und Anverwanden, wie auch unter andern den Prediger des Ortes, den ehrwürdigen Herrn Caswel überzeuget hatte; es wäre höchst wahrscheinlich, daß er die Hinternisse wegräumen würde, welche dem Gebrauche seines Gesichtes im Wege stünden: so versammleten sich bei dieser Gelegenheit alle Bekannte, welche einige Hochachtung für diesen jungen Herrn hatten, oder welche die Neubegierde besassen, gegenwärtig zu seyn, wenn jemand bei völligem Alter und Verstande einen neuen Sinn bekommen würde. Weil nun der Herr Caswel besonders neugierig war; so bat er die ganze Gesellschaft, im Falle die Blindheit sollte gehoben werden, ein genaues Stillschweigen zu beobachten: Sie möchten doch den Patienten seine eigene Betrachtungen machen lassen, ohne ihn durch etwas zu lenken, welches er durch seine übrige Sinnen erkennete, und ohne ihm den Vortheil zu verschaffen, seine Freunde durch ihre Stimmen zu entdeken. Unter verschiedenen andern waren seine Mutter, seine Brüder, seine Schwestern, und ein junges Frauenzimmer, welches er liebete, gegenwärtig. Die Operation wurde mit grosser Wissenschaft und Fertigkeit verrichtet. So bald der Patient eine Dämmerung des Lichtes empfand, so schien er bei dieser Handlung in eine solche Entzükung zu gerathen, daß es das Ansehen hatte, als wenn er für Bestürzung, Freude und Bewunderung in eine Ohnmacht fallen würde. Der Wundarzt stund vor ihm mit seinem Werkzeuge in der Hand. Der junge Herr betrachtete ihn vom Haupte bis zum Fusse. Nach diesem betrachtete er sich eben so sorgfältig, und schiene jenen mit sich selbst zu vergleichen, und zu bemerken, daß ihrer beider Hände, bis auf das Instrument, welches er für einen Theil von jenes Hand hielte, einander dem Ansehen nach vollkommen gleich wären. Als er aber in dieser Bestürzung einige Zeit verharret war: so konnte seine Mutter den Bewegungen von so verschiedenen Leidenschaften, welche sie überfielen, nicht länger ertragen, sondern sie fiel ihm um den Hals und schrie: O mein Sohn! mein Sohn! Der junge Mensch erkennete ihre Stimme, und konnte nichts mehr sagen, als: Ach! seyd ihr meine Mutter? und fiel in Ohnmacht. Die ganze Gesellschaft, wie man sich leicht einbilden kan, war sehr liebreich beschäftiget, ihn wieder zu sich selbst zu bringen. Das junge Frauenzimmer aber, welches

von

von ihm wieder geliebet wurde, schrie unter allen am heftigsten.

Diese Stimme schien eine plözliche Würkung bei ihm zu haben, indem er wieder zu sich selbst kam, und eine doppelte Neubegierde bezeigete, sie zu betrachten, so wie sie sprach, und ihn rief, bis er zulezt also ausbrach: Was ist mir geschehen? Wohin werde ich geführet? Ist alles dieses um mich her, dasjenige, davon ich so oft gehöret habe? Ist dieses Licht? Heisset dieses sehen? Waret ihr allezeit so glüklich, wenn ihr sagetet, daß ihr erfreuet wäret, einander zu sehen? Wo ist Thomas, welcher mich zu leiten pflegete? Aber ich kan nun, wie mich deucht, ohne ihn schon wohin gehen. Er machte Mine, als wenn er sich bewegen wolte, aber es schien ihn jedes Ding um ihn herum furchtsam zu machen. Als sie sein Unvermögen sahen, sagten sie ihm: er müste sich noch von dem Diener leiten lassen, bis er eine genauere Bekanntschaft mit seiner neuen Existenz erhielte. Der Knabe ward also vorgefordert, und ihm vorgestellet. Der Herr Caswel fragete ihn, zu was für einer Art der Dinge er den Thomas gerechnet, ehe er ihn gesehen hätte. Er antwortete: Er hätte geglaubet, daß an jenem nicht so viel, als an ihm selbst gelegen wäre; aber er hätte ihn doch für ein Geschöpffe von gleicher Art mit sich gehalten. Das Gerüchte von dieser plözlichen Veränderung machete, daß die ganze Nachbarschaft an dem Orte, wo er war, hinzu drang. Als er sahe, daß der Haufen dichter wurde, so bat er den Herrn Caswel, ihm zu sagen, wie viele hier in allen zu sehen wären. Dieser Herr lächelte, und antwortete ihm, daß es ihm sehr zuträglich seyn würde, zu seinem vorigen Zustande wieder zuruk zu kehren, und seine Augen wieder bedeken zu lassen, bis sie eine Stärke erlanget hätten. Denn er würde sich noch gar wohl erinnern, daß er stuffenweise und nach und nach zu der Stärke gelanget wäre, welche er gegenwärtig durch seine Fertigkeit, zu geben und sich zu bewegen, bezeigete. Gleiche Bewandnis hätte es auch mit seinen Augen. Diese, sagete Herr Caswel, würden das Vermögen zur Fortsezung des wunderbaren Entzükens, darinn er sich jezo befände, verlieren, es sey denn, daß er sich gefallen liese, den Gebrauch derselbigen so lange bei Seite zu sezen, bis sie stark genug wären, das Licht ohne so viele Empfindung zu ertragen, als er, wie ihm bewust wäre, jezo ausstehen müste. Er ward endlich mit vielem Widerwillen überredet, seine Augen verbinden zu lassen. In diesem Zustande verwahrete man ihn in einem dunkeln Zimmer, bis es Zeit wäre, seinen Augen ihre Gegenstände ohne fernere Vorsicht empfinden zu lassen. Während der Zeit dieser Dunkelheit bejammerte er sich selbst auf die allerängstlichste Weise, und beschuldigte alle seine Freunde, indem er sich beklagete, daß sie einige Zauberei an

ihm verübet, und sich magischer Künste bedienet hätten, um ihn durch die Meinung zu betrügen, als wenn er dasjenige genossen hätte, welches sie das Gesicht nenneten. Er fügte noch hinzu, daß die Eindrüke, welche damals in seine Seele hinein gelassen wären, ihn gewis unsinnig machen würden, wenn er nicht wieder in den damaligen Zustand käme. Zu einer andern Zeit bemühete er sich, die Personen zu nennen, welche er unter dem Haufen gesehen hatte, nachdem ihm der Stahr war gestochen worden, und unternahm sich, mit verwirreten und selbst gemachten Ausdrüken von dem zu reden, was er in der kurzen Zeit bemerket hatte. Am 6ten dieses Monates aber wurde es für rathsam gehalten, sein Haupt zu entbinden; und das junge Frauenzimmer, welches er liebete, ward dem zufolge unterrichtet, seine Augen zu eröfnen, um so wol sich selbst bei diesen Umständen ihm angenehm zu machen, als auch durch die Uberredung einer Stimme, welche so viel Gewalt, als die ihrige, über ihn hatte, seine Entzükungen zu mäsigen. Als dis geliebte Frauenzimmer anfieng, die Binden von seinen Augen abzunehmen: so sprach sie folgendes zu ihm:

" Mein Herr Wilhelm! ich nehme jezo " die Binde ab; ob ich gleich für Furcht " zittere, wenn ich bedenke, was ich " thue. Ob ich euch gleich von meiner " ersten Kindheit an, so blind als ihr " waret, geliebet habe, und ob ihr gleich " bisher eine so starke Liebe für mich geheget habet: so werdet ihr doch finden, " daß es ein solches Ding, als die Schönheit ist, giebet, welches euch mit tausend Leidenschaften, von welcher ihr " jezo frei seyd, bestriken und euch mir " auf ewig entreissen kan. Ehe ich mich " aber dieser Gefahr aussetze: so erzehlet " mir doch, auf welche Art eure Liebe gegen mich, die ihr allezeit bekannt habet, in euer Herz gekommen sey, da " ihr gewöhnlicher Zugang durch die Augen geschiehet?

Der junge Mann antwortete: "Theure Lidia, wenn ich durch mein Gesicht " die sanften Unruhen verlieren soll, welche ich allezeit gefühlet habe, so oft ich " eure Stimme hörete; wenn ich nicht " die Tritte derjenigen, die ich liebe, unterscheiden soll, so oft sie sich nähert; " sondern wenn ich vielmehr dis süsse und " öftere Vergnügen mit einer solchen Bestürzung, als ich seit kurzen kenne, da " ich neulich sahe, verwechseln soll; oder " wenn mir sonsten etwas begegnen kan, " welches mir die Empfindung entreissen " sollte, die ich von dem habe, was mir " zu der Zeit am vergnüglichsten schien, " (welches, wie mich dencht, eure Erscheinung war:) so reisset die Augen " aus, ehe sie mich verleiten, gegen euch " undankbar zu seyn! oder mich selbst zu " verderben. Ich wünschete sie vor dem " nur, um euch zu sehen; reisset sie aus, " wenn sie machen sollten, daß ich eurer " vergässe!

Was von dem Mittagsschlaf zu halten?

Das Schlafen nach dem Mittagsessen ist heut zu Tage sehr Mode worden, ohne daß diejenige hauptsächlich sich darum bekümmeren, ob es ihnen an der Gesundheit zuträglich seye, oder nicht? Mein Entzwek ist hier nicht, daß ich das Mittag-

tagschlafen absolut verwerffe. Nein! ich suche vielmehr in gewissen Umständen und in einem gewissen Alter zu vertheidigen, in welchem es der Gesundheit zuträglich seyn mag. Diejenige handlen wider sich selbst, und thun ihrer Gesundheit und Gemüthskräfften allerdings grossen Schaden, die noch zu jung seynd, und diese Wollust gleichsam zu einer Gewohnheit machen; Denn es ist zu merken, daß der Schlaf nur alsdenn zuträglich sey, wenn keine Lebensgeister mehr vorhanden wären, um die menschlichen Handlungen, wozu unser Körper aufgelegt ist, zu verrichten. Bei einer solchdenBeschaffenheit des Körpers, als Leute von 30. 40. 50. Jahren hätten, und bei einem solchem Alter, würden Lebensgeister genug vorhauden seyn, wenn wir auch täglich noch ein oder zwei Stunden länger beschäftiget wären, als wir ordentlicher Weise sind. Gesezt aber auch wir wolten uns recht wohl tuhn, so könten wir füglich zwei Theile wachen und ein Theil schlaffen, ohne daß die Gesundheit den geringsten Abbruch litte. Ja wenn wir die durch den Schlaf erhaltene Lebensgeister nicht wieder durch unsere Glieder gehen und schnel durchwandern liesen, so wäre gar zu besorgen, daß wir alzuträge und ungeschikt, und endlich krank werden würden; wie etwan eine Uhr, die weder oft genug gereinigt, noch im Gang erhalten würde, endlich zu einer regelmässigen Bewegung unfähig würde. Nun aber dürfte man freilich dieses weder von allen Menschen überhaupt, noch von allen vom obigen Alter sagen, die sich bereits eine Unpäslichkeit u. Schwachheit des Körpers zugezogen hätten: denn da leide diese Regel allerdings ihre Ausnahme. Noch weniger aber dürfte man von einem Kinde, oder einem alten Manne dergleichen behaupten, was ich bis hieher an Leuten von solchem Alter angeführet hätte. Beide zeugten auf einmal nicht so viel Lebensgeister, als zu Verrichtung unserer Handlungen zulänglich wären, welches auch von schwächlichen Personen müsse verstanden werden. Wie ich also einen kranken Magen nicht dürfe überladen lassen, ungeachtet der Körper viel Nahrung brauche, und zu dem Ende wol zuweilen viermal täglich ein wenigSpeise nehme; müsse man bei alten Leuten, bei Kindern und schwächlichen Personen allerdings billig zugeben, daß sie auch Nachmittags aufs neue Lebensgeister durch denSchlaf holen möchten, die andere entweder zur Nachtzeit oder mitten in ihrer Arbeit zubereiteten.

Von den blinden Hessen.

Es sind nach und nach viele wunderliche Sprichwörter entstanden, die auch öfters von einem höchst unangenehmen Inhalte sind, und man ist doch kaum imStande, den eigentlichen und wahren Ursprung derselben

ben zu bestimmen. Es ist fast kein Volk unter der Sonne, welches hierin verschonet geblieben. Wem ist der Ausspruch unbekant: Er gehet durch wie ein Holländer, welches die meisten von ihrer Furchtsamkeit erklären; aber weit besser verstehen wir es von ihrem grossen Muthe und unerschrokkenem Wesen, da sie wie der Bliz durch alle Hindernisse dringen.* Wie oft werden nicht von dem guten Hessenlande die Verse angestimmet:

Im Lande zu Hessen
Hats grosse Berge und nichts zu fressen,
Grosse Krüge und saure Wein.
Wer wolte gerne im Lande zu Hessen seyn?

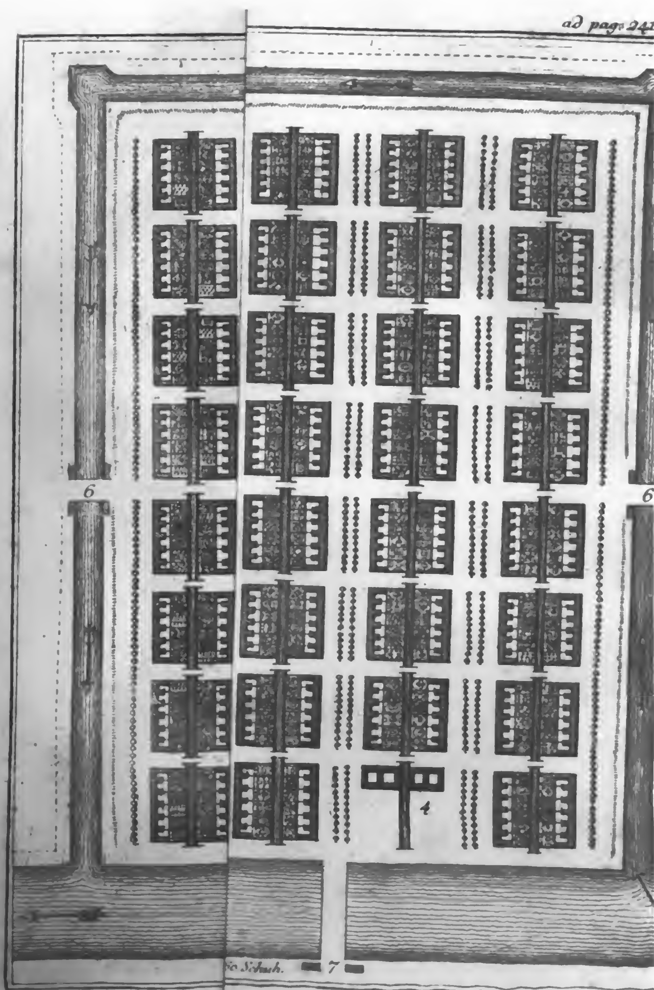
Allein die Erfahrung widerlegt diesen Knittelreim am besten, so daß selbst der grosse Kais. General Tilly, welcher im dreissigjährigen Kriege Hessenland stark genug durchwanderte, bekennen müssen, daß ein Ueberflus nicht nur von allen nothwendigen Dingen, sondern auch von solchen, die nur Vergnügen und Belustigung erwekken können, in den gesegneten Hessischen Gegenden anzutreffen. Ganz alberen ist es, wenn man, die ehrliche Hessen aufzuziehen, selbige blinde Hessen betitelt. Denn nicht zu gedenken, daß dieselbe ihre scharfsichtigkeit in allen Künsten und Wissenschaften der Welt hinlänglich gezeiget; so ist nur dis anzumerken, daß in diesem vermeinten Schimpfworte die gröste Ehre stekke. Catti punctim caesimque hostem feriunt. Die Hessen schlagen blindlings drein, sie scheuen keinen Feind, sie verthaidigen den Ruhm ihrer alten Tapferkeit bis auf den gegenwärtigen Tag. Unter dem in allen Stükken grossen Landgrafen, dem Durchlauchtigsten CARL, sind hierin Proben genug abgelegt. Wir wollen nur eine Münze beschreiben, welche auf dem glüklichen Entsaz der Vestung Rheinfels in der Form eines Speciesthalers gepräget worden. Auf der rechten Seite ist die Vestung Rheinfels abgebildet, mit der Uberschrift: Strenæ Gallicæ, und unten stehen die Worte: Rheinfels frustra obsess. liberat. die 2. Ian. 1693. Auf der andern Seite stellet sich der Rheinflus dar, mit dem Worte: Rhenus. Hierüber stehen zwo Säulen, zwischen welchen ein alter ehrwürdiger Deutscher sizzet, dabei lieset man: Non vltra Habet & Germania metas. Die Umschrift ist: Arx Rheinfels Hassorum virtute fugiente Tallardo seruatur.

Kurzer Entwurf, wie eine Stadt sowohl nach den Regeln der Kunst, als nach der Bequemlichkeit und Gesundheit der Einwohner könnte auferbauet werden.

(Nach dem Französischen des Verfassers.)

Die mehreste grosse Städte suchen ihren Ursprung in einem finstern Alterthum: ihr Anfang war klein; Man erbauete ein Schlos mit etlichen Ställen und Gebäuden, man fügte darzu in die Quer und

* Welches wenigstens noch in vorigem Seculo zugetroffen.



1 Das Schloss. 2. Rathhause, und andern öffentl. Gebäud

und in die Länge einige Scheuren und Meiereien. Einige Häuser für die Pachter, und noch andere für die nöthige Handwerker kamen darzu: Die Anzahl dieser Wohnungen wuchs nach und nach; Man umstelte sie mit einem Zaun; hernach zog man Mauren und endlich auch Graben darum. Man richtete darinnen Krahmläden, Gasthöfe und Magazinen auf: Ein jeder suchte hier seinen Plaz so gut zu benuzen, als er konnte, und besezte ihn mit Gebäuden. Man erbaute Kirchen, Schulhäuser, Hospitäler und Palläste. Sehet hier den Ursprung und Anwachs der grossen Städte. Man dachte dabei an keine abgemessene Ordnung, noch gerade Linien. Es gaben Winkel, Krümmen und Zic Zac wo man hinsah. Die Strassen liefen in die Häuser und Höfe herum, die alle ohne die geringste Eintheilung unter einander lagen. Nachdem die Pläze begunten kostbar zu werden und man nicht mehr Seitswärts bauen konnte, sezte man ein Gebäude auf das andere, lies solche der Strassen nach einige Schuhe überhängen, und benahm dem Nachbarn Licht und Luft. Die Städte bekamen damit ein scheusliches Ansehen, die Strassen wurden unrein, die Wohnungen feucht, dunkel und ungesund. Wann ein Feuer in einem Haus auskam, so giengen die daran stossende Nachbarshäuser mit im Feuer auf. Mit einer einzigen Bombe konnte man oft eine halbe Stadt in die Asche legen. Ja, ganze Städte brannten öfters auf ein mal weg.

Solchem Unheil zu begegnen und die Häuser in einer Stadt sowohl gemächlich, als schön, gesund und sicher vor Feuersbrünste zu erbauen, könnte ein grosser Fürst, zu Verherrlichung seiner Pracht, zur Zierde seines Landes, und zum Besten des gemeinen Wesens, nichts grössers und würdigers unternehmen, als eine neue Stadt auf folgende Art zu bauen.

1.)

Müste darzu eine gute Landeslage, und wo es anders möglich, an einem Schifreichen Strohm, ausgesucht werden: Wo ein fruchtbarer Boden, eine anmuthige Gegend, und eine gesunde Himmelsgegend sich findet. Man müste dabei trachten, eine gewise Fläche zu gewinnen, die nach der Seite des Strohms etwas abhängig wär, damit auf solche Weise die Wasserleitungen und Canäle ihren natürlichen Ablauf in den Strohm haben können.

2.)

Das Land daherum müste von einem schönen und weiten Umfang seyn, und keine stillstehende Gewässer, Sümpfe noch Moräste haben. Es müste sich nach dem Aufgang der Sonnen hinziehen, um die reine Luft und die kühle Winde von dieser Seiten zu empfangen, und im Gegentheil gegen die Sudwestlichen Stürmen mit hohen Gebürgen bedeket seyn.

3.)

Die ganze Stadt müste so eingetheilet werden, daß man darinn durchgehends in allen derselben Gegenden, eine solche frische und angenehme Luft geniessen könte, wie man solche auf dem Land zu geniessen hat; dergestalt, daß man im ge-

ringsten nichts von den unreinen Dünsten und Unflätereien seiner Nachbarn verspüren müste.

4.)

Alle Strassen müssen schnurgerad nach der Linie gezogen werden: Sie müssen alle von gleicher Breite, und diese wenigstens von 100. Werkschuh seyn, damit in jeder Strassen, ein Spaziergang, mit einer auf jeder Seite besezten Reihe Bäume gemächlich könnte angebracht werden: diese Bäume aber müsten sehr hochstämmig seyn, unten ausgeräumt und über die Häuser hinaus gezogen werden, damit sie derselben Aussicht nicht hinderlich seyn könnten. Die Querstrassen aber müsten nur halb so breit seyn, weil darinn keine Bäume gesezt würden.

5.)

Die Anlage der Stadt könnte, nach Beschaffenheit des Bodens und eines Flusses, ein Quadrat, oder ein längliches Oval vorstellen: wobei hauptsächlich auf den natürlichen Ablauf der Canäle und die Höhe des Ufers müste gesehen werden; damit die Stadt keiner Uberschwemmung unterworfen seyn mögte.

6.)

In der Hauptstrasse müste sich ein grosser Canal zu 50. und mehr Werkschuh breit befinden: dieser Canal könnte ebenfalls auf jeder Seiten mit einer Reihe Bäume besezet werden. Folglich muste diese Hauptstrasse auf jeder Seiten wenigstens noch 50. Schuh in der Breite haben. Dieser Hauptcanal gieng nur bis in die Mitte der Stadt, wo auf dem Hauptplaz entweder das Rathhaus, oder auch ein Fürstlicher Pallast könnte aufgeführet, und von hinten ein gleich grosser Garten angeleget werden.

7.)

Alle Canäle kämen quer durch die Stadt: zwischen denen Strassen, von hinten auf die Gärten, dergestalt daß in einem Vierek, welches ein Quartier der Stadt ausmacht, der Canal mitten durchflösse, wie der beiliegende Plan solches am deutlichsten vor Augen stellen wird.

8.)

Die Häuser musten alle in gleicher Höhe erbauet, und mehr nicht als 2 Stokwerk hoch aufgeführet werden. Zwei Flügel, die nach dem Hof und nach dem Garten zuführeten, könnten den Vornehmen zu Stallungen, Küchen, Kammern, Gesindsstuben rc. den Geringen aber zu kleinen Wohnungen, Gewölbern und andern nothdürftigen Bequemlichkeiten dienen.

9.)

Ein jedes Haus könnte so eingerichtet werden, daß darinnen zehen und mehr geringe Haushaltungen Plaz finden könnten. Dargegen die Häuser von vornehmen und begüterten Leuten von gleicher Grösse wären, damit sie sowohl zu grossen als kleinen Haushaltungen Raum haben mögten.

10.)

Denen ganz grossen Häusern und Pallästen, die zu 3. Stokwerk mit einer prächtigen Baukunst, nach eines jeden Willkühr, mögten aufgeführet werden, könnten ihre Stelle in der Hauptstrasse, nechst dem grossen Canal, oder längst dem Flus angewiesen werden.

11.)

In den andern vornehmsten Strassen, wo keine Handwerker, sondern wohlhabende und angesehene Leute wohneten, könnten alle Häusser vornen her von Stein, auf romanische Art, mit Säulen, und einem Gang längst der Strassen her, aufgeführet werden. Das Dachwerk könnte eine Art einer Altane oder platte Forme zeigen und mit Bildsäulen, Blumentöpfsen, und Pomeranzenbäumen besezet werden.

12.)

In andern Strassen aber, wo Handwerker und andre gemeine Leute ihre Wohnungen hätten, könnten die Häuser nur schlechtweg und nach eines jeden Vermögen

gen erbauet werden; nur daß sie von aussen her die Regeln der Ordnung wie die andere zu beobachten hätten.

13.)

Ein jedes Haus, wie bereits erinnert worden, müste so eingetheilet werden, daß es allenfalls sowohl für eine oder zwei vornehme, als vor zehen und mehr geringe Haushaltungen dienen könnte: was aber die Kramläden und Kaufmanns-gewölber betrift, so schiken sich solche nirgends besser, als auf einen von den Hauptpläzen der Stadt, wo der Markt gehalten wird. Daselbst könnten die grossen Kaufmannshäuser ein Stokwerk höher, gleich denen in der Hauptstrasse, von unten aber rings herum mit einem Bogenwerk, oder einer Arcade, wie in Turin und in Bern aufgeführet werden.

14.)

Ein jedes Haus könnte ungefehr 80. Schuh breit seyn; die Flügel daran nach dem Hof könnten 15. Schuh in die Breite, und 40. in die Länge haben, so bleiben noch 50. Schuh zum Hof übrig, der Garten mögte 2. mal so gros als der Hof und das Haus seyn, so würden Vornehme darinnen Raum genug finden, solchen zu ihrer Lust, die Geringen aber zu allerhand Nothdurft zu gebrauchen. Jedes Haus wäre von dem andern durch eine Brandmauer abzusondern.

15.)

Was die öffentliche Gebäude betrift, so müssen solche in den verschiedenen Quartieren der Stadt, auf gewise darzu abgestochene Pläze, wo sie sich am besten hinschiken, aufgeführet werden; und zwar könnte man die Eintheilung der Hauptpläze so machen, daß nebst dem Hauptplaz noch 2. oder 4. andere, nach Maasgebung der Anlage und Grösse der Stadt, könnten gemacht, und mit Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden gezieret werden.

16.)

Die Thürne, die man zu diesen Gebäuden fügen könnte, müsten nicht über 30. Schuh höher, als das Dachwerk seyn, auch nicht oben spiz, sondern mit einer Altane versehen werden; dann die Art spize und hohe Thürne zu bauen ist abgeschmakt, gothisch und barbarisch.

17.)

Diejenige, die dem Feldbau, der Viehzucht und der Gärtnerei obliegen, könnten die Vorstädte bewohnen: Ihre Häuser, Höfe, Ställe und Scheuren müsten in einer gewisen Ferne von einander liegen, dabei mit Mauren wohl versehen und mit Ziegeln gedekt seyn.

18.)

Eben diese Vorsichtigkeit müste man in Ansehung der Frucht- und Kaufmanns-Magazinen gebrauchen: besonders wo viel Holz und brennbare Waaren aufbehalten werden.

19.)

Hierbei könnten nun die grosse Unkosten zur Erbauung und Erhaltung kostbarer Vestungswerke ersparet werden. Man dörfte um eine solche Stadt weiter nichts als einen blosen Graben ziehen, darinn einen Theil der Canäle abfliessen lassen, und sie auf solche Weise in den nechst vorbei fliessenden Strohm leiten. Ein kleiner Wall mit Bäumen und mit einigen Canonen bepflanzet, wär genug, um allenfalls gegen einen Uberfall zur Schuzwehr zu dienen. Es ist gewis daß ein feindliches Heer, welches eine Stadt von einem so grossen Umfang belagern wolte, weit weniger davor ausrichten würde, als vor einer eng zusammen geschraubten und mit lauter hohen Häusern angefüllten Stadt, welche gar bald mit Bomben zu zwingen ist, weil alles dadurch in Feuer und Flammen kan gesezet werden.

Es müste auch ein ausserordentlich grosses Heer seyn, eine Stadt von einem so weitläuftigen Bezirk einzuschliessen; da

im Gegentheil eine Stadt, die in die Luft gebauet ist, und enge Strassen hat, leicht kan umsezet werden.

Die Erfahrung lehret uns auch mehr als zu viel, daß die kleine, enge Gassen, die mit hohen Gebäuden besezet sind, und die dunkle und feuchte Wohnungen, welche niemals die Sonne mit ihren Strahlen beleuchtet, allerhand Ubel den menschlichen Körpern verursachen. Die Einwohner derselben, sind fast meistentheils kränklich, blas von Farbe und von übler Leibesbeschaffenheit. Man findet nirgend mehr Leute welche mit der Gicht, mit der Milzsucht und mit bösen Flüssen geplaget sind. Man siehet im Gegentheil, daß die Leute, die auf dem Lande wohnen und einer frischen reinen Luft geniessen, noch eins so gesund und stark sind: sie haben dabei einen guten Muth, und ein aufgeraumtes munteres Wesen, daraus guten Theils die Glükseligkeit des menschlichen Lebens bestehet.

Was die andere Frage betrift, wie und auf was Art eine alte übelgebaute Stadt könnte zusammen gerissen, und eine neue nach obbemelder Art auf ihre Stelle gesezet werden; so dürfte ein solcher Entwurf wohl den süssen Träumen des Epicurs, oder den Bezauberungen der Medea gleichen. Wer wolte sich, wird ein Vernünftiger sagen, mit solchen Chimäern abgeben? Doch Träume, Bezauberungen und Chimäern wie ihr wolt, so ist deswegen die Sache doch nicht ganz unmöglich. Man darf darum nicht dem Exempel eines wilden Neronis folgen, der in einer Nacht die Stadt Rom in Feuer und Flammen sezen lies, um sich eine Vorstellung von der Zerstörung der Stadt Troja zu machen und die Illiade des Homeri dabei zu lesen. Hernach aber die abgebrannte Stadt darauf desto prächtiger wieder aufbauen zu lassen.

1.)

Ein grosser Fürst, der jährlich eine halbe Million und mehr auf Schauspiele und Jagden verwendet, darf nur dieses Geld, oder eine gleiche Summa darzu anwenden, ein gewises übelgebautes Quartier der Stadt den Bürgern abzukauffen, und mitlerweile ein anders dargegen aufzuführen.

Dieses neue Quartier müste nach dem vorgemachten Plan der ganzen Stadt eingerichtet, mit breiten Strassen durchschnitten, und mit solchen Häusern besezet werden, wie sie sich für die Leute; die solches Quartier bewohnen sollten, am besten schiken.

2.)

Die Pläze müsten entweder leer wieder verkauft werden, damit diejenigen die sich selbst ihr Haus bauen wolten die innere Einrichtung desselben nach ihrem Wohlgefallen machen könnten; oder wo die Pläze so bald keine Käuffer finden sollten, würde dem ungeacht der leere Raum mit Gebäuden besezt; doch diese nur roh, in Dach und Fach, ohne Thüren, ohne Fenster und ohne andere Ausstaffirungen, damit hernach solche die Käuffer könnten machen lassen wie sie wollten.

3.)

Holz, Sand, Kalk und Steine müsten denenjenigen, welche auf ihre Kosten bauen wollten, umsonst verabfolget werden, damit das Bauwesen desto leichter von statten gehen und die Bürger sich durch allzu schwere Kosten nicht ruiniren mögten. Die edelste Ausgaben eines Fürstens sind allezeit diejenige, die zum gemeinen besten verwendet werden. Solches sind angelegte Capitalien, die den grösten Nuzen abwerffen.

4.)

Die Gebäude müsten alle gleich, nach einerlei Riss aufgeführet, und zu dem Ende gewise Baumeister bestellet werden, um solche zu reguliren und darüber die Aufsicht zu haben.

Die

5.)

Die Materialien, Fenster, Oefen, Holz- und Eisenwerk von den alten abgerissenen Häusern, behielten die Eigenthümer; die abgebrochene Steine ausgenommen, welche auf dem Plaz müssen liegen bleiben, damit man sich derselben zu den neuen Gebäuden bedienen könnte.

6.)

Die Werkleute und Baumeister müsten in Zeiten zu einer so grossen Unternehmung herbei geschaft werden, damit kein Aufenthalt noch Hindernus sich äussern mögte; Also würde wenigstens alle drei Jahr ein ansehnliches Quartier der Stadt mit neuen Gebäuden können in die Höh gebracht werden. Ja, weise und kluge Anstalten würden hier fähig seyn Wunder zu thun.

7.)

Wo grosse Pläze, breite Strassen und prächtige Gebäude sind, da müste man suchen solche künstlich mit in den allgemeinen Plan zu bringen. Damit man nicht nöthig hätte schöne und dauerhafte Gebäude niederzureissen. Wie dann überhaupt der ganze Vorschlag eine alte Stadt neu zu bauen, nur dahin zu deuten ist, daß man diejenige Häuser und Quartiere, welche die Stadt verunzieren und ungesund machen, abbrechen und verändern möge; kostbare und gute Gebäude aber nur der blosen Regularität wegen abzureissen, wär eine Eigensinnigkeit im Schönen, die man mit Recht eine Thorheit nennen könnte.

8.)

Alle Maiereien, Ställe und Scheuren, ingleichen die hölzerne Magazinen, worinnen Wahren aufbehalten werden, die leicht Feuer fangen, müsten durchaus in der Stadt keine Stelle haben, sondern allesamt in die Vorstädte verwiesen werden, da sie in einer gewissen Entfernung, ein Bau von dem andern, wie oben gemeld, müsten gesezet werden, um dadurch so viel möglich zu verhindern, daß kein Brand überhand nehmen könte.

Eine solche Haupt- oder Residenz-Stadt würde nicht allein dem ganzen Land zu einer besondern Zierde dienen, sondern auch noch ihren vielfältigen besondern Nuzen haben. Also würden z. E. die Gelder, die auf Häuser angeleget werden, noch eins so sicher stehen, da sie auf massiven und der Feuersgefahr nicht leicht unterworffenen Gebäuden hafteten; da im Gegentheil bishero nicht wenig Summen sind verlohren gangen: die man auf schlecht gebaute Häuser geschossen hatte, welche dem Wind, dem Wetter und der Feuersgefahr auf allen Seiten ausgesezet waren. Die grosse Feuersbrünste, wodurch Londen, Coppenhagen, Stokholm, Frankfurt am Mayn, Reutlingen und andere dergleichen Städte mehr, sind mitgenommen worden, können uns hier zu nachrichtlichen Exempeln dienen. Alle Häuser nach vorgemelden Plan würden das am Grund gewinnen, was sie in der Höhe verlieren. Die Einwohner würden noch einmal so frisch und so gesund in diesen gemächlichen und lustigen Wohnungen seyn; sie würden um eben dasjenige Geld, was sie meistens in dunkeln und feuchten Winkeln, oder mit nicht geringer Lebensgefahr, auf den aufgethürmten Stokwerken, verwohnen, die gemeiniglich nur eine elende hölzerne Stiege zusammen hängt, die schönste Bequemlichkeit finden: Sie würden Höfe, Gärten und Wasser haben. Sie würden allenthalben mit Bäumen und Grünigkeiten umgeben seyn. Die Strahlen der Sonne und eine reine Luft würden die Häuser durchstreichen, und den Moder und die schädliche Feuchtigkeiten daraus vertreiben. In heissen Sommertagen würde man eine angenehme Kühlung unter den schattigten Bäumen finden, womit allenthalben die Strassen und die Gärten besezet wären. Kurz, an statt daß andere Menschen bisher in den grossen Städten meist in dunkeln Winkeln, und gleichsam in Gefängnüssen leben, so würden die Einwohner einer solchen neuen Stadt allesamt wie in einem Paradise

wohnen. O wie viel gemeinschaftliche Glükseligkeit können sich nicht einander die Menschen verschaffen, wenn sie vernünftig handelten und sich einander liebten!

Dieser Vorschlag wird mancher sagen, lässet wohl gut auf dem Papier, allein es wird nicht so leicht seyn, solchen auch ins Werk zu sezen. Ich gebe zu daß er nicht leicht ist; alleine es ist am Tage, daß grosse Herren noch weit schwehrere Dinge, unternommen und solche doch zu Stand gebracht haben. Wann ich gedenke wie der verstorbene König in Preussen, binnen einer Zeit von zehen Jahren, 50. tausend auserlesene Männer auf die Beine gestellt, die alle wie gezirkelt, gleicher Grösse und dabei auf eine verwunderns-würdige Art exerciret waren, so dünket mich diese Unternehmung noch viel grösser und beschwerlicher zu seyn, als eine neue Stadt nach obigem Plan zu erbauen. Ich bin nicht in Abrede daß der Nuzen eines solchen Kriegsheeres auf gewise Art für wichtiger zu halten sey; allein der Nuzen wär allhier, wo nicht eben so wichtig, doch noch weit sicherer: viel tausend Werkleute würden dadurch in Bewegung gebracht; Diese würden den Umlauf des Geldes, sowohl als diejenige die da baueten, sehr merklich beförderen, und der Fürst würde durch das einzige Mittel der Accise in zehen Jahren sein ausgelegtes Geld wieder bekommen, und dabei die schönste Stadt in der Welt haben. Die Natur hat dem Menschen nichts versagt als was Fleis und Vernunft nicht unternehmen wollen. Tantæ molis erat romanam condere gentem.

Vorschlag, die teutsche Sprach auf einen gewisen Grund zu sezen, und in Teutchland übereinstimmig zu machen.

Unsere Vorfahren schrieben ihre gelehrte Werke in Latein. Christian Thomasius, ein Mann, der nach seinem freien Geist sich in den Wissenschaften einen eignen Weg bahnte, erwies unserer Muttersprach die Ehre, nicht nur seine beste Schriften darinn abzufassen, sondern auch seinen Schülern teutsche Lesstunden zu halten.

Nach ihm gab unser noch lebender grosser Weltweise, der Herr geheime Rath von Wolf, dadurch der teutschen Sprach ihr gröstes Gewicht, daß er die schwerste und dunkelste Kunstwörter, wo nicht durch einen gleichen Ausdruk, doch mit einer zulänglichen Umschreibung teutsch übersezte.

Unsere meisten Gelehrten sind diesen beiden berühmten Männern nachgefolget, dergestalt, daß man in Teutschland nun würklich angefangen hat, rein teutsch zu schreiben. Allein, man ist über verschiedene Redensarten und Wortfügungen; ingleichen über die Rechtschreibung an und für sich selbst noch nicht ganz einig. An einem Ort schreibt man so, an einem andern Ort wieder anders. Wie ist hier der Sache zu rathen?

Die Ober- und Niedersachsen mit ihren Nachbarn haben sich unstreitig um die teutsche Sprach bisher am meisten verdient gemacht, und die drei hohe Höfe zu Berlin, Dresden und Hannover haben beständig eine Menge Staatsdiener und gelehrte Leute unterhalten, welche durch ihre geschikte Federn die Reinigkeit der teutschen Sprache vor andern befördert haben.

Da

Da nun auch, seit einiger Zeit, zwei teutsche Gesellschaften, die eine zu Leipzig, und die andere zu Jena sich hervor gethan, welche durch ihre mannigfaltige und löbliche Bemühungen vieles zur Ausbesserung unserer Sprache mit beigetragen, und durch ihre herausgegebene Schriften manche vortrefliche Köpfe bekannt gemacht haben; so solte man billig eine gegründete Hofnung fassen, es werde endlich unsere teutsche Sprache durch den Fleis und durch das Ansehen so vieler geschikter Männer auf gewise Grundregeln können gesezet werden.

Weil es aber gleichwohl diesen sonst würdigen Gesellschaften, an dem Beifall anderer Gelehrten mangelt, welche sich ausser Sachsen und dessen Nachbarschaft aufhalten; so wär noch eine Unternehmung zu wagen, diese in andern Provinzen von Teutschland lebende Gelehrten gleichfalls mit übereinstimmig zu machen.

Mich dünket, es sollte sich dieses am füglichsten thun lassen, wann obgedachte beide löbliche Gesellschaften, unter Veranstaltung ihrer beiderseits ruhmwürdigsten Vorsteher, sich zusammen dahin vereinigten, ein allgemeines teutsches Wörterbuch, mit denen dahin gehörigen Sprachregeln zu verfassen, und solches alsdann mit einem breiten Rand, daß man etwas beschreiben könnte, druken zu lassen.

So bald dieses Wörterbuch zu Stand gebracht wär, müste solches sofort an alle diejenige berühmte Leute in Teutschland verschiket werden, welche durch ihre nette und reine Schreibart sich einen Beifall erworben haben: sie mögen nun Oesterreicher, Baiern, Franken, Schwaben, Schweizer, Rheinländer, Westphälinger, oder sonst aus einer andern Gegend in Teutschland seyn. Denn die Rechtschreibung und Geltung der Wörter ist eben diejenige Sache, darüber man die Meinung aller berühmten und gelehrten Teutschen einholen soll.

Diese würden auf ein geziemendes Ersuchen, wann man ihnen das neue Wörterbuch nur geheftet, ohne Entgeld sollte einhändigen lassen, sich allem Vermuthen nach, selbst daraus eine Freude machen, diejenige Wörter, die sie anders zu schreiben pflegen, am Rande anzumerken und kürzlich ihre Gründe mit beizufügen, warum sie dieselbe so und nicht anders schrieben. In einer Jahresfrist könnten diese Anmerkungen von denen auswärtigen Gelehrten, durch die an ihren Orten sich aufhaltende Buchhändler, oder durch andere Gelegenheit, wieder an die obgedachte beide Gesellschaften zurük gesendet werden.

Hierauf können durch die Vorsteher obgedachter beiden Gesellschaften, die unter ihnen befindliche geschikteste Mitglieder ernennet werden, die eingesande Anmerkungen

auf

auf das gründlichste zu untersuchen, und darüber nach reiflicher Erwegung, ohne Leichtsinnigkeit und ohne Partheilichkeit, die eigentliche Geltung der Wörter zu bestimmen, mithin auf solche Weise, der Rechtschreibung der teutschen Sprach, den so längst gewünschten Schlus zu geben.

Hierbei könnte man sich auch derjenigen **Anleitung zu einer üblichen teutschen Schreibart**, welche Herr Hofrath **Glasey** herausgegeben; imgleichen der vor einem Jahr zu Marburg zum Vorschein gekommenen **nüzlichen Sammlung zur Erlernung der ächten und reinen juristischen Schreibart** ohne Zweifel mit vielem Nuzen als einer guten Vorarbeit bedienen.

In Ansehung derjenigen Wörter und Schreibarten, welche eine allgemeine Beistimmung der Gelehrten bereits hätte gültig gemacht, oder auch wegen gewisen Kleinigkeiten, worüber nichts erhebliches wäre erinnert worden, da brauchte es keiner weiteren Erinnerung. Damit man die Sachen nicht ohne Noth überhäuffen und dadurch ihrem so nöthigen Fortgang selbst verhinderlich fallen mögte. Schöne Redensarten und besondere Ausdrüke könnten mit Beifügung der vornehmsten Schriftsteller, die sich derselben bedienet haben, dem ganzen Werk das Gewicht und den Nachdruk geben.

Ich weis zwar, daß die Höfe sich das Recht allein anmassen wollen, den Werth der Sprachen zu entscheiden; Allein die Sprachen gehören zu den Wissenschaften, und die Gelehrten allein sind die Sprachmeister in der Welt. Diejenige, die also unter ihnen am meisten gelten, die sind auch darüber die unwidersprechlichste Schiedsrichter. Müssen doch die gröste Fürsten und Monarchen selbst gewärtig seyn, was die Gelehrten von ihnen und ihren Thaten urtheilen und auf die Nachwelt bringen; Wie vielmehr wird es auf sie ankommen, wie sie die Wörter handthieren wollen. Die Höfe sind also bei diesem Geschäfte gar nicht zu gebrauchen. Der Kaiserliche müste sonst den Vorzug haben, und dieses wär eben das Mittel, die Sache, wie es bisher geschehen ist, immerfort unmöglich zu machen.

Wer soll aber, wird mancher fragen, von allen diesen Bemühungen und Bücherversendungen die Unkosten tragen? Ich meyne, es solte alles dem Verleger doppelt und doppelt eingebracht werden; denn ein vollständiges teutsches Wörterbuch mit Critiken, Exempeln und Anmerkungen, welches er sodann, unter nöthigen Freiheiten, allein heraus zu geben, das Recht haben würde, und welches, meines Erachtens, nicht viel geringer, als das Dictionaire de l' Academie francoise werden dürfte; ein solches Buch, das alle Gelehrten, alle Schulen, und wenn es recht hergieng, auch alle Buchdrukereien nothwendig haben müsten

sten, wär allein genug, den Unternehmer zu einem reichen Mann zu machen. Sollte er die Unternehmung allenfalls nicht allein auf seinen eignen Beutel wagen wollen, so würden sich genug Liebhaber der teutschen Sprach finden, die ihm darauf mit einem billigen Vorschus an die Hand geben sollten.

Ob es gut sey, daß Soldaten ein Schiksal glauben.

DIe Gefährlichkeiten, welchen die Kriegsleute unterworfen sind, die Art des Todes, welche viele von denselben erreichen, hat nicht nur verschiedene in der Meinung gestärket, es sey allerdings ein unvermeidliches Schiksal mit dem Soldatenstande verbunden, das da verursache, daß so viele und nicht mehrere, diese und keine andere, heute und an keinem andern Tage, durch ihren Tod den Verlust eines Treffens ansehnlich machen, oder den Sieg erwerben müsten. Eines der weitläufigsten Reiche, die Ottomannische Pforte, lässet diese Meinung nicht nur unter ihrem zahlreichen Kriegsheere herrschen, sondern sie hat sie gar zu einem ihrer vornehmsten Religionssäze gemachet. Der Stifter dieses mächtigen Reiches, Mahomet, hätte seine neue Unterthanen nicht besser nach seinem Willen lenken können, als eben dadurch, daß er diese Lehre von dem Schiksale als eine unumstösliche Wahrheit unter sie ausgebreitet hat. Man hat dahero Gelegenheit genommen, dieses Schiksal das Mahometanische Schiksal zu nennen, und es hat nicht an Leuten gefehlet, die es Christlichen Potentaten bei ihren Kriegesleuten einzuführen, angerathen haben.

Betrachtet man diese Meinung auf der einen Seite; so scheinet dieselbe sehr vortheilhaft zu seyn; betrachtet man sie aber auf der andern; so wird sich ihre Schwäche bald entdeken, und man wird finden, daß sie die gefährlichste Folgen nach sich ziehe. Sie scheinet den Soldaten kühn und beherzt zu machen, daß er unerschroken in den Streit gehet, Gefahr und Tod verachtet. Denn dieses leztere ist es hauptsächlich, was ihn am meisten quälet, wenn er sich an denjenigen Ort begeben soll, wo er weis, daß zwischen seinem Leben und Tode nur eine Kugel oder ein Schwerdstreich den Unterschied ausmache. Der schlechte Unterricht, den derselbe oft von seinem zukünftigen Zustande hat, machet ihn verwirret, und am ersten zu derjenigen Zeit verzagt, in welcher er seinen Muth am meisten zeigen soll. Ob ich schon die Zagheit bei einem Kriegsmanne tadeln mus; so kan ich deswegen doch die Furcht vor dem Tode nicht schelten. Es ist dieselbe so natürlich als der Menschlichkeit gemäs; sie kan also auch bei einem Soldaten Statt haben, und ich weis nicht, ob ich denjenigen als wahrhaftig gros loben soll, von dem es heisset:

Er schäzt ein tödlich Blei, als wie
ein Freudenschiessen,
Und sieht mit gleichem Aug sein Blut
und fremdes schiessen.
H.

Nur wird diese Furcht nicht bei allen gleich angetroffen. Einige wissen derselben standhaft zu begegnen, und sie beherzt zu überwinden: andere hingegen verfallen in eine Kleinmüthigkeit: und bei diesen ist dieselbe eben so schädlich als unanständig. Bei dem gemeinen Manne wird sie mehr als bei andern verspüret, und wenn er von derselben überfallen wird, ist sein Gemüthe nicht mehr im Stande nachzudenken; daß diese Gefährlichkeit, die er vor Augen siehet, mit dem Stande, den er sich erwählet hat, verbunden ist, und daß er sich aus freien Willen in diesen Stand begeben habe. Um allen üblen Folgen, so aus der Furcht entstehen können, vorzubeugen, scheinet es, daß man sehr

sehr weislich handeln würde, wenn man den Soldaten die Lehre von dem unvermeidlichen Schiksale fest in das Gemüthe prägete, wenn man ihn auf den Glauben führete: Daß er zu dieser und keiner andern Todesart bestimmet sey, daß es also einerlei sey, ob sein im Treffen gebliebener Bruder dem Treffen mit beigewohnet hätte oder nicht, ob er mit in die Laufgräben gegangen, oder ruhig in seinem Zelte liegen geblieben wäre, indem er dem ohnerachtet an diesem Tage hätte sterben müssen. Man hat dahero, um die Soldaten in dieser Meinung zu bestärken, mit diesem Schiksale die treflichsten Belohnungen verbunden. Man hat sie auf gut türkisch versichert, daß sie bereits in ihrem Leben einen gegründeten Anspruch auf das Himmelreich hätten. Dichter und Redner musten dahero den Tod im Kriege als den schönsten und rühmlichsten beschreiben. Es scheinet auch, daß der Soldat, wenn er von dieser Meinung eingenommen ist, den Tod verachten, oder doch wenigstens die Furcht vor demselben verlieren müste. Da nun an der Unerschrokenheit der Kriegsleute so vieles gelegen ist, da ostmals von ihrem Muthe der glükliche Ausgang eines Treffens, und von ihrer Zagheit desselben Verlust abhänget; so sind die Vertheidiger dieser Meinung auf die Gedanken gekommen, daß man die Kriegsleute dabei lassen müsse, weil man eben so wie von der Ehre von diesem Schiksale sagen könne:

Du führest die geharnschten Schaaren
Durch die verachteten Gefahren
Mit Freuden ins gewise Grab.

L. D.

So ist diese Meinung beschaffen, wenn man selbige auf ihrer vortheilhaften Seite betrachtet. Erlaube man mir, daß ich nun auch die schlimmen Folgen derselben erzehlen darf, als aus welchen man erst beurtheilen wird, ob sie einem Soldaten anzupreisen sey? Mich deucht, ich sage ganz recht, wenn ich behaupte, daß selbige offenbar mit den Säzen der heiligen Religion streite. Die Religion heisset uns in allen Fällen ein aufrichtiges und ungeheucheltes Vertrauen auf den Höchsten sezen. Wir werden von ihr versichert, daß unser Leben und unser Tod ganz allein auf seinem allweisen Schlusse beruhe. So nöthig die Beobachtung der Religionspflichten allen allen Menschen ist; desto mehr mus sich ein Soldat dieselbe angelegen seyn lassen, als bei dem sich tausend Fälle ereignen, in welchen ihn sein Amt von dieser Betrachtung abziehet. Wird der Soldat, der dieses tyrannische Schiksal glaubet, wohl zu dem Höchsten ein wahrhaftes Vertrauen haben können? Wird er wohl bedenken, daß derjenige, so ihn getrost in die Gefahr gehen heissen, ihn auch aus derselben wieder retten kan? Wird er jemals hoffen, daß der Ewige alle schlimme Zufälle von ihm abwenden werde? Doch ich will mich hierbei nicht länger aufhalten; es ist dieser Saz von andern verehrungswürdigen Männern schon genugsam widerleget worden.

Ich finde noch mehrere Ursachen, die mich überführen, daß es nicht gut sey, dem Soldaten die Meinung von dem Schiksale beizubringen. Ich habe schon gesaget, daß diejenigen, so das Gegentheil behaupten, hauptsächlich vorgeben, es mache diese Meinung den Soldaten kühn und beherzt; allein ich getraue mir mit besserem Rechte darzuthun, daß es ihn vielmehr zag, feig und kleinmüthig mache. Der gröste Theil eines Kriegesheeres bestehet aus Leuten, die man gemeiniglich mit dem Namen des Pöbels beleget; und von diesen haben die meisten keinen richtigen Begrif von Tod und Leben. Sie richten ihr Augenmerk nur auf das Aeuserliche, und die Sinnlichkeit hat in ihren Gemüthern mehr Würkungen, als bei denen, welche ihre Vernunft zu gebrauchen wissen, und bei verdrüslichen Umständen, Meister über ihre Leidenschaften bleiben. Daher ist es kein Wunder, daß Gefahr, Gefangenschaft,

Verwundung, Tod, ihnen weit gefährlicher, als andern, vorkommen müssen, die bei dem Anblike dieser Dinge ihre Vernunft zu Rathe ziehen, und sich in die Fälle des menschlichen Lebens zu schiken wissen. Der Soldat, der in der Meinung stehet, daß das Schiksal ihn zu einem traurigen Ende bestimmet habe, mus allerdings kleinmüthig werden. Dieses Schiksal wird ihm die fürchterlichsten Bilder erweken, und seine Einbildungskraft wird ihm den Tod als unerträglich vorstellen. Es wird ihn mit Entsezen, Furcht und Grausen quälen: es wird ihn an seine Pflicht zu gedenken, hindern: es wird ihm den guten Muth, und die Hofnung rauben, und ihn zum Sklaven der Traurigkeit machen. Weder der Befehl seines Anführers, noch die Ermahnungen seiner Vorgesezten werden seine Bangigkeit mindern. Er wird mit zitternden Händen seine Waffen ergreiffen, und mit furchtsamen Schritten den Ort betretten, auf welchem er Siegeskränze erwerben soll. Wie lassen ihn die Umstände wohl erwägen, daß mit der Art seines Todes eine Ehre verbunden sey? Nach seinem Urtheile mus ihm die Erhaltung des Lebens besser gefallen, als alle Vorstellungen von Ehre und Ruhm. Ich weis nicht ob die Meinung von dem Schiksale diese Vorstellungen heben kan. Giebet er ja demselben Glauben, und stehet er würklich in der Meinung, das Schiksal werde beschlossen haben, daß er in diesem Treffen bleiben soll, so wird er nach seiner Einsicht schliessen: Will das Schiksal haben, daß ich heute sterben soll, da mich mein Feldherr in den Streit führet, so wird es einerlei seyn, ob ich mich meiner Pflicht gemäs bezeige, oder nur einen blossen Zuschauer bei dem Treffen abgebe; ob ich dem Feind beherzt entgegen gehe, oder ob ich die Waffen niederlege und vor demselben fliehe; denn ich werde doch sterben müssen. Wie wenig kan sich bei einer solchen Gemüthsverfassung ein Feldherr auf die Standhaftigkeit seiner Soldaten verlassen; ja gesezt, diese Meinung brächte ihm einen standhaften Muth bei; so ist doch zu befürchten, daß sie ihn zu weit treiben, und in Verzweiflung sezen werde. Er wird alsdann wider die Befehle seiner Vorgesezten unbedachtsamer Weise in den Tod rennen, und auf eine unnüzliche Art sein Leben dem Feinde aufopfern. Er wird auf das leichteste seinen Tod zu erhalten suchen. Zu welchen Unordnungen kan dieses nicht Anlas geben? Und wie viel kan ein solches verwegenes Bezeigen nicht zu dem unglüklichen Ausgange eines Treffens beitragen? Die Tapferkeit, die Tugend sich unerschroken in der Gefahr zu erweisen, wird alsdann zu einer Raserei; und diese hat öfters eben so viel Unheil gestiftet, als die Zaghaftigkeit immer stiften kan. Verhindert diese den Soldaten seinen Pflichten eine Genüge zu thun, die geschworne Treue zu beobachten; so machet jene, daß seine Thaten zu dem Nuzen des Vaterlandes nichts beitragen.

Ich übergehe andere Unordnungen, wozu diese Meinung den Soldaten verführen kan. Sie wird ihn zu tausend Lastern verleiten. Rauben, plündern, Morden und andere grobe Verbrechen zu begehen, würde ihm nicht schwer fallen: denn er würde alles dieses mit dem Schiksale rechtfertigen, ja Belohnungen und Straffen würden unnüze Dinge heissen. Der Mensch, so von dieser Meinung eingenommen ist, folget jederzeit dem Triebe seines Vergnügens. Er hält es nicht der Mühe wehrt zu seyn, etwas zu thun, oder sich um etwas zu bekümmern, weil doch alles nothwendig folgen mus, und jeder Erfolg dem Schiksale beizumessen ist.

Nichts kan auch so leicht den Aberglauben unterhalten, als eben diese Meinung von dem Schiksale; und kan wohl einem Soldaten etwas mehr, als dieser, schädlich seyn? Einige Umstände, so sich an solchen Tagen zugetragen haben, an welchem ein Sieg erfochten, oder ein Treffen verlohren worden, haben den gemeinen Mann, der ohnedem eine grosse Geschiklichkeit besizet, aus natürlichen Begeben-

heiten übernatürliche Dinge zu schliessen, öfters auf den Glauben gebracht, daß auch künftighin der Tag, da die Begebenheit geschehen, ein Tag des Glüks oder des Unglüks seyn werde. Er verfällt auf Schlüsse.

Die Aberglauben dekt, Vernunft nicht
hemmen kan. L. D.

Die Geschichte des Alterthums geben davon genugsame Beispiele. Eine Sonnenfinsternis, oder eine andere natürliche Begebenheit, hat öfters den grösten Feldherrn gezwungen, das Glük und den gewisen Sieg, so er an einem solchen Tage bereits in Händen hatte, wieder fahren zu lassen, und einem ganzen Heere weit mehr Furcht eingejaget, als die ungeheure Macht eines anrükenden Feindes jemals verursachen kan.

Man wird mir Beifall geben, wenn ich behaupte, daß diese Meinung das rechte Mittel nicht sey, den Soldaten beherzt, tapfer und standhaft zu machen. Man wird weit mehr bei ihm andrichten, wenn man ihm auf eine liebreiche Art seine Pflichten vorstellet, wenn man ihn ermahnet, daß er jezo zu GOtt sein Vertrauen nehmen soll, daß dieser über ihn wache, daß er ihn aus der Gefahr erretten werde. Man erinnere ihn, daß er sich jezo in einer Zeit befinde, in welcher er dem Fürsten seine Treue, dem Vaterlande seine Liebe und seinen Eifer, seinem Vorgesezten seine Bereitwilligkeit zeigen könne. Man führe ihm die grosse Schande zu Gemüthe, so ihm eine schimpfliche Zaghaftigkeit gebieret. Man erkläre ihm das grosse Verbrechen, so er durch eine vorsezliche Versäumnis seiner Pflichten gegen GOtt, gegen den Fürsten, gegen das Vaterland begehe; alles dieses wird in seinem Gemüthe mehr Eindruk haben, als der Glaube von einem solchen Schiksale.

Müste ich nicht befürchten, daß diese Zeilen das Ziel eines Schreibens überschreiten möchten; so würde es mir leicht fallen, aus den Geschichten eine Menge von Beispielen anzuführen, und zu zeigen, wie sehr dieses Schiksal manchen betrogen habe, und wie weit der Aberglaube gegangen sey. Was könnte lächerlicher zu vernehmen seyn, als wenn man von dem tapfern Römischen Feldherrn Paul Aemil lieset, wie er, als ihm seine Tochter erzehlete, es wäre ihr Hund Persa gestorben, daraus den Schlus gemachet, daß er nunmehro den Macedonischen König Perseus überwinden werde. Wie manches Unglük haben sich nicht die Türken, die man auf eine unverdiente Art dieses Schiksals halber zu erheben pfleget, eben dieses Schiksals wegen zugezogen. Es verleitet sie so weit, daß sie die Pflichten für ihre Selbsterhaltung darüber vergessen. Es machet, daß sie lieber in einem von der Pest angestekten Orte alle Gefährlichkeit aushalten, als aus Vorsicht für ihr Leben, sich aus demselben begeben wollen. Ja mit wie vielem Schreken gedenken sie nicht an den Tag, von welchen ihnen ihr Schiksal saget, daß Constantinopel an demselben von einer Christlichen Macht würde erobert werden.

Von einem merkwürdigen chirurgischen Casu eines vermittelst einer Suppe in die Luftröhre verschlukten durch die Operation der Tracheotomie aber glüklich herausgenommenen Beins.

Wir haben heutiges Tages keine Ursache über den Mangel der Arznei-Gelehrten noch der Chirurgie-Erfahrnen zu klagen. Es sind derer bald so viel, als es zu Zeiten Patienten hat. An Schriften und Büchern fehlet es auch nicht, die häufig von beiden Theilen dieser Wissenschaft heraus kom-

kommen; Allein, es sind wenige, die was besonderes ans Licht geben. Das meiste könnte man entbehren: Viele haben was geschrieben, denen es selbst noch an einer gründlichen Praxin gefehlet. Andere haben aufgewärmte Sachen zu Markte gebracht, um dadurch ihren Namen berühmt zu machen, oder wenigstens damit was zu gewinnen. Man kan hieraus leicht schlüssen, daß diesen beiden, die genugsame Praxin und ein geschiklicher Vortrag, abgegangen. Beides zusammen macht und bleibt berühmt, und ist und wird nüzlich; Man bedenke nur was die Anmerkungen, die man sich bei seinem Patienten macht, vor überaus grossen Nuzen habe; Und wie höchst rühmlich es ist, wann von denen in der Praxin so mancherlei vorkommenden Krankheits-Umständen, geschikte Abhandlungen verfertiget, und uns und unsern Nachkommen, zum allgemeinen Nuzen, des nothleidenden Nächstens desto besserer Hülfe aber, dergleichen alle durch den Druk bekannt gemacht werden? Fürwahr, keine Kunst könnte sich jeziger Zeit in so grosser Aufnahm zeigen, wann nicht die Liebhaber derselben durch Anmerkungen zu besserem Nachsinnen gekommen wären. Sie seynd der Grund der Erfahrung, und besonders demjenigen, der an des Menschen Leib zu arbeiten hat, so nothwendig, daß auch der gröste Theil seiner und seines Nächsten Wohlfahrt darauf beruhet. Ich will hier nur der Chirurgie gedenken, weilen es einen chirurgischen Fall betrift. Wie unvergleichlichen Fortgang hat nicht dieselbe durch Anmerkungen von Jahren zu Jahren genommen? und in welche Zierde und Vollkommenheit ist sie nicht durch das aus den Anmerkungen entstandene Nachsinnen gekommen? Zu geschweigen ihres eigentlichen Ursprungs, den sie einzig und allein denen Anmerkungen zu danken hat. Gegenwärtiger Casus verdienet dahero um so viel mehr, unsern auserlesenen Sammlungen angemerkt zu werden, weil solcher von unserem in dem Wissen und in der Erfahrung wohl gegründeten und sehr geschikten Chirurgo auf dem allhiesigen Pilgerhaus zu Augsburg, Hr. Johann Michael Engel, der folgende Operation so glüklich verrichtet hat, selbst aufgezeichnet, und von ihme im vergangenen Jahr in Druk heraus gegeben worden; (a) Wir haben folgendes daraus anzuführen für dienlich erachtet:

1750.

Matthias Krurrel, ein Webers Gesell, alt 26. Jahr, gebürtig von Markgerems, an der Landlerischen Gränz, aniezo aber ansässig in Trandorf, nicht weit von Maria Ranna in Unter-Oesterreich, aus der Brandhoffe-rischen Herrschaft, nahm eine aus Liebe und Wohlthat ihme gereichte Suppe zu sich, unvermerkt aber, aus allzu grosser Begierde sich zu sättigen, schleichte ein Bein mit hinunter, und blieb ihm im Hals steken. Dem Menschen blieb sogleich der

 Athem

(a) Und zwar in Form eines Sendschreiben, an Hr. Dr. Georg Schmid, berühmten und fleissigen Med. Practicum.

Athem aus, er wurde blau und schwarz, und kam in gröste Gefahr des Erstikens, man rüttelte und schüttelte ihn, und schlug ihn nach dem gemeinen Gebrauch heftig in Ruken, er selbsten auch, so viel er noch im Stand war, langte sich in Hals, und erwekte dadurch ein Erbrechen, und in dem Augenblik bekam er mehrere Luft, daß er sich wiederum etwas erhohlen konnte; es war ihm aber nicht wohl dabei, die Respiration blieb schwer, und ob er gleich essen und trinken konnte, merkte er doch noch den Broken im Hals, er suchte zwar hin und wieder Hülfe, man langte ihm in Hals, um solches hinab zu stossen, man sprizte ihn, sed incassum. In solchen Umständen betrug sich der Patient 9. Tag, da er dann auf das Pilger-(Kranken) Haus gebracht wurde.* Den 10ten Tag fand ich ihn bei meinem Besuch mit einem keuchenden Asthmate, und er erzehlte mir all obiges. Hier war nun nicht schwer zu errathen, wo es fehlete, und wie nicht anders, als durch den Kehlschnitt zu helffen wäre, um den darinn stekenden Feind heraus zu nehmen. Zu dem Ende suchte Gelegenheit des Hocherfahrnen Hn. D. Joseph Ignatz von Bingen, welcher nomine Dero Hocherfahrnen Herrn Vaters, Herrn Dr. Johann Rudolph von Bingen, auf gedachtem Pilgerhaus vicariren, Hochvernünftigen Rath und Gutachten darüber zu vernehmen, welcher auch des andern Tags, so der 11te war, daß der Patient das Bein verschlukt, beim Besuch des Patienten, denselben ohne Fieber, und noch bei guten Kräften befand, und dahero die Operation in allwege billigte, daß auch resolvirte solche in wenig Stunden drauf vorzunehmen. Ich trug nun hier im geringsten kein Bedenken, bei solcher seltenen und allhier keines Erinnerens geschehenen Operation, um Kunstverständige Assistenten mich umzusehen, und ersuchte dahero den in Anatomicis & Chirurgicis berühmt und erfahrnen Herrn Dr. Johann Andreas Deisch, wie auch meinen Collegam auf dem Pilgerhaus, Herrn Georg Friederich Paul, worzu noch Herr Chirurgus Brand kam, wie auch der Herr Kammerdiener und Chirurgus Tit. Sr. Excellenz des Kaiserlichen Geheimden Raths, Herrn Grafen von Ostein, welchen wohlgedachter Herr Dr. von Bingen mit sich brachten; Worauf dann S. D. F. die Operation folgends vorgenommen wurde. Nachdem der Patient in gehörige Situation liegend gebracht, und der Ort, wo die Luftröhre zu öfnen, etwan zwei Finger breit unter dem Cartilagine Thyroidea, oder dem sogenannten Adamsapfel, darzu ausersehen ward, wurde die Haut erhaben, und 3. gute Finger breit incidirt, worauf meine Absicht war, die Musculos sterno-Thyroideos zu Entdekung der Luftröhre ordentlich zu separiren, es fiel aber diese Arbeit we-

* War der 5. Novembr.

b

a

Fig:

wegen des Blutens allzu beschwerlich und langweilig, dahero war nöthig gedachte Musculos ohne Bedenken und längeres Verweilen, der Länge nach, nebst dreien cartilaginösen Ringe sicher und auf einmal zu durchschneiden, worauf die mit dem Blut aus der Wunde vermischte Luft ziemlich ungestümm heraus strudelte, ich brachte alsbald das Zänglein in die geöfnete Luftröhre, und bekam zwar das Bein zu fassen, aber es war fast unbeweglich; Herr Dr. Deisch versuchten es ebenfalls, aber es wollte auch nicht gehen, indem derselbe aber um ein stärkeres Zänglein umsahe, brachte Herr Brand seinen Zeigfinger in die Wunde, und fand nöthig, wegen der von niemand sich vermutheten Grösse desselben, derer cartilaginösen Ringe noch etliche abwärts zu zerschneiden, so auch von ihme geschehen, worauf das Bein, da zugleich ein Husten dazu kam, und er oben auf den Cricoideam Cartilaginem mit dem Finger drukte, hervorsprang, daß es konnte heraus genommen werden. Die Wunde wurde hierauf mit langen Heftpflastern, Plumaceaux, Bausch und Binden versehen, wie gehörig, und das Bluten, welches aus einigen zerzerschnittenen arteriolis hervorsprizte, lies so gleich nach. Dem Patienten wurde die Ruhe befohlen, und eine dünne Diät angeordnet. Das Husten hielte noch selbigen Tag und die drauf folgende Nacht an, wegen des in die Luftröhre eingedrungenen Geblüts, und die Luft pfif jedesmal ziemlich, auch durch die Bandage durch, den 2ten und 3ten Tag war alles still und ruhig, ausser daß sich in dieser Zeit eine febris vulneraria äusserte, so aber durch dienlich verordnete Mittel des Hocherfahrnen Herrn Medici sich bald wiederum verlohren. Den 4ten aber in der Nacht bekam der Patient einen so heftigen Husten, daß auch die Luft so stark als am Anfang durch die Wunde und Bandage heraus gedrungen, ich versah ihn Tags darauf mit frischen Heftpflasteren und guter Bandage, und obschon der Husten dann und wann wieder kam, so merkte doch der Patient, daß die Luft immer nach und nach weniger, und am 7ten gar nicht mehr gespüret wurde. Den 8. 9. und 10. gut. Den 11. da den Patienten wiederum mit neuen Heftpflasteren versehen, fande die Wunde in der Mitte über eines guten Fingers breit zu und geschlossen, welches mir alle Hofnung zur bald-völligen guten Heilung machte. Den 12. aber verspürte der Patient, durch ein von selbst entstandenes Küzlen in der Nasen, einen Nieser, den er zwar mit Reibung der Nasen zu verhindern suchte, aber nur um so länger aufhielte, daß er hernach desto heftiger losgebrochen, welches dann der Wunde, besonders in der Luftröhre, so wehe gethan, daß die Luft aufs neue durch die unterste Oefnung derselben ziemlich stark hervor gedrungen, es blieb aber bei diesem mal, und lies sich fer-

nerhin

nerhin keine Luft mehr spühren. Indessen meldete sich bei dem Patienten ein Nisus alvum deponendi an, den er nicht bewerkstelligen konnte / ohnerachtet doch die angeordnete Diæt mollis & humida gewesen; mehr belobter Herr Dr. von Bingen, ordinirten sogleich, damit Dejectio nicht Laboriosa werden möchte, ein gelindes Laxans nebst einem Clystir, so auch sowohl effectuiret, und uns einer neuen Sorge überhoben. Im übrigen gieng es mit der Heilung ohne die geringste Suppuration und ferneren Accidentien ganz gut von statten, daß auch den 17. die Wunde völlig geschlossen war, und zwar so schön, daß die Narbe mit einem Messerruken konte bedeket werden, gleichwohl wurde mit der Bandage noch eine Zeit lang fortgefahren, damit die Haut, die sich zu geschwinderer Heilung anlies, als ich wohl von der Luftröhre vermuthen konnte, sich besser mit derselben, vermittelst der darunter liegenden fleischlichen Theilen agglutiniren, und zu einer festeren Narben verwachsen möchte. Endlich, da auch dieses gut zu seyn geglaubet, ist die Bandage weggelassen worden, und der Patient konnte in wenig Zeit drauf, völlig restituiret, das Pilgerhaus frisch und gesund verlassen.

Anmerkungen.

Dieses wäre also der Verlauf unsers Casus. Ob nun selbiger von verständigen Aerzten wegen Grösse des verschlukten Beins, und der daher gehabten mühsamen Operation vor einen der raresten, der jemals zur Tracheotomie hat Anlas gegeben, oder wenigstens vor merkwürdig wird gehalten werden? stehet zu erwarten. Aufs allerwenigste verdienet er doch als ein rarum Contingens unter denen seltenen Chirurgischen Observationen aufgezeichnet zu stehen. An sich selbsten ist es zwar öfters geschehen, daß Personen widernatürlich etwas in die Luftröhre verschlukt, so ihnen auch durch die Operation glüklich heraus geschnitten worden, wie davon Hr. Hofrath Heister in seinen institut. Chirurgic. * ein Exempel hat von einem Mann, den er an einem Stuk einer gekochten Morgel (frustum Boletri cocti) glüklich operiret, und gleiches von Dr. Rau mit einer Bohne meldet; ingleichem erzehlet Verduk ** von einem Chirurgo, der einem Patienten ebenfalls ein kleines Bein aus der Luftröhre geschnitten, anderer Exempel nicht zugedenken, doch unterscheidet sich unser Casus um vieles vor anderen darinnen, daß das Bein ziemlich gros und scharffekigt gewesen, und doch den Patienten weder gleich erstiket, noch ihme innerhalb denen 11. Tägen tödliche accidentien verursachet. Deswegen dann auch ein und anderes um so mehres dabei anzumerken, daß ich wünschte das Vermögen zu haben, nur das wenigste davon berühren zu können; doch will einen kleinen Versuch thun. Es sollte zwar vorgängig nicht undienlich seyn, vor diejenigen, die der Anatomie unerfahren; und dieses etwa aus Neubegierde lesen möchten, eine kurze Anatomische Beschreibung aller derer zum Schluken und der Respiration nöthigen Theilen zu geben, und wie es zugehe, daß Speis und Trank über die offen stehende und mit einem elastischen Deklein versehene Luftröhre hinüber, und durch den hinten dran hangenden Schlund in den Magen giengen, um sich einigermassen vorstellen zu können, wie es doch möglich gewesen, daß ein solch ziemliches Stuk Knochen in die Luftröhre hat eindrin-

* edit. Amstel. in Cap. C II. de Bronchotom. pag. 721

** In seinen Chirurgischen Schriften Part. II. p. m. 154.

dringen können; Allein sie würden sich doch keinen genugsamen Begrif davon machen können, wann nicht auch eine figürliche Abbildung aller solcher Theilen dabei wäre, beides aber wäre dies Orts zu weitläufig geworden. Anatomie-Verständige wissen sich schon in die Verwunderung zu schiken, wie es damit hat zugehen können, und Anfänger in der Anatomie können sich dessen hinlänglichen Raths in allen Anatomischen und Physiologischen Büchern * erholen. Indessen ist leicht zu erachten, daß es bei unserm Patienten einen harten Stand abgesezt, bis er sich dies grossen Beins erwehret, und solches mit so vieler Mühe, und durch das dazu gekommene Erbrechen endlich dahin gewürget, wo ihm noch etwas Luft zu holen übrig geblieben, damit er nicht so plözlich erstiket. Man bedenke nur die Beschwerlichkeit, die man von einem kleinen Bröklin Brods, oder sonsten etwas, oder auch nur von einem Tröpflein Feuchtigkeit, so ohngefehr unterm Speisen oder Trinken durch Lachen oder schnellem Reden in die Luftröhre, oder wie man nach dem Captu vulgari zu sagen pfleget: in den unrechten Hals kommt, ausstehen mus, mit wie viel Mühe, Husten, Zwängen und Würgen mus nicht solches wiederum heraus geräuspert werden, und sollte auch der Athem darüber ausbleiben; wie viel grösser ist also nicht die Angst und Beschwerlichkeit bei einem so ziemlichen Stuk Bein gewesen, welches er 11. Tage in seiner Gurgel herum getragen. Es war ein besonderes Glük vor den Patienten, daß das Bein flach und nur mit seinem spizigen Theil ** in die asperam arteriam eingedrungen, mit seinem breiteren aber, der um gar weniges schmähler als die Glottis, oder Oefnung der Luftröhre, und dahero nicht ohne grosse Gewalt hinunter gewürget worden, in Larynge steken blieb, dann also kunte doch, obwohlen beschwerlich, noch einige Respiration geschehen, und die Irritation in Larynge war auch wegen des grösseren Raums daselbst nicht so gros, als wann es ganz und gar in die asperam arteriam eingedrungen, und daselbst mit seinen scharfen Eken *** die Membranam nerveo-Muscularem beständig gedrukt, gereizet und endlich inflammiret, mithin dem Patienten einen kürzeren Procesß seines Lebens gemacht hätte. Doch war er, ohnerachtet alles dessen, gleichwohlen in nicht viel besseren Umständen, und hatte weiter nichts zu seinem Vortheil, als die Zeit, so ihm zu Rettung seines Lebens zur Operation übrig geblieben, er würde eben sowohl, wenn diese nicht geschehen wäre, dem Tod zu Theil geworden seye, als auf eine andere Art; und das entweder schnell und plözlich, wann nemlich das Bein, das eben nicht so gar Nagel-fest gestekt, **** sondern wie aus dem abwechselnden Asthmate abzunehmen gewest, gleichsam in Larynge fluctuirte, ohngefehr im Husten oder einer andern Bewegung eine andere Situation angenommen, und auf einmal die Passage der Luft gesperret hätte; wie dann dergleichen kurz vor der Operation fast geschehen, da er, als man ihn in das angeordnete Bett bringen wollte, bei nahe erstikt wäre; Oder aber es hätte ihn die schwere und mühsame Respiration wo er nicht wäre operiret worden, nach und nach aufgerieben. Dann wie die freie und natürliche Respiration, die sonsten vor eine der vornehmsten und nothwendigsten Verrichtungen des animalischen Lebens gehalten, und mit dem Leben selbsten so genau verwand, daß auch der

* Præt. al. vid. D. D. Behri Physiol. cap. VI. de aliment. assumpt. manducat & deglut. p. m. 198. ut & cap. X. de respirat p. m. 375. ingleichem de deglut. celeber. Boerhavij institut. med. §. 70. seqq. p. m. 28. & §. 601. seqq. de respir. p. m. 264.

** Lit. c. figur. III. & IV.

*** Lit. a. b. fig. III. & IV.

**** Es seye hier nicht contradictorisch zu verstehen, gegen dem, was oben bei der Operation gemeld, daß das Bein beim Herausnehmen fast unbeweglich gewesen, es beziehet sich jenes nur auf die noch zu klein gewesene Wunde der Luftröhre, als in Ansehung dereu es zum Herausnehmen nicht zu bewegen gewesen.

der Odem und das Leben öfters eines vor das andere genommen wird, eigentlich nichts anders ist, als ein * ungehindertes Einziehen der Luft in die Lungen und aller ihrer Bläsgen, woraus sie bestehet, und den Nuzen hat, sie gehörig auszudehnen, damit alle Theile des Geblüts desto genauer können vereiniget und vermischet, auch der Chylus desto besser in Blut verwandelt werden; also ist ein beschwerliches oder zum Theil gehindertes Athemholen das Gegentheil, da alle erwehnte Lungenbläsgen aus Mangel gnugsamer Luft nicht gehörig können aufgeblasen werden, wovon der Schaden erfolget, daß das hinein getriebene Geblüth nicht frei genug durch die Lungengefässe circuliret, sondern sich daselbsten, wie auch in der rechten Herzkammer anhäuffet, und Aengsten und Bangigkeiten verursachet, welches dann, wann es anhält, die Functiones naturales nach und nach stöhret, und den Tod gleichsam ganz schleichend herbei ziehet.

Die Operation an sich selbsten ist eben nicht die schwereste, noch viel weniger, wann sie vorsichtig gemacht wird, gefährlich, ob sie schon hier mühsam nud considerable genug war, wegen der grossen Oefnung der Luftröhre, die um der Grösse des Beins willen auf zweimal muste gemacht werden; dann niemand vermuthete sich dessen Grösse, sonsten die Operation um etlich Minuten ehender wäre fertig gewesen. Anbei ist sie von vortreflichem Nuzen, und wegen ihrer geschwinden Hülfe ohnstreitig vor eine der vornehmsten Operationen zu halten, durch welche ein Mensch, der zum Erstiken ist, schnell aus augenscheinlicher Todesgefahr kan errettet, und beim Leben erhalten werden, welches deutlich an unserem Patienten zu bemerken gewesen; dann kaum wurde die Luftröhre geöfnet, so empfand er schon in der Respiration eine Erleichterung, da er doch vorhero immer, auch noch unter der Operation erstiken wollte, geschweige dann, als das Bein heraus genommen, und er endlich vollkommen hergestellet worden.

Es haben schon in denen ältesten Zeiten die Araber und Griechen die Operation der Tracheotomie behandelt, sie hat ihnen aber, ohne damals gnugsam gehabte Einsicht und Entscheidung der Krankheitsursachen, oder aber, da sie an denen Patienten allzuspät vorgenommen worden, öfters fehl geschlagen, und dahero wurde sie von einigen vor grausam gehalten, und aus Furcht wiederum abgeschaft. In folgenden Zeiten aber, da man durch Anmerken und fleisiges Nachsinnen sie in der rechten Krankheit, und auch zu gehöriger Zeit anzubringen gelernet, und in denen zu verlezenden Theilen des Halses, in Ansehung der Heilung, keine Schwürigkeit mehr gefunden, so wurde sie wiederum hervor gesucht, und bishero als eine ganz sichere Operation ohne alle Gefahr verrichtet. Obwohlen aber dieselbe allemal einen Patienten præsupponiret, der schwer athmet, und in Gefahr des Erstikens ist, so ist sie doch nicht in allen Fällen, und ganz und gar ohne Unterschied derer Patienten vorzunehmen, sondern sie beziehet sich eigentlich nur auf folgende: Wann nemlich, wie bei unserem Patienten, widernatürlich etwas in die Luftröhre gekommen, oder aber, wie in der wahren Bräune, Cynanche, wann besonders die Musculi ary-arytenoides & Thyro-arytenoides, nebst den übrigen Theilen des Rachens dergestalt verschwollen und inflammiret seynd; daß die Respiration bis zum Erstiken schwer ist, oder aber bei frisch Ertrunkenen, wann man selbige wiederum lebendig machen will, in welchem Fall sie von dem Rostokischen Medico Herrn Dr. Georg Dethardingin einem heraus gegebenen Sendschreiben: de Methodo subveniendi submersis per Lar-

* Vid. Scharschmids Medicin. & Chirurg. Nachrichten p. III. p. 278. & part. I. p. 17.

Laryngotomiam * an unsern allhier abgelebten seel. Herrn Dr. Luc. Schrœkium, schon vor 36. Jahren, von guter Würkung gemuthmasset und vorgeschlagen worden. Weilen aber bei denen Ertrunkenen das rechte Tempo zu dieser Operation wohl mus getroffen werden, ehe nemlich noch das Geblüt seine Flüssigkeit verlohren, und auch die festen Theile noch nicht so schlaff geworden, eine Bewegung durch das Einblasen oder Herauslassen der Luft ** aus der Lungen wiederum anzunehmen, andererUmständen nicht zu gedenken, so ist dieselbe selten von solcher præcisen und schönen Würkung, als wohl bei solchen Patienten, denen widernatürlich etwas in der Luftröhre stekt. Und so ist es auch bei der Bräune beschaffen, diese gibt zwar beinahe die mehreste Gelegenheit zu dieser Operation, es ist aber zu bedauren, daß man sie nicht zeitlich genug anstellen darf, oder dergleichen Patienten wenige sich dazu resolviren, sondern (wie mir dergleichen zwei Exempel bekannt) viele lieber dahin sterben wollen, als sich nur eine ganz kleine Oefnung in die Luftröhre machen zu lassen, so doch noch lange nicht so förchterlich, als wo man ein so grosses Bein, oder andere Sachen heraus schneiden mus, wie hier bei unserem Patienten, und doch glüklich, geschehen.

So leicht und sicher also diese Operation nach ihrer rechten Veranstaltung und gehörigen Vorsichtigkeit kan verrichtet werden; so leicht und gerne geschiehet auch die Heilung der Wunde. Wie dann bei denen Autoribus viele Exempel vorhanden, welche von guter und glüklicher Heilung der verlezten Luftröhre melden; doch daß ein oder der andere Cur-Vortheil dabei nicht mus aus der Acht gelassen werden. Bei unserem Patienten vermuthete man sich, ohnerachtet der grossen Luftröhrwunde, ebenfalls einer guten Heilung, und sie lies sich auch ganz gut an; beinahe aber hätten die Accidentien des Hustens und Niessens, und auch einigermassen die Hartleibigkeit, wann sie öfters gekommen wären, oder angehalten hätten, darinnen fatal seyn, und wenigstens, wenn die Wunde der Haut nicht gleich anfänglich weit genug wäre gemacht worden, oder die Heftpflaster dieselbe ganz und gar bedekt hätten, vielleicht ein beschwerliches Emphysema verursachen, und die gute Heilung hindern können. Man bedenke nur der beiden Ersteren ihre heftige Gewalt, mit welcher Forçe wird nicht bei dem Husten *** die Luft auf einmal, vermittelst einer convulsivischen Constriction derer die Exspiration würkenden Theilen, durch den Mund weggetrieben, und was vor ein heftiger Schall eines Hustens entstehet nicht durch das Anprallen derselben an den Laryngem!

* Laryngotomia, Bronchotomia & Tracheotomia ist alles einerlei, doch kommt dieser Operation der Nahme Tracheotomia am eigentlichensten zu, weilen weder an der Larynge noch an denen Bronchiis, sondern an der Trachea selbsten dieselbe gemachet wird.

** Oben belobter Herr Dr. Detharding hatte bei seinem Vorschlag die Meinung, daß die Ertrinkende bei Herannäherung der Lebensgefahr tief Athem holeten, und also mit voller Luft in der Lungen erstikten, dahero müste der überflüssig geschöpften Luft durch die Operation ein Ausgang gemachet werden, welches auch, was das erstere betrift, mag gegründet seyn, wie solches erst vor wenig Wochen bei einer gerichtlichen Section einer ertrunkenen Weibsperson wahrgenommen, als deren Lungen dicht mit Luft angefüllt gewesen, und bei einer aus gewisen Ursachen vorgenommenen Wasserprob auf dem Wasser geschwommen. Doch kan auch gar wohl das Gegentheil seyn, daß nemlich die Ertrunkenen in der Exspiration gestorben, und also in ihren Lungen zu wenig Luft haben, deswegen Herr Hofrath Heister in seiner Chirurgie p. m. 619. und Herr Dr. Junker in seinem Conspect. Chir. p. m. 721. vielmehr das Einblasen der Luft durch ein Röhrlein angerathen, damit der entweder verstekten Luft dadurch ein Trieb gegeben, oder wo die Lungen leer, denenselben durch das Einblassen eine Bewegung beigebracht werde; doch sezt alles solches, wie gedacht, die rechte Zeit und auch noch rechte Beschaffenheit des Geblüths und derer festen Theilen, vornemlich der Lungen, zum voraus, sonsten ist und bleibet es eine vergebene Arbeit.

*** vid. Scharschmid L. c. p. I. p. 307.

gem! Die Ursach dessen ist eigentlich eine Reizung der Membranæ Bronchialis, so die ganze Luftröhre inwendig bekleidet. Dieses reizende Wesen war nun hier nichts anders, als das, währender Operation, in die geöfnete Luftröhre eingedrungene Geblüth, welches gedachte Membranam Bronchialem, beständig geprikelt, und diese gewaltsame Bewegung erweket hat, welche, wann sie angehalten, die Luft beständig durch die Wunde heraus getrieben, und die heilende Theile an ihrer Ruhe gestöhret hätte, da aber solches nach und nach, und zwar zum Besten, bald ausgeworffen wurde, lies auch diese gewaltsame Bewegung des Hustens bald wiederum nach. Gleichen Nachtheil hätte auch das Niessen thun köñen, dann solches ebenfalls ein* schnelles und widerwilliges Ausstossen der eingezogenen Luft durch Mund und Nase ist, mit heftiger Erschütterung der Brust und des Zwergfells, daher entstehend, wann die innere Höhlungen der Nasen und alle Gänge des untern beinernen Haupttheils überziehende Membrana Pituitaria, durch verschiedene, gemeiniglich (nicht allezeit) von aussen in die Nase gekommene scharfen Theilgen gereizet, und in eine zitterende Bewegung gebracht wird, deme allemal ein tieffes Athemholen vorhergehet, worauf die also eingezogene Luft mit Gewalt und starkem Geräusch durch Mund und Nase auf einmal losbricht. War es dann nun nicht möglich gewesen, daß die also gewaltsam ausgestossene Luft, sowohl beim Husten als Niessen den kürzern Weg gesuchet, und fast so stark durch die kaum sich schliessende Wunde der Luftröhre, als durch den Mund losgebrochen, und die Heilung langwierig machen können? Ich meyne allerdings, Ja! Alvus adstricta wäre fast auch in Ansehung der guten Heilung ganz mal à propos gekommen, die Gewalt die der Patient ob siccitatem ejus hätte anwenden müssen, hätte ebenfals gar leichtlichen die Wunde aufs neue aufreissen und derangiren können.

Ohnerachtet alles dessen ist doch dieselbe gut von statten gegangen, nur daß den Verband wohl besorgen muste. Dieser bestund nun darinnen: Auf die, mit den Finger zusammen gebrachte Wunde, legte ohnmittelbar ein Plumaceau, über dieses zwei starke und ziemlich weit um den Hals reichende Heftpflaster, über diese wiederum ein grösseres Plumaceau, endlich statt des Pflasters eine 6fache kleinere Compresse, und leztlich eine dergleichen längere, und dieses alles befestigte mit einer auf zwei Köpfen gerollten Binde, die vornen applicirte. Täglich begosse die beiden Plumaceaux mit einer Mixtur ex Part. III. Arquebusaden Wasser und p. I. der Tinct. Balsamicæ, doch nicht gar zu nass, damit nichts davon in die Luftröhre lauffen und ein beschwerliches Hüstlen erweken möchte, und die Compressen feuchtete mit einem dienlichen Spiritu an. Die Heftpflaster wurden nie geändert, als wann sie wolten nachlassen. An die vereinigende Binde, Bandage unissent, dachte gar wohl, allein, da ich durch die Heftpflaster die Wunde genugsam zusammen gezogen befunden, und sonsten nur drauf zu sehen hatte, daß auch die Labia der Haut, die geschienen, sich ehender zu schliessen, als die Wunde der Luftröhre, möchten gelinde an dieselbe angehalten werden, so habe diese Binde vor hinlänglich genug gehalten. Mit dem Kopf durfte der Patient nicht vorwärts gebogen liegen, sondern mehr hinterwärts, doch nicht gezwungen, damit der Hals in etwas gespannt, und die zerschnittene cartilaginœse Ringe der Luftröhre sich genauer mit einander berühren, und desto ehender mit der äusern Wunde verwachsen möchten, und in solcher Situation geschahe dem Patienten nicht nur gar nicht wehe, er konnte frei respiriren, und ohne sonderliche Beschwerde, und mit weniger Beihülfe essen und trinken, sondern die Heilung erfolgte auch in Zeit von 17. Tagen mit einer so schön geschlossenen Narben, als man nur immer wünschen mögen.

Er-

* vid. D. D. Daniels Beiträge zur Medicin. Gelehrsamkeit, III. Abhandlung p. 25. seq. ingl. Scharschmid l. c. P. & p. ibid.

Erklärung des Kupfers.

Figur. I. Stellet vor den Schnitt der Haut, und wie die Wunde anzusehen gewesen, als man zur Separation der Musculen, die Haut auf beide Seiten wegzog.

a. Der sogenannte Adamsapfel oder Schildförmige Knorpel, unter der Haut, Cartilago Thyroides f. scuti formis.

b. Der Ringförmige Knorpel, Cartilago Cricoides f. Annularis, etwas entblößet.

c. Der Schnitt in die kaum zu sehende Luftröhre.

Fig. II. Zeiget in natürlicher Grösse den Kopf der Luftröhre, Larynx, mit dem mitlern Theil des Zungenbeins, dem Kehldeklein und 9 knorplichten Ringen der Luftröhre selbsten.

a. Das Keldeklein, Epiglottis, welches sich bei Vrschlukung der Speisen niederbegibt, und die Oefnung der Luftröhre, Glottidem, bedeket, damit nicht so leicht etwas in selbige fallen könne.

b. Das Zungenbein, os hyoides, und zwar nur dessen mitlerer Theil,

** die Hörner, Cornua, aber desselben gegehen hinerwärts.

c. c. Zwei Apophyses des Zungen-Beins, die bald beinern, bald knorplicht, und von einigen die kleinen Hörner genennet, aber nicht bei allen Subjectis angetroffen werden.

d. d. Der Schildförmige Knorpel, Cartilago Thyroides f. scuti formis, an welchem in der Mitte

e. Die Hervorragung, so der Adams-Apfel, pomum Adami, geneñet wird.

f. Der Ringförmige Knorpel, Cartilago Cricoides f. annularis.

g. Die Luftröhre, Aspera arteria, f. Trachea. so gemeiniglich aus 18 bis 20. halb-ringförmigen Knorpeln bestehet, deren sind in der Operation 6. zerschnitten worden.

h. Das Bein, wie es mit seinem spizigern Theil in der Luftröhre stekt, mit seinem breitern aber oben in Larynge und zwar in der Gegend des Cartilaginis Cricoideæ.

Fig. III. Das Bein, so ein Stuk von einer Rippen ist, nach seiner auswendigen glatten Fläche, in natürlicher Grösse.

a. b. Die zwei scharffen eken des breitern theils, welcher in dem Kopf der Luftröhre gestekt, und nicht so leichtlich hinunter in die Luftröhre fallen können.

c. Der spizige Theil desselben, welcher in der Luftröhre war, und in Fig. II. lit. h. hervorraget.

Fig. IV. Eben dasselbe von der innern Seiten, wie es innwendig Spongios anzusehen.

a. b. c. wie Figur III.

Fig. V. Das Bein noch einmal und zwar in profil, um dessen Krüme und Dike zu sehen. Das Gewicht davon war accurat ein halb Quentgen.

a. b. c. wie bei den andern Figuren.

Die Verlaugnung.

Dieses Stük von der Verläugnung ist aus der Feder eines ehrwürdigen Geistlichen geflossen. Diese Nachricht wird zureichen, desselben gesezten und verständigen Gemüthern zu empfehlen.

Die Tugend hat unter den Menschen keinen gefährlicheren Feind, als das unglükliche Vorurtheil, nach welchem man sie für eine Last und für einen Zwang eines Gesezgebers ansieht. Man meynt, wie man nunmehr gottesfürchtig, liebreich und vernünftig seyn müsse, weil Geseze dazu vorhanden wären. Wenn die Welt die Tugend sich unter diesem Bilde vorstellt, so ist es kein Wunder, daß sie die Tugend hasset; denn sie glaubt eine Beschwerde zu hassen. Dieser unselige Irrthum macht die Menschen gegen ihr eignes Wohl rebellisch, und das einzige Mittel zur Glükseligkeit

ihnen zuwider. Man kan daher zum Besten unseres Geschlechts keine naturlichere und nöthigere Empfehlung für die ganze Sittenlehre erdenken, als den allgemeinen Beweis, daß die Pflichten derselben nicht nur vernünftig und billig, sondern in der That nichts anders als nothwendige Regeln unserer eigenen Vollkommenheit, als Wegweiser zu unserer wahren Wohlfahrt abgeben. Wenn wir gewis und lebendig einsehen, daß wir keine einzige Vorschrift der Vernunft und Religion verabsäumen, ohne uns selbst zu schaden, so werden wir auch begreiffen, daß freiwillig irren und sündigen eben so viel sey, als in unser Eingeweide wüten; und daß ein Gesezgeber, der uns durch Drohungen und Verheissungen davon zurük ruft, einem gütigen Arzte gleiche, der uns eine gute Diät vorschreibt. So führt uns die Selbstliebe, dieses erste Triebrad unserer ganzen Natur zur Tugend, und es leuchtet sonnenklar in die Augen, daß man rechtschaffen seyn müsse, um vergnügt zu seyn. Alle Begriffe von den Sittengesezen, Pflichten und Tugenden, die sich auf diese Grundsäze nicht zurük führen lassen, verkehren die Natur der Dinge; sie mahlen das höchste Wesen störrisch und herrschsüchtig, und das menschliche Geschlecht sklavisch und unterwürfig ab, da sie die Herrschaft GOttes selbst als die gröste Wohlthat für uns, und unserem Gehorsam, als die kräftigste Besorgung unser eigenen Wohlfahrt abbilden sollten. Dis würde den Absichten des heiligen Stifters unserer Religion gemäs seyn, der von der Seligmachung seiner Bekenner den Namen führt, und sein Joch sanft und seine Last leicht neñet.

Unter allen Pflichten gibt es vielleicht keine, wogegen sich die Thorheit der Menschen heftiger sträubt, als die Pflicht der Verläugnung. Diese scheint unserer Natur auf der allerempfindlichsten Seiten Gewalt zu thun; denn was scheint härter zu seyn, als Güter zu verlassen, die uns gefallen, und die wir lieben? Heist dis nicht uns ein Joch auferlegen, welches wir nur auf Gehorsam ertragen müssen, und dabei alle unsere Einsicht schweigen mus? Es scheinet vielleicht so, aber dieser Schein ist auch alles. Von der Pflicht selbst läst sich sehr klar erweisen, daß sie eine wahrhafte Wohlthat für das menschliche Geschlecht sey.

Eigentlich und genau zu reden, sollte man die Verläugnung auch durch eine Verlassung kleinerer Güter; zu gewiser Erhaltung grösserer, und durch eine Erduldung geringerer Ubel zu gewiser Verhütung grösserer, erklären. Hierdurch würde man zuvorderst dem gemeinen Begriffe der Menschen von dieser Sache begegnen, der oft so unbestimmt ist, als der Begrif vom Creuze. Man hört manchen Ruchlosen und unbesonnenen, der durch seine Schuld in Noth gerathen ist, sich damit trösten, daß die tugendhaften Creuz haben; eben so rechnet es mancher Trunkenbold und Ungerechter der Religion sehr hoch an, daß er, wie er glaubt, die Ausbrüche der Trunkenheit und Gewaltthätigkeit verläugnet. Beides aber ist eigentlich keine Verläugnung zu nennen; denn weder der Trunkenbold noch der Räuber verläst ein Gut, sondern vielmehr ein öffentliches Ubel und Unheil. Seine Anhänglichkeit an seine Laster, die er so hoch anrechnen will, ist aus der überwiegenden Verderbnis seiner Einsichten und Begierden zu erklären, und wenn es ihm sauer wird tugendhaft zu seyn, so ist dis eine neue Folge seiner Untugend. Weil es indessen nunmehr der ursprüngliche Zustand unserer Natur ist, daß wir Scheingüter lieben, und daher unserem Vergnügen oft Gewalt thun müssen, um wahre Güter zu lieben, so läugne ich nicht, daß auch diese Aufopfferung falscher und betrüglicher Vergnügungen zuweilen uneigentlich eine Verläugnung genannt wird.

Das erste Stük der Verläugnung in scharffen Verstande ist, daß man in derselben wahre Güter verläst, und wahre

Ubel

Uebel erduldet. Man hat bei dieser Tugend schon selbst den Nebenbegrif einer erhabnen und heroischen Gemüthsart; denn wer verdient dis Lob mehr als ein Mann, der sein Glük, seine Vergnügungen, seine Freunde, ja selbst sein Leben standhaft und mit Freuden verläst, der die schmerzhaftesten Empfindungen der Beraubung, der Qualen, ja des Todes selbst gelassen und muthig erduldet? Wie? ist es möglich, daß irgend eine gründliche und erhabne Tugend auf Irrthum beruhe? wird dieser Grosmüthige, dieser Held in der Verläugnung diesen Namen damit verdienen, daß er Thorheiten, viehische Begierden und Laster liebt, und sie mit grosser Mühe gegen die Wahrheit, Mäsigkeit und Tugend vertauschet? Dieser Triumph ist zu klein und zu unwürdig. Es solte sich dis bei unserer Natur schon von selbst verstehen. Es solte billich gar kein Zwang für ein vernünftiges Wesen seyn, das Böse fahren zu lassen, und das Gute zu lieben. Die Ehre der Verläugnung beruhet also vielmehr darinn, daß wir mit Grunde Dinge für gut, angenehm und liebenswürdig halten, und dieselben gleichwohl höherer Betrachtungen halber verlassen; daß wir mit Recht Dinge an sich für schädlich, unangenehm ja tödlich halten, und sie gleichwohl höherer Betrachtungen und Hofnungen halber erdulden. Die höheren Grade dieser Tugend, in welchen eigentlich das Heroische liegt, erwachsen aus der Grösse, Annehmlichkeit, und langen Geniessung der Güter, die wir fahren lassen, und aus der Grösse und Schreklichkeit der Ubel, die wir erdulden. So sehen wir dem grosmüthigen Bischof Acazes von Amida in der Persischen Geschichte mit Bewegung zu, wie er das gesamte Gold und Silber seiner Dioeces zu Verpflegung einiger tausend armer Feinde aufwendet, die sonst als Kriegsgefangene hätten verschmachten müssen: Die Gemüthsfassung eines Märtyrers aber, der aus Wohl das Liebste so er auf der Welt hat, verläst, und das Schröklichste so der menschlichen Natur begegnen kan, übernimmt, sezet uns gar in Erstaunen.

Das zweite Stük der obigen Erklärung enthält die Schäzung und Ausmessung der Güter, die wir in der Verläugnung verlassen, und der Ubel, die wir in derselben übernehmen sollen. Die Tugend von der ich rede, würde augenscheinlich gegen die Natur seyn, wenn sie uns ohne weitere Bedingung ein würkliches Gut, als Vergnügen, Freiheit und Leben fliehen, und ein wahres Ubel als Schmerzen, Mangel und Verderben suchen hiesse. Sie würde sich besser unter die Befehle eines Tyrannen, der nur blinden Gehorsam fordert, als in die Gesetztafel des allerweisesten und gütigsten Gesezgebers schiken, der von seinen vernünftigen Geschöpfen Liebe und Gehorsam aus Uberzeugung fordert. Vielmehr müssen auch hier überwiegende Bewegungsgründe zu finden seyn, die unserer Freiheit zu statten kommen, und ohne welche uns GOtt selbst keine Wahl zumuthet. Diese Bewegungsgründe aber sind bei der Verlassung eines Guts a) weil dis Gut kleiner als ein anderes uns bevorstehendes Gut ist, b) weil es den Besiz dieses grösseren Gutes bei uns findet, und c) weil wir deutlich und gewis von ihn einsehen, daß es in Absicht unserer diese Hinderung verursache. Eben so sind bei Ubernehmung eines Ubels die Bewegungsgründe a) weil dis Ubel kleiner ist als ein anderes uns bevorstehendes, b) weil es dis grössere bevorstehende Ubel in Absicht unserer aufhebt und hindert, und c) weil wir von demselben dis gewis wissen. Die Verläugnung ist also nichts anders als der vernünftigste Gebrauch unserer Freiheit. Sie heist uns nie kein Gut verlassen, ohne ein bessers an desselben Stelle zu sezen. Der Verlust den sie uns auferlegt, ist ein Tausch mit Wucher. Sie heist uns ein Gut missen, das wir lieben, ja das unsere Liebe verdient. Um unsere Sehnsucht aber zu trösten, heist sie uns dis Gut verleugen. Sie stellt es neben ein anders, welches ungleich grösserer

serer und liebenswürdiger ist, welches unsere vernünftige Begierde stärker, als jedes erregen mus, welches auf uns wartet, uns aber nie zu theil werden kan, wenn wir nicht das Kleinere fahren lassen. Sie zeiget uns endlich deutlich und überführend, daß hier unser bisher geliebtes Gut nicht nur klein und verächtlich gegen ein anderes sey, welches auf uns wartet, sondern daß er so gar den Besiz dieses grössern und vortreflicheren Gutes hindere. In dieser Gestalt vertritt die Verläugnung die Stelle einer getreuen Vormünderin, die unsere Wahl auf das Beste lenkt, die unsere Kleinigkeiten gleichsam umsezt, und grössere Stüke dafür einkauft. Auf der andern Seite heist sie uns ein Ubel erdulden, um aber den Unwillen darüber zu mindern, heist sie es uns verleugen. Sie zeigt uns ein weit grösseres Ubel welches uns treffen müste, so aber durch die Erduldung dieses geringen Ubels gehindert wird. Sie überführet uns endlich, daß wahrhaftig diese Erduldung gegen den künftigen Genus gering zu achten sey, ja daß sie ein gewises Mittel zu Verhütung des weit grösseren und sonst unvermeidlichen Ubels abgebe. In dieser Gestalt vertritt sie die Stelle eines vernünftigen Arztes, der uns den Schmerz, ja die Abhauung eines Gliedes anbefiehlt, um die Zerrüttung unsers ganzen Körpers zu verhindern. Dis sind die Aussprüche der Vernunft von der Verläugnung; enthalten sie nun andere Grundsäze als die Lehren der heiligen Schrift, die da behaupten, daß diese Trübsal die da zeitlich und leicht ist, eine grosse und über alle Maase wichtige Herrlichkeit schaffet, die uns dis Sichtbare mit dem Unsichtbaren, das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschen heissen, die uns befehlen Vater, Brüder, Weib, Kind; uns selbst und unser Leben, in dem Verfolg des höchsten Guts zu verläugnen, und mit Aufopferung der ganzen Welt die Glükseligkeit jenes Lebens zu suchen? Ja! lehren nicht die Beispiele aller Tugendhaften eben dis? Warum gebärdet sich der Weise und der Christ bei dem Anblik des Todes anders als der Thor und Ungläubige? Warum siehet er mit gelassenem Auge auf die geliebte Welt, auf die Thränen seiner Freunde, ja selbst auf den sterbenden Rest dieses vertrauten Leibes, den er verlassen soll, zurüke? Warum erduldet er die tödlichen Schmerzen seiner sinkenden Natur mit Gleichmüthigkeit? Weil ihm die Zukunft mit voller Gewisheit Güter zeigt, die alle Güter dieses Lebens unendlich übersteigen, und die er ohne Verlassung dieser Welt, und ohne Erduldung der lezten Schmerzen nicht geniessen kan.

Zwei Hauptregeln zur Ausübung dieser Tugend fliessen von selbst aus dem Obigen, erstlich wir müssen deutlich und gewis wissen, daß ein Gut so wir verläugnen wollen, uns an dem Besiz eines grössern wahrhaftig hindere, und zweitens daß ein Ubel, so wir erdulden wollen, uns von einem Grösseren wahrhaftig befreie.

Die Achtlosigkeit gegen die erste Regel hat Widersprüche zwischen Gütern ersonnen, die bei einander stehen können. Sie hat die Tugend zur Einsiedlerin und Menschenfeindin, und das rechtschaffene Wesen mürrisch, grob und milzsüchtig machen wollen; denn wer weis nicht, daß gewise trübselige Menschen von einer gänzlichen Verläugnung solcher Dinge sprechen, deren Genus in sehr vielen Fällen mit dem Genus des höchsten Guts bestehen kan? Die Verabsäumung der zweiten Regel aber hat die Tugend und Religion mancher Unseligen gar zur Folterbank gemacht.

Endlich werde ich nach allen diesen Betrachtungen, die, wie ich hoffe, nicht ungegründet sind, meinen Lesern zu beweisen nicht nöthig haben, daß dieser Theil unserer Sittenlehre und Religion höchst vernünftig ist: denn was ist der Vernunft und Freiheit gemässer als ein grösseres Gut einem geringeren, und die Erdulgung eines weit grösseren vorzuziehen?

hen? Ich werde nicht erst darthun dürfsen, daß die Ruhe des Lebens von der Verläugnung abhänge, denn worinn besteht die Ruhe dieses Lebens anders, als in dem Genus so grosser Güter, und in der Erduldung so kleiner Übel als möglich ist? Ich werde endlich als von selbst klar annehmen können, daß die Gebot des höchsten Gesezgebers die uns zu dieser Tugend verpflichten, wahrhaftige Gnadenzeichen und Wohlthaten für unser armes Geschlecht sind; denn was ist grosmüthiger als die Menschen zu ihrer eigenen Wohlfahrt, und zwar zu dem höchsten Gute jedesmal am meisten zu verpflichten; ja sie sind nicht nur dazu zu verpflichtē, sondern ihnen auch zur Erfüllung ihrer Obliegenheiten, übernatürliche und göttliche Kräfte anzubieten? Kan die Tugend zugleich der Gesezgeber der Tugend liebenswürdiger gedacht werden:

Wie eines Säuglings schwache Tritte
Der Mutter treues Leitband lenkt,
Und Wohl und Fall bei jedem Schritte
An diesem weichen Zwange hängt,
So schliest den Sterblichen zum Heile
Des Schöpfers Huldreich Ja und Nein
Ihr Leben in die sanften Seile
Der Wohlfahrt und der Tugend ein.

Von der vernünftigen und abergläubischen Beobachtung des Calenders bei dem Mediciniren.

Der gemeinste Mann weis es, was der Calender ist, und wer wollte die Gelehrten erst weitläuftig davon unterrichten? Denn es ist bekannt genug, daß unsere gewöhnliche Calender nichts anders sind, als Nachrichten von der Eintheilung der Zeit, von den dabei vorkommenden Himmelsbegebenheiten, und wahrscheinlich angegebenen Witterungen. Woraus sich denn ergibt, daß man von den Calendern eine zwiefache Betrachtung, nemlich eine astronomische und astrologische, anstellen könne. Die astronomische Betrachtung geschieht, wenn man die Tage nach ihrer Länge und Kürze, die Jahrszeiten nach den verschieden Graden der Kälte und Wärme, und nach denen damit verknüpften Witterungen, die übrigen Himmelsbegebenheiten aber nach der verschiedenen Bewegung der Planeten beobachtet, oder aus dem Calender zu erkennen sich bemühet. Wer aber astrologisch davon urtheilet, der untersuchet, was alle diese Dinge überhaupt, insonderheit aber was der Lauf der Planeten vor eine Bedeutung, und in unsere Erde sowohl, als in die Körper auf derselben, ja in den Menschen selbst, vor einen Einflus haben. Und dieses thun nicht nur diejenigen, die daraus auf der Menschen Glük und Unglük, Gesundheit und Krankheit, oder auf die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Erdgewächse gewise Deutungen machen, sondern es geschieht auch von denen, die bei den Arzneien und deren Gebrauch auf den Calender, und die darinnē beschriebene Tage, Himmelszeichen und Witterungen deswegen Acht geben; weil sie ihnen eine gewisse Kraft beilegen, die Würkungen der Medicamente, und der Curen überhaupt zu bestimmen. Einige thun es aus gewissen Gründen, und handeln also vernünftig; einige aber thun es aus vorgefasten Meinungen, und insonderheit aus Aberglauben, weil sie ein ungegründetes Vertrauen auf das Gestirn sezen, und einen Einflus desselben in die Unterwelt nach ihrer Phantasie annehmen, der doch erdichtet ist, und den sie nicht beweisen können. Ich will also in dieser Abhandlung kürzlich zeigen, wenn man vernünftige Ursache habe, bei dem Mediciniren, das ist, bei Anwendung und Gebrauch der Hülfsmittel, auf den Calender Acht zu haben, und wenn man sich hingegen abergläubischer Weise daran bindet. Und zu dem Ende will ich die merkwürdigsten Zeiteintheilungen und Himmelsbegebenheiten, die in dem Calender angegeben werden, durchgehen und sehen, in wie ferne sie in

der Medicin zu beobachten sind, oder nicht. Doch wird hoffentlich niemand von mir fordern, daß ich dabei alle diejenigen Säze, die ich hin und wieder als Gründe aus andern Wissenschaften annehme, erst weitläuftig erklären und beweisen solle: sondern man wird mir erlauben, sie als gegründet voraus zu sezen; weil ich sonst alleine damit ein grosses Buch anfüllen müste.

Zuförderst bieten sich die vier Jahrszeiten zur Betrachtung dar, die ein vernünftiger Arzt bei seinen vorhabenden Curen allerdings beobachten mus. Man theilt sie bekanntermassen in Frühling und Sommer, in Herbst und Winter ein, und jede davon hat ihre besondere Witterungen, die von der Bewegung der Erde, die sie in einer gewisen Zeit um die Sonne verrichtet, eigentlich herrühren. Man nennt sie die beständigen Witterungen der Jahrszeiten; weil sie alle Jahre einerlei sind, ob sie schon ihren Graden nach nicht alle Jahre einander gleich kommen, sondern es vielmals geschieht, daß z. E. der Frühling in dem einen Jahr frühzeitiger warm ist, als im andern; weil sich nemlich das Wetter im Anfange des Frühlings nach dem vorhergehenden Zustande des Winters, und das im Anfange des Herbstes nach der vorhergegangener Beschaffenheit des Sommers richtet. Wir müssen auch billig noch heute zu Tage diese Witterungen nicht aus der Acht lassen, wenn wir die davon abhangende Krankheiten nicht nur verhüten, sondern sie auch nebst andern, die nicht davon herkommen, durch Gebrauch dienlicher Mittel curiren wollen, wie solches in folgenden aus verschiedenen Exempeln erhellen wird.

Wir haben aber nicht nur beständige, sondern auch veränderliche Witterungen, die nemlich nicht ein Jahr wie das andere sind, oder die sich nicht zu eben der Zeit wieder einstellen. Ihre Ursache rührt hauptsächlich von der in ihrer Schwere und ausdehnenden Kraft veränderlichen Luft her. Denn ohne dieselbe kan weder Wind noch Regen, weder Thau noch Nebel, und weder Schnee noch Hagel entstehen, welche doch gleichwohl die veränderlichen Witterungen ausmachen. Da nun diese mittelst der veränderlichen Luft nothwendig eben sowohl, als die beständigen Witterungen einen ungemein grossen Einflus in unsern Körper haben: so können sie uns allerdings auch eben sowohl gesund, oder krank machen; und es ist daher billig, daß man sie gleichfalls wohl beobachtet, und fleisige Anmerkungen davon anstellet. Denn überhaupt alle Witterungen haben eine genaue Verknüpfung mit einander, das ist, ihr folgender Zustand ist in dem vorhergehenden gegründet. Wenn man nun diesen wohl bemerket: so ist man vielmals im Stande, aus dem gegenwärtigen Wetter auf das künftige, und auf die davon zu erwartende Veränderungen im Körper zu schlüssen, und man kan öfters viele davon zu besorgende Krankheiten in Zeiten abwenden, so wie wir z. E. die schädlichen Ruhren und Durchfälle nicht selten voraus sehen, und uns gegen dieselben wafnen können, wenn der Sommer heis gewesen ist, und sich der Herbst mit kalten Nordwinden anfängt. Wiewohl hierbei zu wünschen wäre, daß man aus sorgfältiger Beobachtung des Wetters bereits mehrere und gewisere Regeln von der folgenden Witterung gemacht hätte; weil dieses in vielen Stüken, und sonderlich in Anwendung der Medicin, einen herrlichen Nuzen haben würde. Indessen aber mus man doch thun, was man kan, und mus wenigstens die Wahrscheinlichkeit suchen, wenn man noch keine völlige Gewisheit erhalten kan.

Da nun nicht zu läugnen ist, daß verschiedene Jahrszeiten, und die sowohl beständigen, als veränderlichen Witterungen derselben, allerdings auch verschiedene Krankheiten hervor bringen: so will ich nunmehro etwas genauer zeigen, daß bei den Curen derselben von Rechtswegen

darauf

darauf gesehen werden müsse. Denn eines theils lernt man daraus die Eigenschaften und wahren Ursachen besagter Krankheiten genauer erkennen, andern theils aber zu Wegräumung derselben bequemere Mittel erfinden und anwenden. Ja es ist vielmals unumgänglich nöthig, diesen Ursprung der Krankheiten zu wissen; weil man sonst entweder die rechten Hülfsmittel nicht verordnet, oder solche gebrauchet, welche die Krankheit verschlimmern, oder wohl gar den Tod nach sich ziehen. Zum Beispiele können die von ungleicher Witterung entstandene Flusfieber dienen, die sich vielfältig mit Blähungen, einiger Leibesverstopfung und Ubelkeit anheben. Wenn nun ein Arzt, ohne darauf zu sehen, daß dieses alles von verhinderter Ausdünstung herkommt, eine Purganz verordnet: so richtet er nicht selten dadurch den grösten Schaden an. Er zieht nemlich die Feuchtigkeiten solchergestalt noch mehr von der Haut ab, er bringt die Natur in Unordnung, und beraubt sie desjenigen Mittels, ich meyne die Transpiration, wodurch sie sich helfen sollte, und verursachet bei empfindlichen und Blutreichen Patienten, wohl darzu noch gefährliche Durchfälle und Entzündungen der Gedärme. Eben so verhält sichs mit dem Aderlassen, welches in denen von der Witterung entstandenen Epidemischen Fiebern sehr behutsam anzustellen ist, in würklichen Flusfiebern aber gemeiniglich mehr zur Verhütung, als zur Cur derselben statt findet; weil dadurch die höchstnöthige Ausdünstung der Haut, und die Absonderung der schleimigen Feuchtigkeiten durch die dazu bestimmten Wege gar leichte unterbrochen wird.

Wenn aber auch keine von den Jahrszeiten und der darinne herrschenden Witterung zuwege gebrachte Krankheiten zu curiren sind: so hat man doch vielfältig Ursache zu bedenken, ob sich etwas von den Witterungskrankheiten mit einmischet; oder man mus auch öfters die Verordnung der Arzeneien zu einer Jahrszeit anders einrichten, als zur andern. Denn wenn jemand z. E. das Blutspeien aus der Lunge im Winter bekommt: so darf man bei weiten nicht alle die Mittel gebrauchen, die im späten Frühlinge, oder selbst im Sommer statt finden, wie dieses unter andern aus der bekannten Molkenkur erhellet, die zwar in dieser Krankheit sowohl, als in andern Brustbeschwerungen erspriesliche Dienste thut; gleichwohl aber mehr im Sommer, als im Winter, ja auch nicht einmal füglich in kühlen Sommertagen mit Nuzen gerathen werden kan. Und wer weis nicht, daß man auch bei grosser Hize mit hizigen und angreifenden Medicamenten sehr behutsam verfahren, zur Winterzeit aber kühlende Sachen sparsamer brauchen müsse; wie solches nur blos die gewöhnlichen Laxirsalze ausweisen, die alsdenn auch denenjenigen nicht allemal wohl bekommen, die doch sonst dazu gewöhnet sind.

Ja einige Krankheiten sind so geartet, daß sie nicht eher und besser, als nur zu gewisen Jahrszeiten gehoben werden können, und wenn man diese nicht inacht nimmt: so pflegt entweder die Cur nichts zu helfen, oder gar schädlich zu seyn. Hierunter rechne ich zuförderst den Scharbok, die Cachexie, Hypochondrie, einige hartnäkige kalte Fieber, und andere langwierige Krankheiten, die sich auf allerhand Stokungen des Bluts und daher rührende Verstopfungen der Eingeweide, oder auf üble Beschaffenheit der Nerven gründen, und allesamt am bequemsten im Frühjahre und Sommer curiret werden; weil alsdenn die Luft zur Verdünnung und Reinigung des Bluts, wie nicht weniger zu desto besserer Spannung der Nerven an sich schon viel beiträgt, und also den guten Effect der Medicamente befördert, da hingegen der Herbst und Winter diese Krankheiten nicht nur erzeugen helfen, sondern sie auch unterhalten, und vermehren, und folglich ihre Besserung schwerer machen. Und dieses wissen eini-

ge Aerzte zu ihrem Vortheile recht gut zu beobachten; indem sie im Frühlinge und Sommer manche Patienten in die Cur nehmen, und auch glüklich curiren, die sie zu anderer Zeit gerne andern würden überlassen haben. Nun meyne ich eben nicht, daß man im Herbst und Winter gar keine Arzenei gebrauchen, und die Patienten hülflos lassen solle; weil dieses vielmals gar nicht angehen würde: sondern ich zeige nur an, daß man alsdenn, wenn es nicht die Noth erfordert, blos einige Linderung verschaffen, und die würkliche Cur bis zu einer bequemern Zeit, nemlich bis aufs Frühjahr und den Sommer aussezen müsse. Ja dieses ist bisweilen um so nöthiger; weil einige Mittel, die zu Hebung besagter Krankheiten am zuträglichsten seyn, selten eher, als zu der Zeit statt finden: wie man dieses mit Recht von den Blutreinigenden Tränken, ingleichen von den Bädern und Gesundbrunnen sagen kan, deren Gebrauch sich entweder in kalten Jahrszeiten gar nicht schiket, oder doch wenig Nuzen schaffet; weil es an genugsamer Bewegung, gehöriger Transpiration, und nöthiger Gemüthsveränderung fehlet.

Da ich aber aus gegründeten Ursachen anrathe, daß ein Arzt in seinen Curen die verschiedenen Jahrszeiten und deren Witterungen inacht nehmen, und sich vernünftig darnach richten solle: so ist meine Meinung keineswegs, daß er in dem Stüke blos denen geschriebenen Calendern trauen, und sich auf die darinne gegebene Weissagungen von künftigen Winde und Wetter verlassen solle. Denn wenn er das thäte: so würde er abergläubisch handeln, oder er würde auf etwas sein Vertrauen sezen, was ungewis und eitel ist, und auf blossen Muthmassungen beruhet. Das sey aber ferne! Vielmehr mus er selbst die Beschaffenheit der Jahrszeiten und ihre Witterungen genau beobachten; er mus zu dem Ende die verschiedenen Grade der Schwere, der Kälte und Wärme, ingleichem der Nässe und Trokenheit der Luft, sorgfältig bemerken, er mus acht geben, aus welchen Gegenden die Winde wehen, und was darauf vor Wetterveränderungen erfolgen, und dieses alles mus er in ein Tagbuch ordentlich eintragen, woraus er denn hernach viele nüzliche Schlüsse auf der Menschen Gesundheitszustand, und auf die Einrichtung der vorzunehmenden Curen machen kan.

Unter die in dem Calender befindlichen Zeiteintheilungen gehören hiernächst insonderheit diejenigen, da Tag und Nacht gleich sind, (æquinoctia) welches jährlich zweimal, nemlich im Frühlinge und Herbste geschiehet. Daß nun bereits die ältesten Aerzte bei ihren Curen darauf gesehen haben, und daß auch noch die neuern, wenn sie vernünftig sind, ihr Absehen darauf richten, ist eine bekannte Sache. Nur fragt sichs, ob und wie weit sie darzu Grund haben oder nicht? Diese Frage aber kan nicht besser beantwortet werden, als wenn man untersuchet, was vor Veränderungen in Luft und Wetter bei den æquinoctiis vorgehen, und was solche vor einen Einflus in unsern Körper haben? Man bemerket aber, daß alsdenn die Witterungen mehrentheils sehr abwechselnd sind, und daß also auch die Luft sehr ungleich, das ist bald kalt, bald warm, bald aber wieder feuchte oder troken rc. ist. Wenn nun die Wärme unser Blut ausdehnet, verdünnet, und in stärkere Bewegung bringet; die schleunig nachfolgende Kälte der Luft aber unsere Gefässe wieder zusammen ziehet, das Blut verdiket, und in seinem freien Fortgange hindert; so kan es nicht fehlen, es müssen davon nothwendig allerlei Unordnungen in unsern Körper erwachsen. so bemerkte man, daß alsdenn bei empfindlichen Personen gar leicht krampfhafte Bewegungen der Nerven und Blutgefässe entstehen, welche hernach theils allerhand Nervenkrankheiten zuwege bringen, theils aber das Blut an verschiedene Theile des Leibes stärker hintreiben, und allerlei Blutflüsse erregen; daher

auch

auch um die Zeit der Blutschlag, (apoplexia sanguinea) das Nasenbluten, und der güldne Aderflus besonders gemein sind. Vornemlich aber pflegt sich dergleichen bei vollblütigen Leuten, und überhaupt am allermeisten im Frühjahre zu ereignen; weil man den Winter über, wegen stärkern Appetits und wegen Mangel der Bewegung, mehrentheils überflüssig Blut gesamlet hat.

Siehet man ferner die abwechselnde Feuchtigkeit und Trokenheit der Luft an: so bringet dieselbe nicht minder vielerlei Veränderungen in unsern Körper zuwege. Denn ist sie ausserordentlich feuchte: so werden unsere festen Theile zu schlaf; ist sie aber zu troken: so werden sie stärker gespannet, und in beiden Fällen wird die gebührende Circulation des Bluts nicht wenig verändert, und bald geschwächet, bald wieder vermehret. Da nun bei einer ungleichen Austheilung des Bluts die gehörige Absonderung der übrigen und unreinen Feuchtigkeiten nicht recht geschehen kan, und insonderheit die höchstnöthige Ausdünstung der Haut gar ofte unterbrochen wird: so ist kein Wunder, daß im Frühlinge sowohl, als im Herbste allerhand solche Krankheiten, die sich auf die schädliche Zurükhaltnng der unnüzen Feuchtigkeiten gründen, als Flus- und Flekfieber, Husten, Schnupfen, Gliederreissen, und andere Arten von Flüssen, gar sehr gewöhnlich sind, und daß auch alsdenn schwindsüchtige, und von langen Krankheiten ausgemergelte Leute meistentheils zu Grabe gehen: welches sich jedoch mehr in einem, als in dem andern Jahre zuträgt, nachdem nemlich die Witterung darinne sehr veränderlich zu seyn pflegt. Mehreres kan davon in des seeligen Herrn Geh. Rath Hofmanns dissertation de temporibus anni insalubribus nachgelesen werden.

Es ist also bei so bewanden Umständen allerdings löblich, daß vorsichtige Aerzte davor sorgen, wie sie den Krankheiten, die sich sonderlich bei zu- und abnehmenden Tagen entspinnen, klüglich vorbauen wollen. Dieses geschieht nun durch gehörige Beobachtung und Beförderung der Ausdünstung, und bei vollblütigen Personen durch Aderlassen, als wodurch man die schädlichen Stokungen des Bluts hauptsächlich verhüten kan, wenn es anders in Zeiten, und zwar in einem warmen Frühjahre vielmals noch vor dem æquinoctio vorgenommen wird; weil man die schlimmen Folgen nicht erst erwarten darf, wenn man sie abzuwenden gedenket. Nächstdem thut man auch bei einigen Personen, wo man wegen des im Winter gehabten starken Appetits, oder wegen der bei heissen Sommertagen erzeugten scharfen Säfte, vielen Unrath im Unterleibe vermuthet, allerdings wohl, wenn man auf dessen gehörige Abführung bedacht ist, und dadurch verhindert, daß nicht einige Unreinigkeiten mit ins Geblüte gehen, und dessen natürliche Mischung verderben, oder daß nicht die Gedärme selbst dadurch gereizet und angegriffen werden. Daher man auch von langen Zeiten her gewohnt ist, zu den Frühlings- und Herbstcuren laxirende Mittel zu verordnen. Da aber, wie ich oben gewiesen habe, bei vollblütigen nnd zum Krampf geneigten Personen sich sehr öfters allerhand krampfhafte Zufälle, und sowohl Stokungen, als Ergiessungen des Bluts ereignen: so macht daraus ein vorsichtiger Arzt billig den vernünftigen Schlus, daß er in dieser Absicht überhaupt keine heftig würkende Purganzen, am wenigsten aber bei blutreichen Personen vor dem Aderlassen verschreiben dürfe, damit er nicht selbst dadurch zu heftigen Bewegungen im Körper Anlas gebe, und mehreres Unheil anrichte.

Hieraus läst sich nun zugleich die gebührende Einrichtung der Frühlings- und Herbstcuren füglich beurtheilen, wenn man nemlich Krankheiten dadurch verhüten will. Wozu annoch im Frühlinge die gehörige Verdünnung des im Winter

über gesammleten diken Bluts durch Bewegung, durch blutreinigende Tränke, Molken, oder wohl eingerichtete Brunnencuren ꝛc. billig zu rechnen ist.

Die bisherige Betrachtung führt mich nun zu derjenigen Zeitänderung, da man im Sommer den längsten, und im Winter den kürzesten Tag zählt; (solstitia) Und es ist bekannt, daß man davon ebenfalls vielen Aberglauben heget, und diesen Tagen eine sonderbare Würkung in unsern Körper beimisset, die man doch keineswegs erweisen kan. Denn der längste Tag fällt im Anfang des Sommers, und man befindet, daß alsdenn wegen der warmen Luft, die Säfte unseres Körpers verdünnet werden, und daß die Transpiration sehr gut von statten gehet. Es sind daher alte, schwächliche, und zu Flüssen geneigte Personen, die nicht viel Kälte vertragen können, alsdenn gemeiniglich am muntersten, und die hartnäkigsten kalten Fieber, die den Winter über und das ganze Frühjahr hindurch gedauret haben, nehmen nicht nur mehrentheils ihren Abschied, sondern es werden auch viele andere langwierige Beschwerungen, wie die Hypochondrie, Gicht, und Podagra ꝛc. zu der Zeit seltener angemerket, und entweder glüklich gehoben, oder doch sehr merklich gelindert; ausser daß einige Patienten, wie z. E. diejenigen, die hizige Fieber haben, wegen der zunehmenden Wärme, oft mehr ausstehen und schlimmer daran sind, oder daß schwindsüchtige und hectische Leute, die das Frühjahr zur Noth noch überstanden haben, ungleich mehr abgemattet werden, und wohl gar die Welt verlassen. So wenig man nun blos dem längsten Tage eine warme Luft zuschreiben kan, eben so wenig kan man ihm auch diese jezt beschriebene Würkungen in unsern Körper alleine beimessen, sondern diese müssen überhaupt von der Zeit, da die Tage lang und warm sind, hergeleitet werden.

Eben dieses gilt auch von dem kürzesten Tage im Jahre, der im Anfange des Winters fällt. Weil nun die Sonne mit ihrer erwärmenden Kraft alsdenn am weitesten von uns entfernet ist: so geniessen wir eine kalte und dike Luft, und unsere Natur ist sodann am schwächsten. Es müssen daher auch viele kranke und schwache Leute, oder die, so hizige Fieber bekommen, zu der Zeit ins Gras beissen. Dieses geschiehet aber keinesweges blos an dem kürzesten Tage, sondern eben sowohl auch vor, und nach demselben, und es kommt dabei hauptsächlich mit auf die Witterung an; die aber nicht alle Jahre einerlei ist, und zu mancher Jahrszeit schlechter, als um das Winter-solstitium seyn kan; wie ich denn hier und oben überhaupt nur von denenjenigen Veränderungen rede, die sich in unsern Körpern bei den solstitiis meistentheils zutragen, nicht aber eben nothwendig erfolgen müssen.

Doch ich gehe weiter zu den Hundstägen, die man also zu nennen pflegt; weil man es nun einmal als ein Zeichen der grösten Hize im Sommer angenommen hat, wenn Sirius mit der Sonne auf- und untergehet. Nun machen zwar diese Tage den meisten Theil des Sommers aus. Doch, da man sie mehrentheils besonders betrachtet, und das Mediciniren in denselben verdächtig hält, weil die Hize alsdenn am grösten ist, und unsere Leiber sehr abmattet: so will ich jezo insonderheit etwas davon gedenken, und die Frage untersuchen: ob in den Hundstagen zu mediciniren erlaubt sey? Hierauf antworte ich nun, daß es in der That sehr ungereimt seyn würde, wenn man den Gebrauch der Arzeneien z. E. in dem Falle unterlassen, oder weiter hinaus sezen wollte, da es die dringende Noth in hizigen Krankheiten erfordert; weil alsdenn der Patiente vor dem Ende der Hundstage gewis dahin sterben würde. Man hat auch dieserhalb unzähliche Exempel der grösten Aerzte vor sich, die zu der Zeit, wenn es nöthig gewesen ist, sowohl zur Ader gelassen, als auch andere Genesungsmittel mit dem grösten Nuzen in Krankheiten

ten gebrauchet haben. Nächstdem ist zwar so viel gewis, daß man in diesen Tagen keinesweges alle und jede, sondern nur solche Mittel gebrauchen dürfe, die wegen der Hize sicher statt finden. Daß man aber gar keine Curen vornehmen solle, daß ist der Erfahrung zuwider, nach welcher man weis, daß zu solcher Zeit die Gesundbrunnen, Molken, Ptisanen und andere zur Abkühlung und Verdünnung des Bluts dienliche Sachen mit Nuzen in Gebrauch gezogen werden. Wiewohl ich eben nicht rathen möchte, daß man alle diejenige Curen, die man ohne Noth, nur blos aus Vorsorge vor die Gesundheit anstellen will, bis auf die Hundstage verschieben solle, da sie zu einer andern Zeit viel bequemern Plaz finden.

Da man aber vornemlich das Purgiren in den Hundstagen verbietet, und vor schädlich erkläret; so ist es wohl billig zu untersuchen, in wie weit man darinne Recht habe, oder nicht? Man gründet sich deshalb auf den Lehrsaz des Hippocrates, der in seinem vierten Buche, und dessen 5ten aphorismo enthalten ist, und also lautet: sub cane & ante canem difficiles sunt medicationes d. i. in den Hundstagen, und kurz vorher läst sichs nicht gut Arznei brauchen. Unter der Arznei aber wird hier vornemlich das Purgiren verstanden. Nun hat zwar dieser grosse Mann an seinem Theile allerdings Recht, daß er das Purgiren vor schwer oder bedenklich hält; weil er nicht nur in einer ungemein heissen Weltgegend wohnte, wo die Körper von der Hize nicht wenig geschwächet wurden, sondern weil man auch damals ziemlich heftige Mittel, wie z. E. die Nieswurzel ist, dazu nehmen muste. Alleine, wir Teutsche leben ja in keinem so heissen Lande, wie Hippocrates, und also bindet uns auch sein Lehrsaz nicht so genau, wie die Inwohner der mittäglichen Länder. Und zudem sind auch weder die Hundstage, noch die Tage in denselben alle Jahre gleich heis, sondern öfters mehr als zu kühle, daß man sich also vor der übermäsigen Hize nicht allemal fürchten darf, und füglich einen gemäsigten Tag zum Purgiren erwählen kan. Ja man bedient sich auch keiner so scharfen und stark angreiffenden Purganzen mehr, sondern man hat sichere und gelinde, von denen man eben keine Entzündung der Gedärme zu besorgen Ursache hat. Wer eine ausführliche Abhandlung von dem Arzneigebrauch in den Hundstagen lesen will, der kan sie in den medicinischen und chirurgischen Nachrichten des gelehrten Herrn Professor Schaarschmids finden.

Nun will ich den Mond und dessen Abwechselungen betrachten, und sehen, was davon in Ansehung des Medicinirens zu halten sey? Die grösten Naturkündiger neuerer Zeiten haben erwiesen; daß der Mond gegen unsere Erde eine anziehende Kraft erweise, und daß sich diese insonderheit äusere, wenn er neu und voll, und uns also am nähsten ist. Mittelst dieser Kraft meynt man, daß er das Wasser auf unsern Erdboden an sich ziehe, und man schlüst daher nicht ohne Grund, daß Ebbe und Fluth davon herkommen; wie darüber unseres gelehrten Herrn Prof. Krügers Naturlehre §. 637. 650. nachgelesen werden kan. Ist aber dieses: so ist noch viel weniger zu zweifeln, daß er die um unsern Erdboden befindliche Luft an sich ziehen könne. Diese verliert also dadurch ihr Gleichgewicht, und es entstehen Winde, die uns entweder die in der Luft vorhandenen Dünste zuführen, oder zertheilen; da denn leichte im ersten Falle Regen, in dem andern aber gut Wetter erfolget. Und kurz zu sagen, es gehen deswegen im Neu- und Vollmonde die meiste Wetterveränderungen vor; daher auch die Hauswirthe auf diese Mondwechselungen sehr genau acht geben, und das Wetter, wornach sie sich in ihren Akerbaue und andern häuslichen Handthierungen richten, daraus vornemlich zu beurtheilen pflegen

Weil nun aus angezeigten Ursachen

mehrens

mehrentheils um den Neu-und Vollmond eine Aenderung der Luft und des Wetters geschiehet: so mus auch alsdenn eine Veränderung in unsern Körper vorgehen, und insonderheit mus das Athemholen, die natürliche Spannung unserer Haut, Nerven und Blutgefässe, und folglich die Circulation des Bluts selbst nicht wenig geändert werden: ja man kan auch gewiser massen gar wohl sagen, daß die Feuchtigkeiten in uns zu der Zeit ab- und zunehmen, nachdem nemlich die Absonderung derselben, die sich nach dem Umlaufe des Geblüts richtet, entweder stark oder schwach von statten gehet. Und in Betracht dessen kan man allerdings dem Monde eine Würkung in unsern Körper zugestehen, die aber nicht unmittelbar von ihm herrühret, sondern von der Luft und Witterung zuwege gebracht wird, in so ferne solche von ihm eine Veränderung leidet. Mehr kan man nicht davon beweisen: daher auch die allzu grosse Herrschaft, die unsere Alten dem Monde zugeschrieben haben, gröstentheils auf Muthmassungen und ungewisen Gründen beruhet.

Nechstdem will man angemerkt haben, daß sich die böse Noth sowohl, als andere Haupt- und Nervenkrankheiten mit ihren Anfällen nach den Mondveränderungen richten. Nun ist es zwar an dem, daß sie periodisch sind, und zu gewisen Zeiten wiederkehren; man weis auch, daß sie sich vornemlich im Neu- oder Vollmonde äusern, ohne Zweifel deswegen; weil sodann die grösten Abwechselungen in der Luft und Witterung vorgehen, die gar wohl vermögend sind, allerlei Veränderungen in unsern Körpern hervor zu bringen, und folglich auch die heftigsten Bewegungen der Nerven von neuen zu erregen.

Sonst stehen einige in den Gedanken, daß man zur Präservation, oder zur Verhütung der Krankheiten, in dem abnehmenden Monde am besten purgiren könne, und zwar aus eben dieser Ursache: weil alsdenn die festen Theile unseres Körpers, und also auch die Gedärme eine kräftigere Spannung hätten, mittelst welcher sie die Würkung der Purgirmittel besser vertragen könnten. Wer ist aber Bürge davor, daß allemal, und in jeden Jahre, die Winde, Luft und Witterung bei dem abnehmenden Monde so beschaffen sind, daß die bewegende Kraft der vesten Theile, und besonders auch der Gedärme, dadurch gestärket würde, und wie will man also daraus schliessen, daß alsdenn die Reinigung des Leibes durch den Stuhlgang allezeit besser bekommen solle; als bei einem andern Mondwechsel? Ja, das liese sich noch einiger massen hören, wenn nur nicht gar einige die Meinung hegten, als wenn sich die Unreinigkeiten nicht so balde wieder samleten, wenn man im lezten Viertel purgirte. Alleine, man versuche es nur, und purgire im abnehmenden Monde; überlade sich aber darauf mit vielen Essen und Trinken; so wird man balde inne werden, ob sich wieder vieler Unrath in den Gedärmen samlet oder nicht. Ich denke aber immer, er wird sich mehr wieder anhäufen, als wenn man im zunehmenden Monne purgiret, und mäsig darauf gelebet hätte.

Sollte man denn aber nicht bei dem Aderlassen auf den abnehmenden Mond zu sehen haben? Meine Leser können diese Frage selbst leicht entscheiden, wenn ich ihnen folgendes davon zu bedenken gebe. Durch das Aderlassen sucht man entweder künftigen Krankheiten vorzubauen, oder die schon gegenwärtigen zu heben. In diesen leztem Falle läst sich die Hülfe nicht allemal aufschieben, und am wenigsten geht es in hizigen Fiebern, in Entzündungen, Schlagflüssen, Blutstürzungen, und äusserlichen Quetschungen des Leibes an, welche allesamt eine schleunige Hülfe erfordern, wenn der Mensch daran genesen soll. Es bleibt also nur vornemlich der erste Fall, und bei demselben die Entscheidung der Frage übrig: ob man nicht am besten thue, wenn man theils in einigen langwierigen Krankheiten, theils aber

zur

zur Präservation das Aderlassen bei dem Abnehmen des Monds vornimmt? Hier findet man aber keine gewise Gründe, die einen dazu bewegen könnten. Denn erstlich wird niemand behaupten, daß die langwierigen Beschwerungen allezeit so beschaffen wären, daß sie eben bei dem abnehmenden Mondlichte das Aderlassen erforderten. Zur Abwendung der Krankheiten aber kan diese Zeit deshalb nicht allemal am bequemsten seyn; weil es sich nemlich fügen kan, daß alsdenn die verdrüslichste Witterung herrschet, und also das Aderlassen mehr Schaden, als Nuzen bringet. Wiewohl es in soweit zur Präservation nicht zu widerrathen ist, wenn man angenehm Wetter bemerket, und es den übrigen Umständen nach zuträglich findet, indem es zuweilen geschieht, daß sich bei manchen Menschen gegen das neue Licht ein und andere Zufälle zu äusern pflegen, die man in dem vorhergehenden lezten Viertel durch zeitiges Aderlassen zu verhüten suchen mus.

Sollte aber gar jemand noch, wie sonst in dem Wahne stehen, als wenn sich das Blut nicht so balde wieder einfände und anhäufte, wenn man es zu der besagten Zeit abzapfte: so kan dieses zwar bei denenjenigen eingeräumet werden, die darauf entweder wenig, oder schlecht essen und trinken; keinesweges aber kan es von denen gelten, die gute nahrhafte Speisen, und noch dazu in vollen Maase geniessen. In diesem Falle aber käme die nachfolgende Verminderung des Bluts von der Art der Beköstigung, und gar nicht von dem Monde her. Ja, wenn man auch ausserdem die verschiedenen Absichten bedenket, die durch das Blutlassen erreichet werden sollen: so sieht man ebenfalls ohne Mühe ein, daß es mit der allzugenauen Beobachtung des Mondes auf eine erdichtete Sage, und auf Aberglauben hinaus läuft. Denn man sucht ja durch die Oefnung einer Ader dem Blute nicht alleine Luft zu machen, und dessen Uberflus zu mindern, sondern man will es auch, wie z. E. in Beförderung der güldnen Ader und Monatszeit der Weiber abwerts leiten, oder den starken Trieb desselben, wie in Blutstürzungen, von den leidenden Theilen abziehen: daher man auch mit Unterschiede entweder an Armen oder Füssen die Ader zu öfnen pflegt. Wie soll und kan aber die Beschaffenheit des Mondes zu Erreichung dieses verschiedenen Zweks etwas erhebliches beitragen?

Mit dem Schröpfen hat es gleiche Bewandnis, und es wird niemand, wenn er nicht etwa seine Erfahrungen davon mit Vorurtheilen angestellet hat, erweisen können, daß dasselbe in dem abnehmenden Monde, oder gegen das neue Licht, bessere Würkung, als zu anderer Zeit thun sollte; es müste denn in dem Falle seyn, da man kränkliche Zufälle in Zeiten dadurch abzuwenden gedächte, die sonst erfolgen würden, wenn es um diese erwehnte Zeit nicht geschähe.

Nicht minger gibt es auch noch heute zu Tage einige Menschen, die in vielen Stüken, und insonderheit bei ihren vorhabenden Curen sehr genau auf die Planeten sehen, und aus ihren Aspecten, oder Zusammenkunft gewise Deutungen auf den Menschen, und auf dessen sowohl gesunden, als kränklichen Leibeszustand machen.

Noch einfältiger haben aber vor diesem diejenigen gehandelt, die nicht nur einige Planeten an sich schon dem Menschen entweder nüzlich oder schädlich gehalten, sondern ihnen auch eine besondere Herrschaft über verschiedene Glieder des Leibes, und über die daran befindliche Krankheiten zugeschrieben haben; wie denn z. E. Mars die Krankheitē an der Leber, und die hizigen Fieber, Saturnus die Schwindsucht, Hectik rc. u. s. w. regieren und verursachen sollen. Alleine, es ist der Mühe nicht einmal werth, dieses albere Vorgeben zu widerlegen, und man mus recht erstaunen, daß es so thörichte Leute gegeben

ben hat, die unsäglich viele Mühe angewendet haben, diesen eingebildeten Einflus der Planeten in den menschlichen Körper recht aus zu studiren, und genau zu bestimmen, da doch aus aller dieser Wissenschaft, wenn sie auch gegründet wäre, ganz und gar kein Nuze in der Medicin heraus kommt, indem doch niemand auf der Welt mit aller seiner Klugheit und Kunst im Stande wäre, diesen schädlichen Einflus zu hindern, wenn er ihn gleich noch so gut einsähe.

Sonst pflegen auch einige abergläubische Verehrer des Calenders eine sorgfältige Wahl der Tage bei ihren Curen anzustellen. Sie nehmen daher diejenigen genau inacht, die zum Purgiren und Aderlassen als besonders heilsam bezeichnet sind, und begehen also durch diese Tagewählerei eine nicht geringe Einfalt und Thorheit. Es sind ja alle Tage des HErrn, und wer kan wohl sagen, daß GOtt auf einige derselben einen Seegen, auf andere aber einen Fluch gesezet habe? Und zudem lachen vernünftige Calenderschreiber selbst darüber, daß man ihnen so blindlings trauet, und gewisen Tagen, die sie der Gewohnheit nach besonders angemerket haben, und davon sie selbst nichts gegründetes angeben können, ganz ausnehmende Kräfte in den Menschen und dessen Gesundheit zuschreibet. Es ist mir erst gestern ein Calender von einem besondern lächerlichen Titel zu Gesichte kommen, in dessen ersten Anblik im Durchblättern ich ohngefehr 5. Calenderzeichen in einer Reihe beobachte, als gut Schröpfen, Aderlassen, gut Holz fällen, Nägel abschneiden und gut Arzeneien. Da ich nun näher nachsehe; so waren solche Zeichen am Heil. Oster-Sonntag ausgesezet. Ein jeder siehet hieraus die Ungereimtheit von selbsten. Wer wird am H. Ostern Holz fällen? Es hält also ein anderer kluger Mensch eben so wenig darauf, und sucht vielmehr bei dem Mediciniren dahin zu sehen, ob seine Umstände, darinne er sich befindet, oder die Krankheit, womit er befallen ist, den Gebrauch dieses oder jenes Heilmittels erlauben, oder nicht. Zu dem Aderlassen aber erwählet er einen heitern Tag, den aber unmöglich jemand ein Jahr voraus bestimmen kan. Und was würden auch vor ungereimte Curen heraus kommen, wenn man z. E. in Fiebern mit der Arzenei immer aussezen, und zu ihrem Gebrauche nur blos die in dem Calender angezeigten guten Tage auslesen wollte.

Betrachtungen über die Ursachen des Erdbebens, welche in der Königl. Gesellschaft den 5. April 1750. verlesen worden, von Stephan Hales, D. der Theologie und Mitgliede der Königlichen Academie.

Da die neulichen Erdbeben in London und einigen andern Theilen Englands die Aufmerksamkeit der Menschen rege gemacht, die Ursachen derselben, beides in Ansehung der Religion und der Natur, zu betrachten; dieselben aber in Absicht auf die Religion von dem Bischof von London in seinem vortreflichen Hirtenbriefe an die Geistlichkeit und das Volk von London und Westmünster, welcher mit so allgemeinem Beifalle ist aufgenommen worden, schon in Erwägung gezogen sind: so will ich allhier eine kurze Nachricht von demjenigen geben, was mir eine wahrscheinliche natürliche Ursache derselben zu seyn vorkömmt. Zuerst aber mus ich einem Einwurfe einiger ernsthaften und es wohlmeynenden Leute begegnen, die sich an allen Bemühungen, eine natürliche Ursache vom Erdbeben anzugeben, zu ärgern fähig sind: denn da sich solches in diesen nördlichern Gegenden der Welt nur selten zuträget; so wird es um so vielmehr für die Würkung eines Wunderwerks angesehen. Man sollte aber billig erwägen, daß der ordentliche Lauf der Natur eben sowohl durch die göttliche Würkung regieret wird, als die

ausserordentlichen und wunderbaren Begebenheiten. GOtt verändert bisweilen die Ordnung der Natur, aus der Absicht, den Menschen wegen seines Ungehorsams und seiner Thorheiten zu züchtigen, indem ein natürliches Ubel von ihm gnädiglich zu einem moralischen Gute bestimmet wird. Alle Begebenheiten sind unter seiner Regierung, und vollziehen seinen Willen. An der andern Seite giebt es einige, die sich sehr wenig aus dem Erdbeben machen, weil natürliche Ursachen davon angegeben werden können. Allein die Hand GOttes mus in diesen Dingen nicht übersehen werden, unter dessen Regierung alle natürliche würkende Dinge, insonderheit solche seltene und ungewöhnliche Begebenheiten, als Erdbeben, ihre Würkung äusern. GOtt gebrauchet alle Creaturen zu Werkzeugen seines Willens, natürliche und moralische würkende Dinge stehen alle unter seiner Regierung. Wenn er ein Volk mit theurer Zeit beleget, ist solches deswegen weniger die Hand GOttes, weil uns die natürlichen Ursachen davon, nämlich grosse Dürre und unfreundliche Witterungen, bekannt sind? Feuer, Hagel, Schnee, und Dampf, und Sturmwinde richten sein Wort aus, Ps. 148. v. 8. Angestekte Luft, pestilenzialische Krankheiten, und Erdbeben stehen, ungeachtet sie durch natürliche Ursachen erreget werden, unter dem göttlichen Einflusse. Er ordnet und regieret nicht nur die Würkungen der Natur; sondern hat auch seinen Einflus in die Handlungen der moralischen würkenden Dinge. Er lenket die Herzen der Regierer der Völker, wie es ihm gefällt, so, daß sie oft die Menschen, durch die strenge Geisel, und das grosse Unglük der menschlichen Natur, den Krieg, züchtigen. Erdbeben müssen daher nicht mit verächtlichen Augen angesehen werden; auch müssen wir uns aus dieser Ursache nicht ermuntern, ohne alle Sorge in einem gottlosen Wandel fortzufahren. Wenn uns gleich keine Nationalgerichte überfallen, so kan es doch gar bald geschehen; daß wir in schwerere Bestraffungen unsers künftigen Zustandes fallen. Weil nicht bald geschieht ein Urtheil über die bösen Werke, dadurch wird des Menschen Herz voll Böses zu thun. Ob ein Sünder hundertmal Böses thut, so weis ich doch, daß es wohl gehen wird denen, die GOtt fürchten, die sein Angesicht schauen, Pred. Sal. 8. v. 11, 12, 13. Es wird nicht undienlich seyn, bei dieser Gelegenheit einer beständigen und ununterbrochenen Plage zu gedenken, an welcher wir zugleich mit vielen andern Nationen gelitten haben, und, allem Ansehen nach, noch leiden werden. Eine Plage, die unter allen die grösseste ist, welche jemals die unglüklichen Menschen überfallen. Sie ist die verderblichste vor allen andern, nicht nur in Ansehung des Lebens, sondern auch der Sitten der Menschen. Sie ist beides ein natürliches und ein moralisches Ubel. Ich meyne dadurch fermentirte und distillirte spirituöse Getränke von allerlei Art. Wenn GOtt der Allmächtige jährlich so viele Menschen durch Erdbeben verderbte, als jährlich durch distillirte starke Getränke verderbet werden, welches wahrscheinlicher Weise über eine Million Menschen in der ganzen Welt ausmachet, was würde solches nicht für einen grossen Schreken und für Bestürzung allenthalben verursachen! Aber leider! mit was vor einer Unempfindlichkeit, mit welcher Ruhe, ja sogar mit welchem Wohlgefallen wird dieses entsezliche, sowol natürliche, als moralische Uebel bei uns angenommen und sogar unterhalten? Es gehet so weit, daß es nunmehr durch ein gerechtes Gericht zum Fluche und zur Strafe der Welt, und zwar von der grösten Art, so jemals das menschliche Geschlecht betroffen, geworden ist. Diesem ungeachtet bezaubert und bethöret diese einnehmende Sirene die Völker dermassen, daß sie ihren betrübten Einflus weit und breit fortpflanzet, jährlich immer grössere Verheerung, sowohl im Leben, als als auch in den Sitten der Menschen, anrichtet, und

sogar das menschliche Geschlecht sehr erniedriget. Was das Erdbeben selbst, und insonderheit dasjenige anbetrift, welches den 8. Merz, 1750. in London ungefehr 20. Minuten vor 6. Uhr des Morgens gespühret worden; so wachte ich damals in meinem Bette, das im untersten Stoke meines Hauses stund, welches nahe bei der St. Martinskirche in London lieget. Ich merkte gar eigentlich, daß sich das Bette erhob, und folglich muste sich die Erde auch erheben. Es war ein dumpfiges dringendes Geräusche im Hause, welches sich in einem lauten Knalle, wie von einer kleinen Canone, endigte. Die ganze Dauer vom Anfange des Erdbebens bis zum Ende, war 3. bis 4. Secunden. Die Soldaten, so sich zu St. James Park auf der Wache befunnden, und andere Leute, welche schon aufgestanden waren, sahen eine schwärzliche Wolke, mit einem ziemlichen Blize, kurz vorher, ehe das Erdbeben anfieng. Es war auch sehr geruhiges Wetter. Und in der Geschichte der Erdbeben wird bemerket, daß sie gemeiniglich bei geruhigem Wetter mit einer schwarzen Wolke ihren Anfang nehmen. Und wenn die Luft vor einem Erdbeben auch klar ist; so finden sich alsdenn doch öfters Zeichen von einer Menge entzündbarer schwefelichter Materie in der Luft, als ignes fatui, oder Irrlichter und Meteora, welche fallende Sterne genennet werden. Nun habe ich schon vor vielen Jahren in dem Anhange zu meinen statischen Versuchen Experim. 3. S. 280. die Würkung gezeiget, welche die Vermischung einer reinen und einer schwefelhaften Luft auf einander hat. Nämlich, man seze ein gläsernes Gefäs, so ungefehr zwei Quartier hält, und einen Hals hat, der etwa 20. Zoll lang, und 2. Zoll weit ist, mit dem Munde niederwärts gekehret, in einen Eimer mit Wasser. Darunter thue man in einem dazu bequemen gläsernen Gefäs mit einem langen engen Halse eine Mischung von Scheidewasser und gestossenen Pyrite, nämlich dem Steine, wovon der Vitriol gemacht wird; so entstehet ein starkes Fermentum, welches das Glas mit röthlichen schwefelichten Dünsten erfüllet, welche, da sie mehr Luft erzeugen als verderben, verursachen, daß das Wasser, womit der ganze Hals des gläsernen Gefässes angefüllet war, gar sehr herunter fällt. Wenn die röthliche schwefelichte Luft in dem obersten Theile klar ist, nachdem es zwei oder drei Stunden gestanden, und alsdenn der Mund des umgekehrten Glases aus dem Wasser gehoben wird, so, daß man das Wasser in dem Halse des Glases herausfallen lässet; so dringet, wenn man annimmt, daß dieses ein halbes Nössel ausmachet, eine gleiche Quantität frischer Luft in den Hals des Gefässes, welches den Augenblik ins Wasser mus getunket werden. Auf die Vermischung der frischen mit der nunmehr klaren schwefelichten Luft, entstehet den Augenblik eine heftige Bewegung zwischen den beiden Arten Luft, und sie werden anstatt durchsichtig und klar zu seyn, in einen röthlichen dunkeln Dunst verwandelt, der die Farbe derjenigen Dünste hat, welche verschiedene Abende vor den leztern Erdbeben gesehen worden. Während der Effervescenz wird eine Quantität Luft, die beinahe der frisch hereingelassenen Luft gleich ist, verderbet, welches daraus erhellet, daß das Wasser in dem Halse des Glases fast eben so hoch steiget, als vorhin. Und wenn, nachdem die Effervescenz der vermischten Luft, vorbei ist, und dieselbe wieder klar geworden, frische Luft, wie vorhin, zugelassen wird, so wird es wieder röthlich und unruhig, und verdirbt die neu zugelassene Luft, wie vorhin, und solches nach verschiedenen wiederholten Zulassungen der Luft. Allein nach jeder neuen Zulassung frischer Luft, wird die verderbte Quantität immer weniger, bis nichts mehr verderbet wird. Es ist einerlei, wenn es auch verschiedene Wochen nach einander gestanden, wenn indessen nur nicht gar zu viele frische Luft zugelassen worden. Nun habe ich gefunden, daß die Summe der so verderbten frischen Luft

bei-

beinahe der ersten Quantität schwefelhafter Luft in dem umgekehrten Glase gleich gewesen.

Da wir in diesem Versuche einen völligen Beweis von der starken Bewegung und Aufwallung haben, die von der Vermischung der frischen Luft mit solcher Luft entstehet, die mit schwefelhaften Dünsten angefüllet ist, welche aus verschiedenen mineralischen Dingen, und insonderheit aus den Pyriten hervor gebracht werden, daran die Erde einen Ueberflus hat; können wir denn nicht mit Grunde schliessen, daß die beschwerliche Hize, welche wir in einer schwühlen Luft, wie man es zu nennen pflegt, empfinden, von der innerlichen Bewegung zwischen der Luft und den schwefelhaften Dünsten, die aus der Erde aufsteigen, verursachet werde? welche Aufwallung sogleich aufhöret, sobald diese Dünste gleichmäsig und einförmig mit der Luft vermischet werden, wie solches auch in den Aufwallungen und Gährungen anderer Flüssigkeiten geschiehet. Die gemeine Anmerkung, daß das Blizen die Luft kühle, scheinet also auf gutem Grunde zu ruhen; indem solches die äusserste und lezte Bemühung dieser Aufwallung ist.

Können wir hieraus nicht auch mit guter Wahrscheinlichkeit schliessen, daß die erste Entzündung des Blizes durch die plözliche Vermischung der reinen heitern Luft über den Wolken mit den schwefelhaften Dünsten, welche bisweilen in Menge dichte unter den Wolken in die Höhe steigen, zuwege gebracht werde, indem die fürchterlichsten Donner gemeiniglich alsdenn sind, wenn die Luft ganz schwarz von Wolken ist, und weil es selten ohne Wolken doñert? Die Wolken dienen in diesem Falle, wie das obgedachte umgekehrte Glas zu einer Theilung zwischen der reinen und der schwefelhaften Luft, welche beide Arten Luft also, nach ihrer plözlichen Vermischung, durch den Zwischenraum der Wolken, gleich den beiden Arten Luft in dem Glase, eine heftigere Aufwallung verursachen müssen, als wenn diese beide Arten Luft, ohne Zwischenkunft der Wolken, dadurch allmählich von der Erde hinauf, und die kalte heitere Luft von oben herunter gestiegen wäre. Und obgleich kein heller Lichtstrahl in dem Glase zu sehen ist; so kan doch, wenn eine solche plözliche Aufwallung unter einer grossen Menge dergleichen Dünste in der freien Luft aufsteiget, dieselbe nicht unwahrscheinlich eine solche reissende Geschwindigkeit bekommen, daß sie die schwefelhaften Dünste entzündet, und daher helle wird.

Und weil mit den Würkungen, die der Bliz, wie bemerket ist, auf die Lungen der Thiere hat, als welche er oft tödet, indem er die Elasticität der Luft ihnen hemmet, ingleichem, daß er die Fenster von aussen zu zerbricht, indem er die Elasticität der Luft an der auswendigen Seite derselben aufhebet; weil, sage ich, es hieraus wahrscheinlich ist, daß die schwefelhaften Dünste einen grossen Theil der elastischen Luft verderben, so müssen dadurch grosse Bewegungen und Erschütterungen in der Luft verursachet werden, wenn sie in diese ausgelehrten Oerter dringet, welches sie denn nothwendig mit grosser Geschwindigkeit thun mus. D. Papin hat die Geschwindigkeit ausgerechnet, mit welcher die Luft in einen ausgeleerten Recipienten dringet, wenn sie durch den ganzen Druk der Atmosphär getrieben wird, und hat gefunden, daß solches in einer Secunde 1305. Fus ausmache, welches 889. Meilen in einer Stunde austrägt, und beinahe eine 18 mal grössere Geschwindigkeit ist, als die Geschwindigkeit der stärksten Stürme, welche auf 50 Meilen in einer Stunde berechnet wird. Hieraus sehen wir, daß ein heftiger Orcan erreget werden kan, wenn an irgend einem Orte in Vergleichung des Ganzen nur ein kleiner Theil der Elasticität der Luft verderbet wird. Es ist also kein Wunder, daß solche gewaltsame Bewegungen der Luft, Orcane und Donner

wetter, zumal in den wärmern Gegenden hervor bringen, wo beides die schwefelhaften und wässerichten Dünste viel höher und in grösserer Menge erreget werden, und also gewaltsamere Würkungen haben.

Herr von Buffon erwähnet in seiner Naturgeschichte und Theorie der Erde schwarzer dunkler Wolken in der Luft nahe bei dem ungestümmen Vorgebirge der guten Hofnung, ingleichem in dem Meere bei Guinea, welche die Schifleute das Ochsenauge nennen, und die öfters Vorbotten entsezlicher Stürme und Orcane sind. Daher zu vermuthen ist, daß sie grosse Sammlungen schwefelhafter Dünste sind, die, wenn sie plözlich einen grossen Theil der elastischen Luft verderben, machen, daß die umher befindliche Luft mit grosser Gewalt in den leeren Raum hinein dringen, und dadurch Ungewitter und Orcane verursachet. Und bei der Küste von Guinea hat man oft drei oder vier von diesen Orcanen in einem Tage, davon die Vorbotten allezeit solche schwarze schwefelichte Wolken bei einer heitern und klaren Luft, und stillen See sind, die aber auf einmal bei dem Plazen dieser schwefelichten Wolken an zu wüten fänget. und in Jamaica hat man niemals ein Erdbeben gehabt, wenn so viel Wind da gewesen ist, der diese schwefelichten Dünste hat zertheilen können.

Eben so finden wir bei den lezteren Erdbeben in London, und in den Nachrichten von vielen andern Erdbeben, daß ehe sie kommen, gemeiniglich eine geruhige Luft mit einer schwarzen schwefelichten Wolke ist, welche Wolke, allem Ansehen nach, gleich einem Nebel würde zerstreuet werden, wenn Wind dabei wäre, und die Zerstreuung würde dem Erdbeben vorbeugen, welches, allem Ansehen nach, durch das knallende Blizen dieser schwefelhaften Wolke verursachet wird, indem solches nicht nur der Erde näher ist, als ein gemeines Blizen, sondern auch zu einer Zeit geschiehet, wenn schwefelhafte Dünste in grösserer Menge als gewöhnlich von der Erde aufsteigen, welches oft durch ein lange anhaltendes heisses und trokenes Wetter verursachet wird. Bei welchen mit einander verknüpften Umständen die aufsteigenden schwefelhaften Dünste in der Erde, allem Ansehen nach, Feuer fangen, und daher ein Erdblizen verursachen, welches zuerst, wie man glaubet, auf der Oberfläche derselben, in keiner grossen Tiefe, entzündet wird, dessen Plazen die unmittelbare Ursache eines Erdbeben ist.

Zwar bescheide ich mich, es könne unwahrscheinlich scheinen, daß die aufsteigende schwefelichte Dünste in der Erde solcher Gestalt sollten angezündet werden; allein da sie beständig durch die poros der Erde zu vielen guten und nüzlichen Endzweken mehr oder weniger aufsteigen, so ist es deutlich, daß Plaz genug zu ihrem Durchgange ist; über dieses haben, wie Herr von Buffon sagt, Naturkundige perpendiculaire und schiefe Spalten in allen Arten von Lagen der Erde nicht nur zwischen Felsen, sondern auch in allen Arten von Erde bemerket, die nicht umgegraben worden, wie man solches wahrnehmen kan, wenn man die Erde nur einigermassen tief öfnet. Diese Spalten nun werden durch das Troknen verschiedener Horizontallagen Erde verursachet, und sind also in langen trokenen heissen Witterungen viel weiter, welche die gewöhnlichen vorbereitenden Vorläufer des Erdbebens sind, und das Plazen der schwefelichten Dünste kan dieselben vermuthlich noch weiter machen.

Es ist sehr merkwürdig, daß selbst feuerspeiende Berge nach Borelli und anderer Naturkundigen Meinung sich zuerst an ihrer Oberfläche und Spize, und nicht durch die Aufwallung der Piriten und schwefelhaften Dünste in den Hölen und in den niedrigern Theilen des Berges zu entzünden anfangen. Der Hr. von Buffon

son sagt, Erdbeben finden sich allda viel häufiger, wo feuerspeiende Berge sind, indem sich allda der gröste Ueberflus schwefelhaftiger Materie findet; allein, ob sie gleich lange brennen, so verbreiten sie sich doch eben nicht weit. Die andern Arten von Erdbeben aber, welche durch keinen feuerspeienden Berg verursachet werden, greifen oft sehr weit um sich. Diese sind gegen Osten und Westen viel länger, als sie gegen Norden und Süden breit sind, und erschüttern eine Zone Erde an unterschiedenen Theilen ihres Laufs mit verschiedentlichen Graden von Gewalt, nachdem sie nehmlich verschiedene Quantitäten plazender schwefelhafter Materie an verschiedenen Orten antreffen. Von dieser Art Erdbeben bemerket man, daß sie fortdauren, und daß sie sich Zeit nehmen, sich in grosse Weiten, zuweilen auf Tausenden von Meilen zu erstreken. Sie sind augenblikliche Zerplazungen an jedem Orte nahe an der Oberfläche der Erde, und bringen daher nicht Berge oder Inseln nahe bei andern Inseln zuwege, als feuerspeiende Berge bisweilen thun.

Das Erdbeben, welches sich den 8ten Merz zu London äusserte, bewegte sich, wie man glaubte, von Osten gegen Westen. Der Herr von Buffon gedenket eines Erdbebens zu Smyrna im Jahre 1688. welches sich von Westen gegen Osten beweget, und in dem Erdbeben zu London war es an der Ostlichen Seite. Man bemerkte daher auch, daß die röthlichen Bogen in der Luft, welche verschiedene Tage vor diesem Erdbeben gesehen worden, in Osten entstanden, und nach Westen fortgegangen. Nach dem Erdbeben zu Smyrna ward bemerket, daß die Schlosmauren, welche von Osten gegen Westen giengen, herumgeworffen waren, da hingegen die von Norden gegen Süden bestehen blieben, und daß die Häuser auf den Felsen fester, als die Häuser auf der Erde gestanden. Man hat zu Boulogne in Italien bemerket, daß das Wasser des Tages vor einem Erdbeben unrein geworden, welches zweifels ohne durch das Aufsteigen einer grossen Menge schwefelhafter Dünste durch die Erde verursachet worden.

Was das hole rummelnde Geräusche anbetrift, welches gemeiniglich bei Erdbeben gehöret wird, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß solches durch die grosse Bewegung verursachet werde, in welche die elektrische ätherische Flüssigkeit durch einen so starken Stos eines grossen Haufens Erde gesezet wird. Denn kan die geringe Bewegung eines kleinen sich herumwälzenden Glases diese Materie zur Geschwindigkeit des Blizes, und zwar mit solcher Kraft bringen, daß ein Thier dadurch kan getödet werden, in eine wie viel grössere Bewegung ist sie denn wohl nicht durch die plazende Kraft eines Erdbebens zu sezen? Man hat bemerket, daß der Knall einer Canone in St. James Park das Fensterglas des Schazhauses elektrisire. Und was es noch wahrscheinlicher machet, ist die Aehnlichkeit, die sich in andern Stüken dazwischen findet: denn gleichwie der elektrische Stral mit der Geschwindigkeit des Blizes, längst den dichtesten Körpern, als Eisen u. s. w. hinfähret, und wie ich gesehen habe, daß er blos an der unregelmässigen Vergöldung des Leders hingefahren; so bemerket man, daß solche dichte Körper Begleiter des Luftblizes sind, der Eichen zerspaltet, und wovon man weis, daß er fortgelaufen und einen eisernen Drath einer Gloke an zwo Seiten eines Zimmers zerschmolzen u. s. w. Und eben so hat man in dem grossen Erdbeben zu Jamaica bemerket, daß auf den felsichten Bergen das fürchterlichste Geheule gewesen. Und in dem lezten Erdbeben vom 8. Merz zu London schien es, als wenn das stärkste Knallen nahe an grossen steinernen Gebäuden, und Kirchen mit hohen Spizen gehöret würde. Ich, der ich in Duke's Court, nahe bei St. Martinskirche lag, und die ganze Zeit des Erdbebens wachte, hörte deutlich oben in der Luft ein lautes Knallen, wie

von

von einer kleinen Canone, welches mich auf die Muthmassung brachte, das Geräusche entstünde von dem Herabdringen und der plözlichen Ausdehnung des elektrischen Fluidi auf der Spize des S. Martinsthurms, wo alle elektrische Ausdünstungen, welche den grössern Körper des Thurms hinanstiegen, und durch die Anziehung stark verdichtet, und an der Spize des Thurms beschleuniget worden, bei ihrem Herabdringen ein so lautes ausdehnendes Knallen verursachet.

Auszug aus den Betrachtungen über wiederholte Versuche einer neuen Art Feuersbrünste zu löschen.

Das Gerüchte, so vor etlichen Jahren sich überal ausgebreitet hatte, man habe ein besonder Geheimnis erfunden, Feuersbrünste zu löschen, hatte den Herrn Reaumür und andere Mitglieder der Königl. Academie veranlasset, dergleichen Versuchen selbst beizubringen und sie genau zu untersuchen. Gemeldeter Herr von Reaumür hat folgende Betrachtungen darüber mitgetheilet, wodurch sowohl das vorgegebene Geheimnis eigentlich endekt, als auch die Nuzbarkeit dieser Erfindung durch gute Einschränkungen sehr wahrscheinlich gemacht und gerühmet worden.

Herr le Blanc lies in dem Vorhofe des Invalidenhauses eine Hütte von Brettern bauen, welche vierekig, die Seiten 18. Fus, die Höhe bis an das Dach 10. Fus, das Dach selbst 5. Fus hoch gewesen. Im Dach waren 6. Oefnungen, und zwei andere an jeder Seite der Hütte. Einige Bretter waren mit Pech beschmieret und an den Oefnungen wurden gedörrte Seile aufgehängt. Inwendig an die Wände waren Scheiterholz angelehnet. Die, so diesen Versuch machen sollten, hatten in einen kleinen Verschlag zwei hölzerne Tonnen gebracht, die 22. Zoll und einen halben in der Höhe und 13. im Durchmesser hatten. Das Feuer wurde mit Fakeln angezündet, da die Flammen zum Dach heraus brachen, hörte man einen grossen Knall, und die Flamme war aus. Man hatte vorher das wesentlichste diesem Geheimnis in ein gerümtes gewises Pulver gesezt. Die Neugierigkeit der gelehrten Zuschauer machte sich sogleich mit den Überbleibsel von einer blechernen Büchse, die auf dem Boden lagen, zu schaffen. Sie rieben die Finger daran; diese wurden schwarz und rochen nach gemeinem Schiespulver. Eben diese Stüke der blechernen Büchse zeigten, daß nicht die ganze Tonne voll Pulver gewesen. Herr Geoffroy hatte die Muthmassung, das übrige von der Tonne sey mit Asche gefüllt gewesen, welche durch den Schlag allenthalben herum geworffen werde, und zum Erstiken der Flamme viel beitrüge. Allein, bei einem zweiten Versuche, das Feuer in einem Keller zu löschen, kam man noch mehr hinter das Geheimnis. Das Fas war nicht recht gebunden, es drang hie und da Wasser durch. Das Kunststük ist sinnreich, man hat alle Arten das Feuer zu löschen zusammen und in einer Zeit zugleich wirken lassen. So viel als sich errathen liese, nahm eine chilindrische Büchse von weissem Plech den Mittelpunct der Tonne ein. Die Büchse hat nicht wohl über 2. Pfund Pulver halten können, wohl aber weniger. Ihr Durchmesser war fast von 4. Zoll. Die Büchse hat einen langen Hals, wie eine Bouteille; der Hals geht bis auf einen Boden der Tonne, und ist das Zündloch zum Pulver. In der Tonne ist übrigens gemeines Wasser. Dis Geheimnis wird dadurch nicht unnüze, weil alle Würkung davon eigentlich nur darinn bestehet, daß das Feuer erstiket wird. Es bleiben unzählige Umstände, wo es ungemein nüzlich seyn kan. Ist die Flamme erst gedämst, so können Sprizen und Eimer mit bessern Erfolg wirken. In allen Fällen, wo das Wasser selten ist, kan man mit wenigen auf diese Art mehr ausrichten, als bisher mit

mit vielen. Hat das Feuer eine Scheuer voll Stroh oder Heu ergriffen, so kan diese neue Erfindung den Brand gleich dämpfen. Bei Materialisten in grossen Städten, wo Oel, Brandewein u. d. gl. in Kellern liegt, müssen diese Tonnen vortrefliche Dienste thun. Man kan oft leichter ein Fas in einen Keller bringen, als alle Löcher verstopfen, wodurch sonst das Feuer auslöscht, so doch nur bei solchen Dingen angehet, welche Kolen geben. Man kan mehr Tonnen hintereinander brauchen, wenn der Brand sehr stark ist; und um keinen Schaden für die Gewölbe befürchten zu müssen, könnte man anstatt eines grossen Fasses, mehrere kleine nehmen. Hr. Geoffroy erklärt diese Würkung also: Es geschieht eine grosse Bewegung der Luft, die das Feuer durch Blasen und Zerstreuung der Flamme löschen kan. Die plözliche Verdünnung der Luft verursacht einen leeren Raum, worinn die Flamme aufhöret. Das Wasser wird in unzählige kleine Strahlen getheilet. Die brennenden Flächen werden auf einmal an allen ihren Theilen angegriffen. Sonderlich wird sich bei dem Anfang einer Feuersbrunst der Vortheil von dieser Erfindung erwarten lassen.

Der neue Druide, oder Unterricht zur Wartung junger Eichen; auf die Naturlehre gegründet, durch lange Erfahrung bekräftigt, und überzeugend vorgetragen, auch umständlicher ausgeführt, als was man bisher von ihrer Zucht gelehret hat. Durch Jacob Wheeler.

Ob die Engelländer gleich wegen des Schifbaues eine besondere Ursache haben, die Eichen in Betrachtung zu ziehen, so ist doch alles, was die Bäume und Waldungen betrift, und darunter auch das Eichenholz, wegen desselben vielfältigen Gebrauches, ausser Engelland ebenfalls so wichtig, daß eine Nachricht von diesem Werke nicht unnüze seyn kan: Und es braucht einen Auszug desto nöthiger, weil der Verfasser seine Lehren in der blumenreichen, ja oft schwülstigen Schreibart, die schwerlich allen Engelischen Holzgerechten verständlich seyn dürfte, vorgetragen, und oft unter nicht allzunöthigen Ausschweifungen verstekt hat. Seine Absicht kömmt darauf an, zu zeigen, wie man zu erhalten vermögend ist, daß die jungen Eichen ordentlich und regelmäßig wachsen; daß die unordentlichen Bewegungen des Saftes in denselben verbessert werden, und daß selbst die schon erwachsenen Fehler der älteren sich einigermassen ändern lassen. Man hat dieses bisher bei den Eichen nicht zu bewerkstelligen gewust, oder nach seinem Ausdruke; die Eiche hat weniger, als andere Arten der wilden Bäume, dem äusserlichen Ansehen nach, die königliche Herrschaft des Menschen, über ihre gewöhnliche Art zu wachsen, erkannt: Den Nuzen dieses Unternehmens zeigt der Verfasser daher, weil der Preis der zum Schiffbaue nöthigen Eichen stark gestiegen ist; Man bedient sich zwar auch derer aus Neuengelland, aber sie haben von den Eichen des europäischen Engellands mehr das Ansehen, als das Wesen. Die Seeleute wissen es, ob sie es aus guten Ursachen den Besizern britanischer Wälder eben nicht bekannt machen. In den königlichen Schiffen werden die neuengelländischen Ei-

chen nur unter Wasser gebraucht, wo keine Canonkugeln hinkommen, in Westindien aber dauren sie gar nicht, da sie den Würmen so sehr unterworfen sind. Ein Schif aus britanischem Holze, das schon zehen Jahr alt ist, hält die besten ganz neuen von den neuengelländischen aus.

Ehe der Verfasser anfängt, die Auferziehung, die er bei den jungen Prinzen der Wälder zu gebrauchen vorschlägt, zu erzehlen, so erwehnt er erstlich, was bisher dabei für Fehler begangen worden. Er rühmt Herrn Evelyns nüzliche Bemühungen, sogar, daß er sagt, es bleibe nicht viel mehr übrig, als einige wenige Versehen desselben zu verbessern. Dergleichen fällt auch hier vor. Hr. Evelyn befiehlt, die ersten hervortreibenden Aeste einer jungen Eiche abzuhauen, wodurch sie künftig eine ansehnliche Höhe erhalten soll. Herr Evelyn hat hierinne vermuthlich dem Herrn Lawson, und vielleicht dem Gebrauche seiner Zeiten nachgefolgt. Man hat geschlossen, daß das bei den Eichen gute Dienste thun müsse, was bei Espen, Ahornen u. d. gl. vortheilhaft befunden worden: doch der Verfasser vergleicht die Eiche mit eroberten Völkern, welche sich wegen der ihnen angethanen Gewalt durch öftere Empörungen rächen. Er hat Herrn Evelyns Vorschriften gefolgt: aber an den verhauenen Pläzen sind immer neue Aestchen, wie Köpfe einer Hydra hervor gekommen.

Herr Cook, ein gründlicher und vernünftiger Schriftsteller und Gärtner bei dem damaligen Grafen von Essex, glaubte, die Zeit sey nur vom Hn. Evelyn nicht recht gewählt, und wenn solches zeitig im Sommer geschähe, nachdem der schnelle Flus des Saftes im Frühlinge sich in völlig ausgetriebene Blätter verbreitet hätte, würde das, was im Stande zurük bliebe, an den verhauenen Pläzen keine merkliche Aeste hervor zu treiben vermögend seyn; allein er gesteht selbst, daß ihn sein Schlus betrogen.

Herr Wheeler machte endlich folgende Uberlegungen, wegen dessen, was aus Abhauung der Aeste entstehen kan: Wenn die Aeste bei der Eiche plözlich abgehauen werden, so wird der gewöhnliche Lauf des Saftes, so zu reden, unverhoft zurük gehalten, und wie er ziemlich hoch schon in solchen hinan ist, und nicht wieder zurük in die Wurzeln kan, auch immer mehr zufliest; so hat er weder Zeit noch Kraft genug, die engen Gefässe im Obertheile des Baums so zu erweitern, daß sie ihn einnehmen könnten, es ist also sehr natürlich, daß er sich Luft machet, so gut er kan, und also Seitenschößlinge treibt: und wenn dieses nicht erfolgt, so kan der Baum bersten, oder eine Verstokung des Saftes entstehen. Dem Verfasser schien also diese Art, den Baum seiner Aeste zu berauben, zu gewaltsam und plözlich, daher er auf eine gelindere bedacht war. Er suchte also, durch eine entkräftende, aus-

zehrende

zehrende Wegschaffung der Aeste, dem Baume, der sie gezeugt hatte, ihren Verlust fast unempfindlich zu machen. Es kömmt nemlich darauf an, daß er einen Theil der Aeste ihrer Rinde beraubt. Die beste Zeit zu dieser Verrichtung ist der Theil des Frühlings, da die Rinde sich gut abschälen läst. Es ist aber zu bemerken, daß der Saft in jungen Eichen nicht so zeitig treibt, als in alten. In den ersten hat der Verfasser oft gefunden, daß er bis in den Sommer und bis zur Erndezeit, etwa nach einem Regengusse, ja bei warmer und feuchter Witterung wohl bis Michaelis getrieben hat. Diese Länge der Zeit ist für diejenigen vortheilhaft, die viel Eichen ziehen wollen.

Seine Art ist also, die Rinde von dem Aste, hart an dem Stamme, wegzunehmen, und zwar, wohl noch härter am Stamme auf der untern, als auf der obern Seite, wovon die Ursache jemanden, der solches mit Aufmerksamkeit verrichtet, leicht in die Augen fallen wird. Er durchschneidet also hart am Stame rings herum, mit einem krummen Messer, die Rinde ganz durch, bis auf das Holz. Er thut einen andern solchen Schnitt rings um den Ast, in einiger Entfernung von den vorigen, die sich nach der Grösse des Astes richtet; zwischen diesen beiden Zirkelschnitten schlizt er die Rinde längst des Astes auf, die sich alsdenn durch einen gelinden Druk des Daumens leicht spalten und abziehen läst. Aeste, die etwa so stark als eines Mannes Zeigefinger, oder etwas schwächer sind, beraubt er der Rinde auf dritthalb Zoll, d. i. er nimmt dritthalb Zoll, vom Stamme angerechnet, von der Rinde hinweg. Die etwa die Stärke eines Peitschenstieles haben, verlieren etwas mehr, und denen, die so stark sind, als die Sprossen einer Leiter, werden wenigstens vier Zoll Rinde genommen. Stärkere Aeste unternimmt er nicht leichte, wegzuschaffen, ob er es wohl auf eben diese Art für möglich hält. Die kleinsten solchergestalt ihrer Rinde beraubten Aeste sterben ordentlich im Anfange des zweiten Jahres ab, und manche zeigen ihren herannahenden Tod bald in dem ersten: die grössern halten sich ein wenig länger, und die grösten leben, aber doch selten, bis ins dritte Jahr; sie leben, aber sie wachsen weder an Länge, noch Stärke, nur treiben sie Blätter, aber auch in geringer Anzahl, aus schon zuvor vorhanden gewesenen Knospen. Die trokne oder feuchte, hizige oder gelinde Witterung u. d. g. beschleunigen oder verzögern ihr Verderben. Das mus man aber inacht nehmen, daß sich die Rinde gut abschälen läst, denn wenn etwas davon an den Holzästen bleibt, so mus man entweder die Operation das folgende Jahr wiederholen, oder sie schmachten eine lange Weile, ehe sie gänzlich absterben. Der Verfasser erzehlt hier nur seine Erfahrungen, da vielleicht zu andern Zeiten und un-

ter andern Umständen der Erfolg etwas anders seyn kan. Wie er auch mehr practische, als gelehrte Kenntnis besizt, so erinnert er wegen der folgenden Schlüsse, daß er solche nur für seine eigene Muthmassungen ausgebe, wie man sich gegentheils auf die Richtigkeit der Erfahrungen, die er anführt, verlassen darf.

Die erste von diesen Erfahrungen ist, daß sich nach verrichteter Schälung des Astes ein Ring von Rinde an dem Stamme, am Ende des Astes, welchem die Rinde weggenommen worden, erzeugt. Der Verfasser leitet den Ursprung desselben von dem Safte her, der sonst zwischen dem Stamme und dessen Rinde in den Ast gegangen ist, und nun, da er nicht weiter fort kan, von dem Stamme einen solchen Ring machet. Hierdurch hilft die Natur dem Baume ohngefehr eben so, wie sie verwundeten Thieren hilft. Dieser Saft dient wie ein Balsam, die äussere Wunde zu heilen, er drükt und schliest sie zusammen, und wenn die Zeit kömmt, daß man den abgestorbenen Ast wegzusägen oder zu hauen für gut befindet, so bedeken die inneren Seiten des Ringes die dadurch verursachte Oefnungen fast um die Hälfte geschwinder, als dergleichen Wunde wäre zugedekt worden, wenn man sie durch eilfertige Abhauung des noch grünen Astes verursachet hätte.

Von dem übrigen Safte, der sonst in den Ast gegangen wäre, und den Ring nicht mit erzeugen hilft, vermuthet der Verfasser, daß er die Menge desjenigen vergrössere, der in die nächst höhern Aeste steigt, wie aus derselben ausserordentlichen Wachsthum alsdenn erhellet; ein Theil findet auch wohl noch eine Zeitlang Wege durch das innere Holz des geschälten Astes.

Damit gleichwohl nicht etwa der verhinderte Abgang des Saftes in den verschmachtenden Ast, dem Baume schädlich sey, so schlizt der Verfasser mit der Spize eines starken Messers, die Rinde an dem Stamme, über und unter dem Orte, wo der Ast geschält worden, in drei oder vier gleich grosse Abtheilungen. Dadurch entladet sich der Baum des überflüssigen Saftes, und wendet solchen zu äusserlicher Verstärkung des Stammes an, indem sich der äussere Ring des dichten Holzes vergrössert. Also sagt der Verfasser, ist alles inwendig ruhig = die allzugrosse Verdünnung wird gehindert = zu starke Aufwallung verkühlen = ihre gewöhnlichen Würkungen werden zurüke gehalten = und die Natur erfüllt des Abschälens Endzwek zugleich mit ihrem eigenen. = = = = Solche Strichelchen, wie in diesem Absaze enthalten sind, befinden sich überall; Ich kan nicht sagen, was den Verfasser bewogen, seiner Schrift ein so ängstliches Ansehen zu geben, als ob man die lezte Scene in einem sterbenden Cato läse, oder der Verfasser und seine Leser engbrüstig wäre.

In

In dem dritten Capitel erzehlet der Verfasser, wie er untersucht habe, ob die solchergestalt durch Schälen ihrer Aeste beraubten Bäume in die Dike mehr als andere zunähmen. Er hat zu dieser Beobachtung sechs junge Eichen, von gleicher Grösse, und so nahe beisammen, als er sie finden können, erwählt; alle diese hat er einen Tag mit einer Leine, die sich nicht ausdehnen lies, aufs genaueste umgürtet; beide Enden übereinander gelegt, von einem Bedienten halten lassen, bis er solche mit Dinte bezeichnet, und alsdenn an dem Orte, wo die Umgürtung geschehen war, einen kleinen Nagel in die Rinde des Baums eingeschlagen, damit er sie an solchem Orte allemal wiederholen könnte. Der Ort, wo er die Bäume umgürtet, ist ohngefehr 6. Fus über der Erde gewesen. Nach Ablauf eines Jahres waren zwo von den Eichen, an denen man die Rinde aufgeschlizt hatte, stärker im Umfange geworden, als zwo, denen solches nicht wiederfahren war. Zwischen einer aufgeschlizten, und einer andern fand der Verfasser nur wenigen Unterschied, und bei Fortsezung des Versuchs hatte die geschlizte allemal den Vorzug. Das Wachsthum des Baums in die Runde kan man indes nicht aus der Summe des Innhalts aller Schlize zusammen gerechnet bestimmen, Es ist bald grösser, bald kleiner. Die Witterung kan hier viel verändern. Das Aufschlizen der Rinde tödet zwar selten Sprößlinge, die schon heraus getrieben sind, aber es schwächt und kränket sie. Der Verfasser hat bei Abschälung der Aeste die Rinde rings um den Stamm herum in drei oder vier gleiche Theile, durch Schlize von zehn Fus, und meist noch länger, zerschnitten. Daß die Bäume solchergestalt stärker werden, ist ihrem Wachsthume in die Höhe gar nicht hinderlich. Der Saft, der sonst in die Asche gegangen wäre, wird nun angewand, den Gipfel höher zu treiben. Der Verfasser hat nie mehr, als drei Aeste das erstemal an einem Baume geschält; und nicht eher, als den dritten Frühling darauf diese Verrichtung an andern Aesten eben desselben Baums, auch nie an mehrern, als noch an zweien wiederholt, und alsdenn meist drei Jahr geruht, bis er die höhern Aeste geschält. Von der Zahl, dem Stande und andern Beschaffenheiten der Aeste, die zum Schälen zu verdammen sind, schreibt er keine Regeln vor. Es ist nicht gut, alle Aeste nach der Ordnung, wie sie hervor geschossen sind, zu schälen, sondern man mus die stärksten zuerst nehmen, und einige schwächere, über und unter den geschälten lassen, damit solche den Baum auf einige Zeit von dem zu stark zuschiessenden Safte entledigen. Auch wenn die Zeit an eben dem Baume mehr Aeste zu schälen das erstemal wiederkömmt, nimmt er diese kleinen Aeste noch nicht weg, sondern läst sie noch länger, den Saft aufzuhalten; damit solcher die Stärke des Baums vergrössert, der sonst für seine Höhe zu schlank werden

den könnte. Er läst sie also nicht eher alle verschmachten, bis er dazu gehörige Ursache findet, worinnen ein wenig Aufmerksamkeit mehr unterrichten kan, als alle geschriebene Regeln. Zu ihrer Zeit müssen die grösten von diesen vormals kleinen, durch Beraubung ihrer Rinde, und die andern nach einer Art, die das nächstfolgende Capitel lehret, hingerichtet werden: Er nimmt Gelegenheit, innerhalb den vorerwehnten 3. Jahren, die meisten dieser Aeste, und was etwa für Schößlinge sind heraus getrieben worden, zu zerstören. Findet er, daß eine junge Eiche an ihrem Gipfel zwene Schößlinge nach Art einer Gabel treibt, so fängt er an, einen wegzuschaffen, und läst indes einen von den niedrigen Aesten stehen.

Der Verfasser erzehlt auch aufrichtig, was für widrige Zufälle ihm begegnet sind. Im Frühjahre 1742. folgten auf einen strengen Winter kalte Winde, ohne daß eine angenehme Wärme die Eichen im geringsten zum Wachsthume angereizet hätte. Der Saft, der zu günstigen Zeiten den Winter über dann und wann in sie gestiegen war, (denn derselbe ist bei dem geringsten Sonnenscheine nicht völlig ruhig) hing ohne einige Würksamkeit stille. So blieb es bis in die Mitte des nächstfolgenden Sommers. Ein wenig vor demselben; (Hier überfält den Verfasser wieder seine Engbrüstigkeit) erfolgten starke Regengüsse, und nach solchen kam Sonnenschein. Die bisher vor Froste starren Gefässe konnten alsdenn die Menge des verdünnten Saftes nicht enthalten, und noch vielweniger den Zuflus, den ihnen die feuchte und erwärmte Erde zuschikte, einnehmen: daher trieben des Verfassers junge Eichen, an denen er die Aeste geschält hatte, neue Schößlinge aus: aber eben dieses wiederfuhr andern ungeschälten. Der Verfasser bemerkt dabei, daß nach Hales Erfahrungen und Schlüssen die Erde in einer ziemlichen Tiefe, Tag und Nacht, Sommer und Winter, einerlei Wärme habe. Nun drüke die jählinge Kälte der Morgen- und Abendluft, bei einem Ost- oder Nordwinde, nebst dem Wachsthume des Gewichtes der Atmosphäre fast allen Saft, der noch nicht im Holz verdiket ist, von dem Gipfel nieder; aus der Wurzel aber steige, vermöge des vorigen, immer eben die Menge Saftes in die Höhe; aus dieser Menge einander begegnenden Saftes erfolge, daß der Baum entweder bersten, oder neue Aeste austreiben müsse.

Ein anderer Zufall ist dem Verfasser viel Jahre nach diesem begegnet. Die Eichen hatten im Frühlinge Schößlinge, wenigstens sechs Zoll lang getrieben; das äussere dieser Schößlinge ward, nebst den jungen Blättern, bei einem scharfen Nachtfroste so schwarz als Dinte, und darauf erfolgten, eben wie vorhin, kleinen Seitenschößlinge. Solche Zufälle wären ein grosses Ubel gewesen, wenn man kein ander Mittel gehabt hätte, die Zweige, die durch den Frost nicht völlig getödet waren, wegzuschaffen, als sie abzuhauen; denn da die hervortreibenden Aestchen, lebhaft, und zum Abschälen zu klein waren, so muste der Verfasser auf neue Mittel sinnen, wie er sie los werden wolte. Er lies von einem Bohrer die Schraube wegfeilen, und dem Reste die Gestalt eines Meisels geben; diesen Meisel trieb er durch die Rinde des Baums, erst über dem Schößlinge, alsdenn unter solchem hinein, um das Würzelchen des Schößlings selbst auszuheben. Dieses Verfahren ist langweilig, und geht nur bei den kleinsten Zweigen an, daher der Verfasser es bei Seite gelegt hat, wie Herr Homberg sein Unternehmen, aus Quecksilber Gold zu machen, weil solches die Kosten nicht tragen würde.

Der

Der Verfasser zeigt also im 4. Cap. einen kürzern Weg, die hervorkeimenden Sprößlinge zu töden. Er zerquetscht sie mit einem Hammer. Sind die Eichen zu hoch, daß man die Oerter, wo dieses vorzunehmen ist, von der Erde erreichen könnte, so thut solches sowohl, als die vorbeschriebenen Operationen an den Aesten und Rinden, ein Junge, den man an einer Leiter hinauf steigen läst. Es geschieht vermittelst eines kleinen Handhammers wie die Schmiede brauchen: Das Zerquetschen wirkt eben so viel als das Abschälen, und noch mehr, weil bei diesem das Holz nicht zerbrökelt wird; Aus dieser Ursache mus auch das Aufschlizen der Rinde, wenn man die Aestchen zerquetschet hat, stärker geschehen, als wenn man sie geschält hat: Man ist auch nicht verbunden, jeden Schliz in einem fort zu führen, sondern man kan verschiedene kürzere Schlize hier und dort etwa in einer gewisen Ordnung einen unter den andern machen.

Nachdem der Verfasser über Nachricht von der Art-Nuzen-und Ursachen, dieser Arbeit-und eine zureichende Kenntnis von den physikalischen Würkungen des Zerquetschens-Abschälens-und Rindeschlizens gegeben hat: So unterrichtet er seinen Leser ferner, welche Eichen sich hiedurch am besten ziehen lassen, und welche die gröste Geschiklichkeit und Aufmerksamkeit erfodern.

Die Eichen, bei denen man sich die beste Hofnung machen kan, sind diejenigen, deren Rinde in Vergleichung mit andern kan glatt und weis genennet werden, oder silberfarben und ziemlich dünne ist, dabei nur eine mäsige Bedekung von Moos hat, und mit dem Holze nicht allzu feste zusammenhängt. Zur Gesundheit der Eiche gehöret, daß die Theile zunächst unter der Rinde sich von dem Zuflusse des Saftes ausdehnen, und neue Jahrringe ansehen lassen, daß der Saft ohngehindert aufsteigen und den Gipfel erhöhen kan, ohne daß er die Seitensprößlinge zu treiben denöthiget wird. Ein Anzeichen von einem solchen gesunden Zustande ist, wenn ihre obern Aeste sehr aufgerichtet, und auch die niedrigen dem senkrechten Stande näher, als dem wagrechten sind, besonders nachdem sie der Winter von ihrer Blätter Last fast befreiet hat, auch wenn sie an sich selbst gerade und nicht gekrümmt und gewunden wachsen. Doch kan eine Eiche mit allen diesen guten Anzeigen immer klein bleiben, z. E. wenn sie aus einem alten Stoke ausgeschlagen ist: denn sobald sie alsdenn die Grösse erreicht hat, zu welcher die alten Wurzeln sie bringen können, steht sie still, weil die Wurzeln oft so alt sind, daß sie sich nicht weiter in die Erde fortstreken können.

Wenig Hofnung darf man sich von solchen Eichen machen, deren Rinde runzlich, voll tiefer Risse, schwarz ist, davon die Schößlinge des lezten Jahres, auch nach einer nassen Witterung sehr kurz sind, und da die Rinde an dem Holze fest anhängt und sich nicht wohl abschälen läst. Der Saft, welcher den ganzen Winter über gesammlet worden; reicht alsdenn nicht zu, die Theile des Holzes und der Rinde so schlüpfrig zu machen, als die Natur und die Menschen es fodern. Man findet nur zu viel solcher Eichen, entweder in schwachem Boden, oder wenn sie aus den Stöken, vorerwähntermassen ausschlagen, und sie erhalten wohl eine Höhe zu 8. zu 10. Fus, ehe sie an ihren Stillstand kommen. Manche Bäume treiben auch über und über zu viel Aestchen aus, daß man sie nicht von einer zulänglichen Anzahl auf einmal befreien kan.

Der Verfasser erinnert alsdenn, man solle bei verkauftem Holze nicht verstatten, daß die Holzbauer nicht nach ihrem Belieben diese Bäume fällen, und andere stehen lassen. Ein Holzgerechter könne in Begleitung eines Jungen, der einen Topf Theer u. d. gl. trage, den Wald durchgehen, und die Bäume, die stehen bleiben sollen,

sollen, rings herum etwa eine Elle hoch bezeichnen. Ferner erwähnt er, man könne an allen Bäumen im Frühjahr und mitten im Sommer die Rinde sicher aufschlizen, wenn sich die Rinde zu der Zeit, da man die Schößlinge zerquetscht, die Rinde sich mit einem starken Messer aufschlizen liesse. Geht es aber damit nicht an, so mus man eine Böttcherart, aber kein Beil nehmen, und alsdenn nicht zu weit in den Frühling hinein warten, denn sonst springen bei gar zu grosser Wärme von der Bewegung des Saftes die Schlize zu weit auf, und entblössen das Holz für Wind und Regen. Hat der die Schlize machen soll, eine wankende Hand, so kan er sich eines Werkzeuges bedienen, das an jedem Ende der Klinge einen Grif hat, damit durch einen ungleichen Schnitt das Holz nicht verlezt wird.

Es giebt Eichen, die oben unproportionirlich dünner werden als unten, weil die Sonne oder troknende Winde, die Rinde oben zu enge zusammen getrieben haben, diesen kan vielleicht durch Aufschlizen der Rinde an den obern Theilen geholfen werden, wie auch solchen, die zufälliger Weise auf einer Seite platt, nämlich nicht völlig rings herum zirkelrund sind, welches der Verfasser daher leitet, weil die Rinde an das Holz auf der plättern Seite zu feste anhängt. Er hat aber keinen von beiden Fällen selbst unter Händen gehabt, ob er wohl einen Versuch mit jungen Bäumen gemacht hat, die nicht stärker als seine Faust waren, er hat ihre Rinde ohngefehr vier Fus hoch vom Grunde, sechsmal ringsherum aufgeschlizt, und solches ein Jahr ums andere in den Zwischenräumen wiederholet, worauf ihre Stämme eine ausserordentliche Stärke erhalten haben. Daß man die Aeste durchs Zerquetschen am sichersten wegschaffen könne, beweist der Verfasser aus dem Beispiele verschiedener Kräuter, und selbst des Grases, die eher wieder wachsen, wenn sie scharf abgeschnitten, als wenn sie abgequetschet oder zertretten worden. Wegen des Vortheils, der bei dem Aufschlizen der Rinde ist, beruft er sich auf die bekannte Art einen gekrümmten Baum gerade zu machen, da man auf der hohlen Seite die Rinde aufschlizt, und dadurch nach des Verfassers Gedanken, dem Baume Gelegenheit gibt, die Höhlung mit Holze auszufüllen.

Man kan sich eben der Vorschläge des Verfassers bedienen, grosse Baumäste zu Zimmerholze von einem Baume abzusowdern; Man schält sie zur gehörigen Zeit, auf 18. Zoll lang, oder noch weiter; und läst sie in solchen Umständen, ein oder zwei Jahre am Baume, damit sich ein recht starker Ring von Rinde erzeugt: Beim Absägen mus man nicht zu eilfertig seyn, damit nicht zugleich durch ein jählinges Abreissen Splitter aus dem Baume gerissen werden, wo nachgehends Regen und d. gl. durch die Höhlungen in den Baum dringen. Nachgehends ebnet man die ofne Wunde mit einem Meisel, und höhlet sie mit einem Meisel an den Rindenringe inwendig aus damit sich solcher desto leichter ausbreiten, und die Wunde verschliessen kan, die übrigens auch mit einem Pflaster aus Talg, Wachs und Harz, an einem troknen Tage vermittelst eines Pinsels warm aufgetragen, oder was der Besizer sonst für dienlich findet, zu bedeken ist. Aeste, die von starken Winden losgerissen sind, oder sterben wollen, sollten eben so gewartet werden.

Der Verfasser bedient sich erwähnter Materie zum Pflaster, bei starken Aesten (denn schwache haben es nicht nöthig,) vermengt es aber mit Oel oder Spek, daß es wie Butter wird, und ohne geschmelzt zu werden, sich mit dem Daumen aufstreichen läst. Dadurch schüzt er den Baum vor den troknenden Winden und Regen, die eben so schädlich sind, als eine troknende Sonne. Die Knoten, welche nach abgehauenen Aesten im Stamme bleiben, und wenn das Holz nachgehends verarbeitet wird, durch ihr Herausfallen

len Astlöcher verursachen, verwachsen sich mit dem Holze, wenn nach des Verfassers Art verfahren wird. Er zeigt dieses sowohl daraus, weil der Saft, den sie sonst in sich nahmen und in die Aeste schikten, jezo zu ihrer eigenen Erweiterung und Verbindung mit dem Stamme dienen kan, als auch weil sonst viel mehr Astlöcher entstehen müsten, da wenig Bäume seyn werden, die in ihrer Jugend nicht durch allerlei Zufälle, Aeste verlohren hatten, derer Knoten also nothwendig müssen verwachsen seyn: Endlich hat der Verfasser verschiedene junge Eichen, die er vorbeschriebenermassen abgewartet gehabt, mit einem Meisel an den Oertern, wo ihnen die Aeste genommen worden, geöfnet, und die Knoten allezeit verwachsen befunden.

Im fünften Capitel merkt der Verfasser an, daß hohe Bäume in grösserer Anzahl auf einem Ater stehen können, und dem Grase, Korne, und Unterholze, weniger hinderlich fallen, als Bäume, die sich weit ausbreiten und niedrige Aeste haben; bei diesen lezten wird der Saft angewand, Feuerholz zu zeugen, welches gegen die Nuzung, die jener Stämme geben, keine Verhältnis hat.

Der Verfasser giebt noch etwas an, dadurch sich der Werth der Stämme vermehren läst, wenn man sie nämlich so gekrümmt zu ziehen weis, wie sie zu verschiedentlichem Gebrauche in der Schifbaukunst, und auch bei andern Gebäuden erfodert werden. Er führt aus dem Hn. Harrington an, daß man dieses in Oldenburg in Teutschland thue, und so gezogene Eichen vermittelst der nächsten Flüsse nach Holland flösse: Man hat in Engelland solches dadurch zu erhalten gesucht, daß man die Gipfel junger Eichen, so gekrümmt, wie sie wachsen sollten, an was festes gebunden, aber bei starken Winden haben die Seile durch die Rinde bis selbst ins Holz durchgerieben, und wo das nicht erfolgt ist, hat die Natur, die beim Wachsen der Pflanzen stets eine senkrechte Lage sucht, neue gerade in die Höhe gehende Schößlinge aus dem Obertheile des Buges heraus getrieben, und dies desto mehr, da der aufsteigende Saft, durch das Binden, in seinem Fortgange gehindert wird. Wie daher dieses Verfahren bald ausser Gebrauch gekommen ist, so hat ein anderes noch schlimmeres nicht lange Beifall gefunden. Man band nemlich ein Seil mit einem Gewichte an die Gipfel der Bäume, solche zu beugen, und der Wind, der mit diesem Seile frei spielte, verursachte, daß es desto eher durchrieb. Der Verfasser schlägt vor, sie unten zu beugen, und solches nur mit solchen, die nicht stärker sind, als ein Mannsdaumen, vorzunehmen. Solche gebogne Stämme werden wegen des Gebrauchs zum Schifbaue theurer verkauft, als andere, obwohl ihr Werth in Engelland nicht mehr so gros ist, als er sonst war, seit dem man die Kunst, das Holz mit Feuer zum Schifbaue zu krümmen, erfunden hat.

In der Folge bemerket der Verfasser, daß diejenigen sehr übel thun, die ihre Eichen zu dichte beisammen wachsen lassen, und sie dadurch Luft, Wärme, und zulängliche Nahrung einander selbst zu benehmen nöthigen. Von der Unbeständigkeit des Wetters in Engelland, und den unordentlichen Abwechselungen der Wärme und Kälte, leitet der Verfasser her, daß die Eichen sich in zu viele Aeste ausbreiten, und nicht so häufig, wie in den nordlichen Gegenden des festen Landes, zu einer geraden Höhe gelangen. Gegentheils giebt er den britannischen Eichen einen besondern Vorzug wegen ihrer Härte: Es sey bekannt, sagt er, daß eine sechspfündige Stükkugel durch ein Bret eines britannischen Schifs gehe, und nur eine Oefnung nach sich darinne lasse, die nicht gros genug sey, ein Ey durchzusteken. Eben die Dauerhaftigkeit gegen die Stükkugeln, zeige das Eichenholz bei Festungswerken auf dem Lande.

Nachdem der Verfasser im sechsten Capitel den Engelländern die Besorgung der Eichen nachdrüklich angepriesen hat, so bemerkt er, daß gleichwohl mit aller Sorgfalt nicht in jedem Boden grosse Eichen zu ziehen wären. Wenn die tiefern Schichten des Erdreichs aus troknem scharfen Gries, Sand, Felsen, unvermengten Kalke bestehen, oder schwer hart und an nährenden Theilchen arm sind, hat man sich nichts zu versprechen. Gegentheils ist das dienlichste Erdreich, wo sich vier Fus tief, oder besser noch tiefer gelinder Thon, fette Erde oder Mergel befindet. Die Nässe dringt leichte hinein, und hält sich lange genug darinne auf, die Troknen Pflanzen den Sommer und selbst den Herbst über zu tränken, und man findet in Engelland genug solche Ländereien, deren Oberfläche sonst zu Gras und Korn eben nicht besonders tauglich und also sonst in keinem hohen Werth ist.

Zum Unterholze in neugepflanzten Wäldern schlägt er Haseln vor, weil solche nicht hoch wachsen, den grossen Bäumen hinderlich zu fallen, und doch zu mancherlei Gebrauche dienlich sind.

Der Verfasser beschreibt, wie die Eichen zu säen sind, folgender Gestalt: Man mache in dem Aker, den man dazu bestimmen will, Furchen, wie für Weizen oder Bohnen, und besähe ihn etwa im Weinmonate mit Haselnüssen oder Bohnen, wenn der Eigenthümer nicht lieber Weizen haben will. Zugleich samle man zur gehörigen Zeit mehr Eicheln, als man nöthig hat, von hohen Stämmen lieber, als von solchen, die ausgescheidelt worden sind, und lege solche sogleich in Sand, daß Sand und Eicheln schichtweise mit einander abwechseln, und an einen Ort, da ihnen die Mäuse keinen Schaden thun können. Sobald die Herbstregen gefallen sind, ohngefehr vor Anfang des Novembers, mache man auf jeden Aker 30. Höhlen, jede 6 Fus weit, und von mittelmäsiger Tiefe sind. Die ausgegrabene Erde wirft man wieder hinein, und vermengt sie mit Strohe, dadurch wird sie ohngefehr einen Fus höher als das übrige Erdreich, und die Wurzeln der hineinzusehenden Eichen finden sie lokerer, und erreichen zu gehöriger Zeit die Fläche des anliegenden Bodens, wo die beste Nahrung für sie liegt, bekommen auch die Feuchtigkeit des Sommerregens häufiger und kräftiger, als wenn solche zu ihnen tiefer ins Erdreich dringen sollte. Im Mittel einer jeden so ausgefüllten Höhle: nachdem sich die Erde etwas gesezt hat, macht man eine kleinere, ohngefehr von der Grösse eines Scheffels, und breitet, was daraus ausgeworfen wird, auf das herumliegende Erdreich aus. Diese kleinere Höhlung wird sogleich mit wohlzugerichteter Gartenerde u. d. gl. nicht aber mit Koth und Unrath, die folgende Weyhnachten, da die Feldmäuse, nach des Verfassers Gedanken, ihren Wintervorrath eingetragen haben, nimmt man die Eicheln aus dem Orte, wo man sie verwahrt hat, und pflanzt ein halbes Duzend von denen, die das meiste versprechen, etwa drei Zoll tief, innerhalb der kleinen Höhlen, worauf man die Erde gelinde wieder über sie drukt. Die Haselnüsse, oder Bohnen, oder Weizen, die in dem Umfange dieser Höhlen, zerstört werden, kommen in keine Betrachtung. Das Stroh braucht der Verfasser, nicht dem Erdreiche einige Fruchtbarkeit zu geben, sondern nur es lokerer zu machen. Einige ziehen Eichenpflanzen den Eicheln zu säen vor, weil bei selbigen nichts wegen der Mäuse zu befürchten ist. Sie hauen solche, nach Verlauf zweier Jahre, bis an den Boden ab, und ziehen nur alsdenn die besten Schößlinge gros. Zulezt meldet der Verfasser, daß er nach der abgegebenen Art nicht nur gesunde und unverlezte Eichen sondern auch solche, bei denen sehr viel widriges zu seyn schiene, zu einer ansehnlichen Höhe gezogen. Er hat es mit solchen vorgenommen, die aus Wäldern einige Meilen her

ver-

verpflanzt gewesen und denen, welches bei den meisten Baumverständigen als was wichtiges bei der Eiche angesehen wird, die Herzwurzeln abgeschnitten waren; man hatte dieselben auch in keinen bessern, als ordentlichen Holzboden verpflanzt, und weil man sie erst zum Ausscheideln ziehen wollte, sie oben gabelförmig ausgegipfelt, und zugleich ihren senkrechten Stamm glatt abgehauen, und folglich alle gerade aufsteigende Gefässe in selbigen auf immer zerstört: statt desselben hatte man 3 oder 4 horizontale Seitenäste, jeden etwa einen Fus lang auf jedem Gipfel stehen lassen, solche nur zu Feuerholze zu ziehen. Nachdem sie auf diese Art zwei Jahre gewachsen waren, versuchte der Verfasser, ob er sie zu geraden und einfachen Stämmen wieder ziehen könnte, es gelang ihm auch sowohl mit diesen dreisigen, mit einem halben Duzende junger Eichen, deren Gipfel vom Vieh abgenagt waren.

In einem Postscript hat der Verfasser nochmals den Engelländern die Eichenzucht angepriesen. Die bei seinem Werke befindlichen Kupfer, ausser dem Titelkupfer, sind 1) die Vorstellung eines Eichenbaums mit etlichen Aesten, an denen seine Vorschriften abgeschildert sind, man sieht nämlich die Aeste, von denen die Rinde abgeschält ist, die Rindenringe, die Aesten, die man mus stehen lassen, u. s. w. Des Verfassers Vorschriften sind so deutlich, daß diese Figur mehr zur Zierrath dienlich, als zum Verstande nöthig ist. Die zweite Zeichnung ist dem Dr. Grew abgeborgt, und stellt einen Ausschnitt aus einem querdurchgeschnittenen Eichenaste durch das Vergrösserungsglas betrachtet vor, da sich Rinde, Holz, Mark u. s. w. mit ihren Theilen und Gefässen deutlich zeigen, ohngefehr wie die Abschilderung eines solchen Durchschnittes von einem Eschbaume in dem von Hrn. Segnern in Göttingen herausgegebenen Gebrauche der Weltbetrachtung des Hrn. Nieuwezt, auf der 13. Tafel, 2. Fig. zu finden, und daselbst in der 24. Betrachtung, 21. §. erklärt ist.

Wie weit die Gedanken des Verfassers gegründet, und durch Erfahrungen zu bekräftigen sind, läst sich hier nicht ausmachen, sondern erfordert weitläuftigere Untersuchungen, daher es genug seyn wird, solche erzehlt zu haben. Doch kan man, zum Beweise, daß des Verfassers Gedanken in Teutschland schon längst einigermassen bekannt gewesen, folgende Stelle aus des Herrn von Carlowiz Anweisung zur wilden Baumzucht, 2. Th. 8. Cap. 17. §. dienen: " Einige pflegen " das Bauholz, so sie fällen wollen, ei" nige Zeit zuvor unten am Stamm zu " schälen, damit es allesachte austrukne, " und desto eher dürre werde. Allein die " meiste Meinung geht dahin, daß der" gleichen Holz ehe wandelbar wird, als " das ungeschälte. Denn die Natur " oder Saft greift es an, und weil er " dem Baume nichts helfen kan, so cor" rumpirt er ihn vielmehr, gleichwie zu " sehen an dem winddürren Holze, wel" ches geringe Bauholz, wie auch schlech" te und so zu sagen, nur halbe Kohlen " giebet." Man sieht leicht, daß sich dieses aus unsers Verfassers Grundsaze beantworten läst, und es ein Unterschied ist, einen ganzen Stamm, oder einen Ast, absterben zu lassen.

A. G. K.

Beweis daß es keine wahre Ehre seye, wenn man von den meisten Leuten gelobt wird.

Die Ehrbegierde ist eine fast allgemeine Leidenschaft der Menschen: auch die lasterhaftesten Personen, die sich nicht scheuen, ihre Schandthaten öffentlich auszuüben und öffentlich zu bekennen, wollen doch manchmal für

ehrbar angesehen werden, und verlangen noch überdieses ein Zeugnis ihrer guten Aufführung. Jeder Mensch hat einen gewissen Grad der Eigenliebe, und aus dieser folget die Ehrbegierde: ohngeachtet wir also nicht behaupten, daß diese Begierde jederzeit aus einer ächten Quelle herfliese; so müssen wir doch zugestehen, daß jedermann, wenigstens einigermassen, einer Ehre würdig seye, und also auch für sich berechtiget halten dürfe, nach derselben zu streben.

Es bestehet aber die Ehre, nach welcher wir alle trachten, in einem Urtheil anderer Leute von unsern Vollkommenheiten. Es ist eine gar zu bekannte Sache, daß die Vollkommenheiten entweder wahre, oder nur scheinbare sind. Eine wahre Ehre mus also in dem Urtheil der Leute von unsern wahren Vollkomenheiten bestehen. Doch dieses ist nicht genug: die Vollkommenheiten sind auch, wie der Weltweise sagt, entweder physisch oder moralisch. Man nennet diejenigen Vollkommenheiten physisch, die wir erlangt haben ohne unsere freie Wahl und Willen dabei zugebrauchen; zu diesen Gütern kommen wir meistentheils unschuldig; wir sollen uns also ihres Besizes wegen eben so wenig eine Ehre anmassen, als wir es andern zur Last legen können, daß sie nicht so adelich, so schön, so reich, so glüklich sind, als wir. Was hat wohl ein Prinz dazu beigetragen, daß er aus einem fürstlichen Bette gezeuget worden? oder würde sich wohl Plusidor durch seinen seichten Verstand das Vermögen erworben haben, das ihm sein Vater hinterlassen hat? Von den moralischen Vollkommenheiten aber haben wir uns mehr zuzuschreiben: wir erlangen sie durch unsern eignen und freien Willen, und andere können nur sehr entfernter Weise zu diesen unsern Vollkommenheiten etwas beitragen. Wahre Tugenden, eine vorzügliche Gelehrsamkeit, eine Fertigkeit in nüzlichen Künsten, dem Vaterland geleistete Dienste, sind solche Eigenschaften, welche wir haben und aufzeigen müssen, wo wir einer wahren Ehre fähig seyn wollen.

Endlich mus die wahre Ehre ein Urtheil vernünftiger Personen seyn. Würde das wohl eine Ehre heissen, wenn der niedrigste Pöbel, ein unverständiger und boshafter Schmeichler, unsere Vollkommenheiten herausstreichen, ein vernünftiger Verehrer der Tugend aber zu unserm Ruhme schweigen, oder unsere Vollkommenheiten gar nicht kennen würde?

Nun wird es leichte erwiesen werden, daß es gar keine, geschweige eine wahre Ehre seye, wenn man von den meisten Leuten, und insbesondere heut zu Tage, gelobt wird. Wir sezen zum voraus, daß die meisten Menschen die wahren Vollkommenheiten nicht kennen, und daß die meisten Menschen lasterhaft sind. Denn es wird uns jedermann zugeben,

ben, daß der Haufe der Klugen und Tugendhaften der kleinste in der würklichen und vielleicht auch in den meisten möglichen Welten seye. Ist dieses richtig, und wir werden von den meisten Menschen gelobt, so werden wir von unverständigen und lasterhaften gelobt; diese können nicht loben, oder deutlicher zu sagen, ihr Lob ist keine wahre Ehre. Sie handeln aus Vorurtheilen; und weil sie die Tugend nicht kennen, so loben sie uns entweder vom Hörensagen, oder aus dem äuserlichen Scheine, der ihre zur Erkenntnis der Tugend stumpfe Sinnen verblendet hat. Vernünftige Personen gehen mit ihrem Lobe sehr behutsam und sparsam um: sie loben alsdenn erst, wenn sie von den rühmlichen Eigenschaften einer Person recht merklich überzeugt worden; und weil sie dieser Uberzeugung ohngeachtet, doch manchmal betrogen werden, so denken sie das Lob eines Mannes öfters, als daß sie es sagen.

Es ist überdieses gefährlich von den mehresten Leuten gelobt zu werden. Denn da die meisten Menschen lasterhaft sind, so kan ein anderer, der uns nicht kennet, leicht glauben, wir gehören selbst unter die Zahl dieser Leute, eben weil wir von ihnen gelobt werden. Denn wenn wir die Erfahrung zu Rathe ziehen, so wissen wir, daß die Tugend gewöhnlicher Weise nicht gelobt, sondern verachtet, ja gar verfolget werde, und daß der Wiz der Bösen niemals geschäftiger seye, als wenn es auf die Verleumdung der Redlichen ankommt. Wo also in Absicht auf die Personen, die uns loben, eine wahre Ehre entstehen soll, so mus der Tugendhafte wiederum den Tugendhaften, der Gelehrte den Gelehrten, der Held den Helden loben; und gesezt, daß auch dieses geschehe, so werden wir einen Menschen doch deswegen noch nicht ehren, wenn wir ihn nicht selbst kennen. Denn z. E. der Gelehrte lobt öfters einen andern, nicht weil er von seiner gründlichen Wissenschaft überzeugt ist, sondern, weil er in gewisen Dingen einerlei Meinung mit ihm hat, weil er ein Anverwander oder guter Freund von ihm ist, oder weil sich der gelobte das Lob durch Geschenke, Versprechen, Dedicationen und dergleichen erkauft hat. Im Gegentheil treibt einen andern Gelehrten öfters der Brodneid an, seinen Collegen die wahre und ein schuldiges Lob zu versagen, und ihn, wenn er allenfalls seine Lehrsäze nicht hat, zu verfolgen oder wenigstens zu verkezern.

Ein neuer Grund, warum man das Lob der meisten Menschen nicht für eine Ehre halten darf, ist dieser: es ist zur Mode worden, nicht die moralischen, sondern blos die physischen Eigenschaften zu loben. Ein reicher Stuzer, der die Kunst des Kleiderwechsels vollkommen verstehet,

het, und der sich die Geschiklichkeit seines Schneiders in etwas zu Nuz zu machen weis, erhält das Lob, daß er ein artiger, **galanter und vollkommener Herr** sey: da hingegen ein andrer ehrlicher Mann, der die Westenveränderung nicht in seiner Gewalt hat, oder vielleicht noch die Perüke nach der im vorigen Jahr abgekommene Mode accommodiren lässet, ein schlechter **Mensch** genennet wird. Mit einem Wort; es ist Mode, nicht mehr die Menschen und ihre löblichen Eigenschaften, sondern ihre Perükenmacher, Wäscherinnen, Schuster und Schneider zu loben und zu bewundern.

Oder wenn man ja die moralischen Eigenschaften noch loben höret, so sind es nicht die wahren, sondern die scheinbaren. **Herr Wagenstolz**, der fleisig in die Kirche fährt, um seinen neuen Wagen, sein neues Kleid, oder sonst eine neue Mode zu zeigen, wird ein andächtiger und gottesfürchtiger Mann genennet. **Frau Geizin** theilt nach der Verordnung ihres seeligen Mannes alle Wochen einen Gulden unter die Armen aus, und weil sie vorgibt, daß solches aus ihrem Beutel und eignem Triebe ihres Herzens geschehe, so wird sie in der ganzen Stadt eine gutthätige Frau genennet, ohngeachtet sie mit Zittern an den Freitag gedenket, der ihr alleine mehr wegnimmt als sie die ganze Woche verzehret. **Madame Fremdliebin** erwirbt sich durch ihren spröden und städtischen Hochmuth die Ehrfurcht aller Einwohner; sie wird für eine keusche und ehrbare Dame ausgegeben, und wir glauben es so lange, bis uns ohngefehr ein paar Duzend Fremde versichern, daß sie Zeit ihres Aufenthalts bei uns die Ehre gehabt hätten, die artige Unkeuschheit dieser Frauen kennen zu lernen. Gleicherweise hält man die **Jungfer Dummin** für die allereingezogenste gesitteste, ehrbarste und frömmste Schöne, weil sie noch niemals auf einer Hochzeit gewesen, vielweniger ein Menuet getanzet hat, in Gesellschaften aber, so wenig, als in Moden sich der sogenannten Welt gleichgestellet, sondern auf eine muntere und scherzhafte Rede eines artigen jungen Menschen, den man verliebt nennt, mit nichts, als mit einem undeutlichen Ja und Nein zu antworten weis. Das arme Kind aber, die Jungfer **Ehrlichin**, mus sich schon seit einigen Jahren mit dem Charakter einer gemeinen Schönen belegen lassen, weil sie manchmal den jungen Herren von ohngefehr und Noth gezwungen gestattet, sie am Arme nach Hause zu führen, und weil man sogar hat wissen wollen, daß ihr neulich, und zwar sehr spat in der Nacht (ohne Zweifel schon nach 9. Uhr) bei einer Begleitung wäre die Hand geküst worden; welche Aufführung sträflich genug ist, wenn man auch nicht wüste, daß sie schon in ihrem 15ten Jahre gerne getanzt, gesungen, oder in neuen wizigen und artigen Schriften gelesen habe.

Je-

Jedoch damit wir ernstlich von dieser wichtigen Sache reden, so wollen wir folgende Regeln geben:

1) Wer sich um eine wahre Ehre bekümmert, der bemühe sich, daß er von den wenigsten Leuten gelobt wird.

2) Wer gar von niemanden solte gelobt werden, lasse sich hievon nicht anfechten, er kan doch ein redlicher Mañ seyn; doch wollen wir auch dieses nicht läugnen, daß derjenige, der von niemanden gelobt wird, öfters ein verdrüslicher Menschenfeind seye.

3) Wer von den meisten Leuten getadelt wird, der schmeichle sich, daß er unter die **Redlichen** gehöre.

4) Wer einer wahren Ehre theilhaftig werden will, der suche getadelt zu werden.

5) Wer gar von niemanden getadelt wird, den könnte man fast für einen Heichler, oder Schmeichler halten: doch vielleicht ist der Mensch noch nicht gebohren worden, den niemand getadelt hat.

Von dem Nuzen des Umgangs und der wahren Geselligkeit.

Ich betrachte die Erdkugel als einen Plaz, der den vernünftigen Beiwohnern desselben zu einer gesellschaftlichen Versammlung bestimmet ist. Die Menschen, die zu einer Zeit mit einander leben, stehen in einem gewisen Verhältnisse gegen einander, und die Bedürfnisse samt den Bequemlichkeiten unserer Natur fordern, daß wir uns näher zusammen thun. Selbst die Thiere halten eine Gattung von Gesellschaft unter einander, und der Verstand, den wir für ihnen voraus haben, macht uns zu einer weit vortreflichern Verbindung untereinander geschikt, dadurch ein jeder einzelner Mensch, als ein Glied einer Kette, zu dem gemeinen Wesen das Seinige beiträget, und beitragen mus, wenn er anders seiner selbst froh werden will. Denn warum hat die göttliche Vorsehung nicht einem jeden Menschen eine eigene Erde eingeräumet, und warum hat sie uns nicht in eine kleine und ausgesuchte Gesellschaft gesezet? Will sie nicht, daß wir mit allen unsern Nebenmenschen in Verbindung treten, und gewise gesellschaftliche Pflichten gemeinschaftlich beobachten sollen? Wenn ich also einen jeden aus diesem Augenpuncte ansehe, so fodere ich von ihm, daß er soll gesellig seyn; Ich verstehe unter einem geselligen Menschen, einen solchen, der sich in seiner innern und äussern Einrichtung nicht als einen einzelen Menschen, sondern im beständigen Zusammenhange mit seinen Nebenmenschen betrachtet, und sich daher in seinen Handlungen so zu verhalten bestrebet, daß er zu dem allgemeinen

Wohl so viel möglich beitrage, um des allgemeinen Wohls insbesondere theilhaftig zu werden. Dieser kurze Saz hält, nebst dem ganzen Inbegrif aller zeitlichen Glükseligkeiten, auch die Mittel, solche auf die beste Art zu erlangen, und eine sehr starke Foderung an ein jedes Mitglied der menschlichen Gesellschaft in sich. Er zeiget uns, was wir zu meiden haben, oder die Laster, die der Geselligkeit widersprechen, und lehret uns die gesellschaftlichen Tugenden, welche von einem weitern Umfang sind / als man wohl bei dem ersten Ansehen denken sollte. Sie begreiffen kluge Mäsigung, die Bescheidenheit, Verschwiegenheit, das Mitleiden, die Gedult, Nachsicht, Vertraulichkeit, Behutsamkeit, und hundert andere Tugenden, in sich. Durch diese wird ein jeder für sich ausgearbeitet, und als ein tüchtiger Theil dem Ganzen eingefüget und zugepasset. Die Weisheit führet uns auf den uns gehörigen Plaz, ohne daß uns äusserliche Dinge verblenden, und tausend Abwege uns an einen unrechten Ort bringen, und die Klugheit lehret uns, alle Umstände zu dem gehörigen Nuzen anzuwenden. Es gehören unzehlbare Kleinigkeiten zu dem geselligen Leben, und es kömmt öfters auf eine derselben die Wohlfahrt einer langen Reihe Jahre an. Diese Kleinigkeiten werden in den Lehrgebäuden, in die Sitten und den Umgang in Ordnung bringen, als Dinge vergessen, die sich von selbst verstehen, und doch gemeiniglich, als unerheblich, nie betrachtet werden. Wir sehen täglich Personen vor uns, die unangenehm, oder angenehm im Umgange sind. Sollen wir nicht genauer untersuchen, was dieses angenehme oder unangenehme verursache; Uberhaupt finden wir, daß ein gutes Herz, ein guter Kopf nebst einem gefälligen Wesen, uns in der Gesellschaft beliebt mache. Es gehören auch alle Dinge, die das gute Herz, den Wiz und die Gefälligkeit betreffen, in dieses Capitel.

Das Lob eines artigen, brauchbaren und umgänglichen Menschen ist viel zu wichtig, als daß wir nicht darnach streben sollten. Was ist schmeichelnder, als ein solcher Zustand, da wir allen, die mit uns in einigem Zusammenhange stehen, angenehm sind, und da wir in der Abwesenheit sogleich vermisset werden?

Wir kommen nicht ordentlich zusammen, sondern nach unserem Triebe; es vergehet aber kein Tag, da nicht einige von uns beisammen sind. So sehr wir die Ordnung lieben, so sehr ist uns der Zwang verhast. Wir kennen uns, und achten uns unter einander hoch. Es sind Personen unter uns, die ihren Verstand geübet haben, und die Welt kennen, die auch im Zusammenhange mit Leuten vom hohen und niedrigen Rang stehen; daher fehlet es uns nie an Veränderung, und an nüzlichen Sachen, von welchen wir uns unterhal-

terhalten können, und an der angenehmsten Art, mit welcher wir uns ergözen. Sobald wir einander sehen, entrunzeln sich die Stirnen. Die Ankunft eines einzigen erfüllet die Gesellschaft mit neuer Freundlichkeit, und bringet eine Heiterkeit mit sich, vor der die schwarzen Sorgen, der langweilige Uberdrus und der finstere Gram entfliehen. Wir finden so viel Vergnügen an einander, daß unsere Menschenliebe uns beweget, jedermann dergleichen zu wünschen. Unser Umgang macht den Sommer noch einmal so schön, und verkürzet den traurigen Winter. Die Vertraulichkeit verbindet uns, und die Freude belebet uns. Wo wir beisammen sind, da herrschet die Eintracht, und die Stunden verschwinden wie Augenblike. Wir gehen aus einander mit der Begierde, je eher je lieber wieder zusammen zu kommen, und unser Beispiel hat das störrige Herz mürrischer Eltern zu ihren Kindern geneigt, und den Kindern ihre Pflicht gegen die Eltern beliebter gemacht. Kaltsinnige und zänkische Ehegatten haben durch unsere Vermittelung einander ihre Herzen gegeben, die sie vor dem Altar zurük gehalten hatten. Manche Thoren haben sich angefangen zu schämen, und die Furchtsamen sind bescheiden und dreist geworden. Viele haben die Freundschaft durch die Empfindung kennen gelernet, die ihnen vorher nur dem Namen nach bekannt war. Nachbaren haben ihre Zwietracht vergessen, und das Gesinde ist getreu geworden, um in den Diensten einer geselligen Herrschaft zu bleiben, die mit demselben leutselig umgieng, und ihnen neben dem Lohn auch ein freundlich Gesichte gab. Wir haben durch die besondere freundliche Geselligkeit uns in den Stand gesezet, die Gesellschaften zu verbessern. Es wird uns niemand einer Prahlerei und des Eigenlobes beschuldigen, der da erkennet, daß ein beständiger Umgang tugendhafter Personen, deren Character zwar verschieden ist, aber zum geselligen Leben sich schiket, und durch die Verschiedenheit das meiste zum allgemeinen Vergnügen beiträget, solche und mehr gesegnete Würkungen vorzubringen im Stande sey. Wir lieben allerseits die Tugend, und haben gelehrte, erfahrne und wizige Personen unter uns. Ich für meinen Theil, schreibe mir, nichts mehr, als die Tugendliebe zu; also fällt das Eigenlob weg.

Die Unglükseligkeit eines in Unehren erzeugten Kindes.

Von diesem will ich folgengen Brief mittheilen, so von einem solchen Kind an jemand dergleichen in die Schweiz geschrieben worden.

Mein Herr!

Es ist ein Verdienst eurer Blätter, daß sie den Klagen der Bedrängten Raum geben, und denselben oft dahin einen Zutritt verschaffen, wo ihnen sonst keiner offen stehet. Wenn jemand eurer Correspondenten dieses Beistandes nöthig gehabt hat, so bin ichs; denn ob es gleich viele giebt, die mit mir einerlei Schiksaal haben, so gläube ich doch nicht,

daß viele dagegen eben so empfindlich sind. Was soll ich euch lange aufhalten Mein Herr! Ich bin einer von den unglükseligen Menschen, die, wenn sie nicht ohne Eltern in die Welt gekommen sind, doch wenigstens diese Eltern nicht nennen dörften. Ich bin also ein Sohn, aber wie bejammernswürdig ist dieser Titel, da ich weder des Beistandes noch des Vergnügens geniesen kan, welches derselbe allen übrigen Geschöpfen giebt! Menschen und Thiere um mich her erwachsen unter den süssen Empfindungen der Natur und der kindlichen Liebe; in mir aber erweken diese Beispiele nur eine schwermüthige Misgunst. Seit dem ich mich meiner zu erinnern weis, habe ich bei einer armen Wäscherin gelebt, die mir wenig Gutes hätte erzeigen können, wenn ich auch ihr Kind gewesen wäre; aber mein lieber HErr! ich war noch nicht einmal das Kind dieser armen Wäscherin. Sie erzog mich für ein geringes Kostgeld, und ihr ganzer Verdienst um mich war, daß sie mich bei sich duldete, und mir zu essen gab. Wenn sie mit dem Anbruch des Tages auf die Arbeit ausgieng, so stellte sie mich in ein kleines Fas, wo ich für dem Fallen sicher war, und sezte mir Brod und Wasser daneben. Auf diese Art habe ich viele Tage zugebracht, und manche halbe Nächte mehr stehend als liegend geschlaffen: dem ohnerachtet, war vielleicht dieser Theil meines Lebens noch der vergnügteste. Ich fieng nicht so bald an nachzudenken, als ich mich zu schämen anfieng, denn ich hörte die Vorwürfe wegen meiner Abkunft so oft als meinen eigenen Namen. Meine Mutter, sagte man, war fremd, und gleich nach meiner Geburt gestorben; mein Unterhalt aber wurde von lauter guten Leuten besorgt, die mich nichts angiengen. Ich wurde als ich etwas heran wuchs, wöchentlich einmal in das Haus eines unverheiratheten vornehmen Herrn geschikt, um Wäsche zu holen, da es sich denn oftmals fügte, daß er mich antraf, und mir etwas Geld an meine Wirthin zu bestellen gab. In meinem vierzehenden Jahre kam ich in sein Haus als ein kleiner Küchenjunge, und bei eben dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß ich in diesem Hause vielleicht eher, als ich selbst wuste, gewesen war. Ohne das geringste mehr als Lesen und Schreiben gelernt zu haben, ward ich endlich sein Laquai, und stehe nun seit sechs Jahren hinter ihm auf die Kutsche. Ich werde regelmäsig um Mitternacht, wenn ich ihn betrunken ins Bette bringe, geprügelt oder mit Füssen gestossen, und mus täglich Briefe bestellen, und Zusammenkünfte veranstalten, die aller Wahrscheinlichkeit nach, nichts als die Hervorbringung eben solcher Unglükseligen als ich selbst bin, zur Absicht haben. Der Himmel weis den Abscheu und die Quaal am besten, womit ich diesen verworfnen Zustand ertrage. Ein alter Gärtner, den ich für den einzigen rechtschafnen Mann in diesem Hause halte, gewann mich lieb, und fragte mich einsmals, warum ich so tiefsinnig herum gienge und weinte? Dieser Zufall stiftete eine Vertraulichkeit unter uns, und gab mir Entdekungen, davon von mir noch das Herz blutet. Ich habe deine unglükliche Mutter wohl gekannt, sagte er, du guter Jacob! du hast das redliche Gemüthe wohl von ihr ererbt, das ich an dir wahrnehme. Ich zitterte bei jedem dieser Worte, und alle meine Empfindungen verwirren sich noch jezo, wenn ich daran gedenke. Ich weis nicht genug, die Unglükselige ewig zu beweinen, die mich gebohren hat, und den Unmenschen zu verabscheuen, dem ich ein geschändetes und jammervolles Leben zu danken habe. Sagt mir von den Trieben des Bluts und der Natur nichts, Mein Herr! Ich kenne sie nicht. Ich fühle lauter finstere und erschrekliche Regungen, so oft ich ihn ansehe. Mein Innwendiges bewegt sich und verläugnet diesen Ursprung. Ich werde dieses Haus verlassen, wenn ich auch den Lohn würklich einbüssen soll, den man mir als einem nichtswürdigen aufgezogenen

zogenen Bettelkinde nicht schuldig zu seyn glaubt. Euch aber Mein Herr! beschwöre ich, entdeket allen diesen grausamen Vätern, die Empfindungen, die ich selbst kaum auszudruken weis. Saget ihnen, daß die Laster und Abscheulichkeiten, in welchen sie uns erzeugen, tausend eben so entsezliche Folgen haben, als ein Mord, indem sie uns den Genus der ersten und entbehrlichsten Wohlthat entziehen, welche die Natur allen Geschöpfen gewähret, nemlich den Genus der väterlichen Liebe und Vorsorge. Saget ihnen, daß sie die heiligsten Bande der menschlichen Gesellschaft zerreissen, indem sie die Triebe des gemeinschaftlichen Blutes in einen gegenseitigen Haß und Abscheu verkehren; und daß sie, indem sie unsere Mütter für Schaam und Reue sterben lassen, uns, ihre erbarmungswürdige Nachkommen in die entsezliche Nothwendigkeit versezen, das Leben als eine Quaal und Schande zu verachten, und die Urheber desselben anzuklagen. Saget ihnen die einzige Genugthuung, die sie der Welt und uns für ihre Ausschweiffungen geben können, müsse darinn bestehen, daß sie uns durch Erziehung und Vorsorge wieder geben, was sie uns durch die Geburt genommen haben; daß sie uns tugendhafter machen als sie selbst gewesen sind, und daß sie unser Leben wenigstens für dem Elende und Kummer sichern, wenn sie es nicht von der Schande befreien können. O! mit wie einer plözlichen Wiederkehr des Herzens würde ich denjenigen lieben lernen, der mir bisher mehr fürchterlich gewesen ist! Ich mache auf die Vorzüge keinen Anspruch, die mir ein solcher Vater geben könnte; ich wünsche mir nur einen Winkel, wo ich unbekannt leben, und der Welt die unglüklichen Gesichtszüge entziehen könte, die mich demjenigen ähnlich machen, auf dessen Kutsche ich stehe. Ich lese nebst euren Blättern jezt den Hagestolze, den ich unter meines Herrn Büchern gefunden habe, und von seiner finstern und schwermüthigen Art zu denken erfüllt, unterschreibe ich mich

Euer unglükseligster Leser
Jacob Bastard.

Mittel wider die leidige Viehseuche.

Wir haben von Zeit zu Zeit verschiedene Krankheiten u. Suchten des Viehes angemerkt: aber bisher noch keines in diesen Sammlungen angeführt; Wir werden dahero öfters auch von diesem Chapitre was melden. Es sind zwar nur Empirica, und die Ausführung nach dem Grunde und Ursachen dieses grossen wirtschaftlichen Ubels fehlet. Diese Ursachen sind aber auch bisher, und zwar nach unserer wenigen Meinung nur darum so vielen einander widersprechenden Gedanken unterworffen gewesen, weil die Medicina Zoologica noch nicht sonderlich excoliret ist. Bei so gestalten Sachen aber müssen wir uns noch immer, wie im Anfange bei der Arzeneikunst, welche die Krankheiten der Menschen angehet, mit allerhand blos empirischen Mitteln behelffen; und dahero wird es nüzlich seyn, solche Recepte einstweilen dem armen, und sonderlich einfältigen Landwirth zu gute zu samlen. Wir heben dannenhero auch jezo dergleichen Mittel allhier zum beliebigen Gebrauch auf. Es bestehet solches im folgenden:

Auf ein jedes Stük Vieh nimmt man zwei oder drei Quartiere Rokenkleie, oder

bei deren Ermangelung so viel Weizenkleie. Diese sezt man mit sechs oder acht Quartier gut und fliessendem Wasser über das Feuer, und das lässet man so lange kochen, bis der dritte Theil desselben eingekochet ist. Darauf nimmt man es von dem Feuer ab, und ringet es durch ein reines Tuch. Zu dieser abgesottenen Suppe kommt ein halbes Pfund Venetische Seiffe. Damit sezet man es wieder auf glühende Kohlen, doch ohne es kochen zu lassen, bis man durch fleisiges Umrühren verspühret, daß die Seiffe ganz geschmolzen ist, davon denn die Suppe ziemlich zähe wird: alsdenn lasse man dieselbe sich ein wenig abkühlen, bis sie nicht mehr als Milch-warm ist, und diese Portion giebt man dem Stük Vieh, wo möglich, auf einmal mit einem Horn ein. Hierauf lässet man das Vieh sich ein wenig bewegen, und fähret fort, demselben diesen Trank jeden Tag einmal zu geben, bis man merkliche Besserung siehet, welche sich insgemein nach dem Gebrauch einer oder zwei Portionen zeiget. Uber dieses kan man auch nach Belieben drei Stunden hernach, nachdem das Vieh das obige eingenommen hat, jedem Stük ein Pulver, von ein und einem halben Drachma Jalappa-Wurzel, und zwar in einem Spizglas voll Kornbrantewein, eingeben.

Abhandlung von allerhand Sorten Most.

(Ubersezt aus dem Schweizer-Merkur.)

Zu derjenigen Jahrzeit, da man den Birnmost verfertigte, habe ich viele Personen Verlangen tragen sehen, daß sie von demjenigen unterrichtet würden, was die Erfahrung hiebei zu beobachten veranlasset. Ich liefere sie hiermit um desto lieber: weil sie einer grossen Anzahl, die sie noch nicht weis, und überhaupt dem Lande, so wir bewohnen, nüzlich seyn können. Dieses Land, eines der schönsten in Europa, ist wegen der Temperatur seiner Himmelsgegend, der guten Eigenschaft seines Erdreichs und der verschiedenen Lage seiner Hügel zu Hervorbringung aller Arten von Früchten sehr geschikt. Unsere vornehmsten Weinberge bringen nach der Meinung der besten Kenner, auch so gar der Fremden, vortrefliche Weine hervor. Unsere rothen Weine kommen zwar dem Burgunder nicht bei; aber wir haben deren etliche wenige, welche, wenn man sie zu ihrer Zeit trinkt, einer delicaten Tafel Ehre bringen, und diejenigen, so von guten Jahren sind, gehen bisweilen mit den auserlesensten Weinen dieser Gattung in gleichem Paar. Unser Land hat vornemlich an weissen Weinen einen Uberflus, und es ist Schade, daß sie nicht besser und allgemeiner in fremden Landen bekannt sind. Es giebt wenig Tischweine, so von einem angenehmern und heilsamern Gebrauch sind. Wir haben einige, die von einer reizenden Delicatesse, Geschmak und Leichtigkeit sind. Diese Weine gelangen insgemein nach Verlauf 3. oder 4. Jahre zu ihrer ersten Reife. Die aber, so man 8. oder 10. Jahre aufbehält, wofern solches nur in Flaschen geschieht, werden gleich von den 3. oder 4. ersten Jahren an, allezeit besser. Sie nehmen alsdenn mit einem schönen verguldeten Auge eine kleine Bitterkeit (amertume de Cherés: an, welche mit einer fetten Eigenschaft versehen ist, die blos anzeiget, daß sie alle ihre Säure vertrieben haben. Es giebt auch noch einige von 18. Jahren, der sich erhalten hat, welches seine Güte zur Gnüge anzeiget.

Es scheint, daß bei solchen Weinen und Weinbergen von etlichen Meilen, welche überflüssig Frucht bringen, man nicht Birnmost zu machen gedenken sollte, welcher nur für diejenigen Länder aufbehalten zu seyn scheinet, welchen die Natur verweigert hat, Weine von ihrem Gewächse zu haben. Vielleicht würde man befürchten, daß die Menge dieses Safts dem Verkaufe der Weine, womit dieses Land sich zu gewisen Zeiten überhäuft finden

finden würde, zum Nachtheil gereichen möchte.

Doch es soll die Gunst, so man zu einer Art des Unterhaltes heget, nicht machen, daß man eine andere darüber völlig verabsäumt. Die Früchte sind seit einiger Zeit in diesen Landen von allerhand Gattung in Uberflus. Es sind wenig Arten, vielleicht auch wohl gar keine, die unsere Nachbarn hoch schäzen, welche sich nicht darinnen befinden. Wir haben über dieses verschiedene alte Früchte im Lande, und die ohne Zweifel unserm Erdreiche besonders eigen sind, deren man eine beträchtliche Menge sammlet. Wie können diejenigen, welche grosse Baumgärten und viele Frucht-tragende Bäume, die sich durch ihr ganz Eigenthum zu erstreken haben, so häufigen Vorrath in ihre Behältnisse bringen? Es wird in vielen Häusern so wenig davon verzehrt, und der meiste Theil auch von den besten Früchten sind so gemein worden; daß der Werth, welchen man daraus zieht, einen jeden andern, der nicht ein besonderer Liebhaber davon ist, abschreken möchte, sie zu bauen, wenn nicht ein neues Hülfsmittel obschwebte.

Es haben eine Menge Leute ihre Felder gar zu weit von den Städten liegen, als daß sie Früchte dahin bringen lassen könnten, die öfters gar zu zärtlich sind, daß sie die Fuhr ohne grosse Sorgfalt nicht zulassen; oder gar zu wenig gelten, und die Kosten nicht einbringen, so man darauf wenden müste. Was soll man mit dieser überflüssigen Menge Früchte machen? Es ist nicht wahrscheinlich, daß man sie wird verderben lassen, ohne einigen Nuzen daraus zu ziehen, blos denjenigen zum Vortheile, welche Weine mehr, als vonnöthen ist, haben: eben so wenig wird man wohlangelegte Baumgärten verderben. Ein jeder macht es hierinnen nach seinem Kopfe, und was ist ausserdem natürlicher, als daß diejenigen, welche in Oertern wohnen, die von Weinbergen entfernet sind, durch etwas anders zu ersezen trachten, was ihnen hierinnen fehlet? Und wäre es nicht klug gehandelt, wenn man aus seinem eignen Grund und Boden einen angenehmen Saft erzöge, welcher gewiser massen statt des Weines dienen könnte, den man so theuer erkauft, und dessen man bei diesem Falle eine geringere Quantität brauchte? In diesen Oertern mus man nothwendig einen gemeinern Saft haben, und wäre es auch nur zum Gebrauch des Pöbels oder des Gesindes. Selbst diejenigen, welche Weine haben, befinden sich wohl dabei zu den Jahren, darinnen wegen gewiser Zufälle, welchen die Weinberge unterworffen sind, es am Weine mangelt. Alsdann würde der Birnmost ein sehr grosses Hülfsmittel seyn. Füget man zu diesem noch eine Ursache hinzu, welche gewislich starken Eindruk in sie haben würde, daß in denjenigen Jahren, worinnen man nur eine sehr kleine Quantität Weines sammlet, welcher ohne Zweifel theuer seyn wird, es der Billigkeit gemäs ist, daß man dasjenige nicht mit scheelen Augen ansehe, was dem Pöbel zur Erleichterung dienet. Uberdis wird der Birnmost geschwinde genug verzehret, so daß er den Verkauf der Weine nicht hindert, und wenn sie im Uberflusse vorhanden sind, so wird man absonderlich in Ländern, wo es Weinberge giebt, gar nicht auf die Gedanken gerathen, Most vom Obste zu machen, welcher kaum die Früchte nebst der Mühe und den Gefässen eintragen würde. Man kan sich auch wegen der Quantität beruhigen; es wird dessen niemals so viel gemacht werden, daß man in einem solchen Lande, als das unsrige ist, darüber Argwohn haben könte. Der Antheil, welchen eine grosse Anzahl daran nimmt, wird hierinnen gnugsamen Einhalt thun, und ob es schon fast nur unter dem groben Pöbel starke Säufer giebt, so wird doch der Wein ohnfehlbar allezeit den Vorzug haben.

Es ist also dieses eine sowohl angenehme als nüzliche Sache. Einer Anzahl

von Leuten wird es nicht zuwider seyn, daß sie wissen, wie die Fremden damit umgehen, wenn sie aus diesem Moste, welchen wir verachten, einen Saft zubereiten, welcher würdig ist, daß er aufgetragen werde; denn auf eben denjenigen Tischen, wo der Burgunder, Champagner und Cheres sich zeigen, trinkt man den Aepfelmost mit Vergnügen.

Ich könnte eine sehr natürliche Betrachtung hinzufügen, welche darinn bestehet, daß man die Normänner nicht getadelt hat, daß sie den Birnmost in ihrer Provinz verbessert haben, obschon allerhand Arten Weine in dem übrigen Theile des Königreiches wachsen, welche sogar noch hinreichend sind, bei den Fremden ein grosses Gewerbe daraus zu machen.

Und wäre es endlich auch nur der Veränderung und des Vergnügens wegen; so hoffe ich doch, daß man solche Anmerkungen über diese Materie, die nicht allein aus der Erfahrung, sondern auch aus den besten Büchern vom Akerbau hergenommen sind, welche, da sie noch nicht übersezt sind, nur von wenig Personen gelesen werden können, ohne Widerwillen lesen wird, zu geschweigen, daß der (Cidre) Birnmost schon ziemlich allgemein in diesen Landen bekannt ist, so daß dieses nichts neues mehr seyn kan. Es sind nur noch die Mittel anzuzeigen, dasjenige besser und mit mehrerem Fortgange zu bewerkstelligen, was man schon seit langer Zeit gethan hat

Es machen viel Leute in diesen Gegenden Birnmost, allein meistentheils zu solcher Zeit, da die Früchte unreif sind, vor ihrer Reife von den Winden abgeschüttelt, oder zu unrechter Zeit eingesammlet werden, welches ihnen eine schädliche Säure giebt. Man thut ihn in die allerschlimmsten Fässer, denn man würdigt sie öfters nicht an einen geschikten Ort zu thun. Einige machen sie blos aus wilden Früchten andere nur aus Birnen, deren Saft gelb, schwer und dichte. Einige machen sie ab, oder halten ihre Fässer übel angefüllt. Selbst diejenigen, welche ihn mit einiger Sorgfalt zubereiten, können ihn nicht zu ihrem Gebrauche aufheben. Mit einem Worte, man weis insgemein nicht die Art ihn zu verfertigen; oder wie man mit ihm umgehen soll, um einen guten und gesunden Saft daraus zu machen, welcher der Erhaltung fähig ist. Man wird auf andere Gedanken gebracht werden, je weiter man diese Anmerkungen lesen wird.

Es kan uns ziemlich gleichgültig seyn, ob wir wissen, daß die Alten Birnmost machten oder nicht; aber es ist wohl nicht zu zweifeln, daß sie den Gebrauch desselben gekannt, wenn man ihre Geschiklichkeit in allen Theilen der Oekonomie ansiehet. Die Gemüthsbeschaffenheiten der Römer in der alten Republik waren: die Einfältigkeit, die Sparsamkeit und die Lust zur Arbeit.

Der Akerbau wurde damals sehr hoch geschäzt. Zu den Zeiten (wie Plinius artig redet) da siegreiche Hände den Pflug hielten, und da die Erde stolz war, daß sie durch eine mit Lorbeern beladene Schaar angebauet, und durch einen Akersmann zubereitet wurde, welcher über die Nationen gesieget, war nicht zu vermuthen, daß man etwas von allem demjenigen unterlies, was die Geschiklichkeit eines klugen Hausvaters anzeigen konnte.

Ob wir schon eine Anzahl vortreflicher Werke von dieser Nation verlohren haben, so ist uns doch noch so viel übrig: als zureichend ist, uns zu überzeugen, daß die öconomische Wissenschaft eben so hoch, und vielleicht noch weiter gebracht worden, als sie es zu unsern Zeiten ist. Die schöngen Köpfe dieser Zeiten hielten sie nicht für unwürdig, ihrer Theorie ihre Fähigkeit zu widmen, gleichwie die grösten Männer die Ausübung derselben nicht verachteten. Die Weeke, so uns vom Cato dem ältern, vom Virgil, Varro,

dem

dem Naturforscher Plinius, dem Columella, Palladius übrig, sind alle mit vortreflichen Rathschlägen von der Natur des Erdreichs, von der Art es fruchtbar zu machen, von dem Akerbaue, den Viehheerden, der Baumzucht angefüllt, und überdies finden wir darinnen besondere Abhandlungen, die bis auf eine grübelnde Sorgfalt getrieben sind. Man könnte Beweise anführen, daß viele Zierrathen, davon unsere heutigen Gärtner die Erfinder gewesen zu seyn glauben, nur wieder erneuert worden sind, nachdem sie unter der Barbarei des mittlern Zeitalters gleichsam begraben gelegen.

Den Birnmost anbetreffend, so macht Cato in seiner Abhandlung de re rustica, einen Unterschied zwischen sementinis pomis und musteis pomis, und diese mustea poma bedeuten nicht allein gezogene Früchte, sondern auch diejenigen Früchte, von welchen dieser Most, oder diese Feuchtigkeit gemacht werden kan, welcher wir den Namen Birnmost gegeben haben.

Dem sey wie ihm wolle, so haben wir doch unter den heutigen Völkern den Normännern die Entdekung desselben, oder wenigstens den öftern Gebrauch dieser Feuchtigkeit zu danken. Es ist auch wahrscheinlich, daß er von ihnen nach Engelland gekommen. Da die Lage der Oerter und die Temperatur des Climatis ihnen nicht erlaubte, Wein von ihrem Erdreiche zu hoffen: so geriethen sie auf die Gedanken, ihre Aepfelbäume zu vermehren, und den Saft zu verbessern, welchen sie aus ihren Früchten bekämen, die sie bald in grossem Uberflusse hatten. Daher gaben sie Acht, welche Früchte einen gesundern, und zur Erhaltung geschiktern Saft gäben: und durch wiederholte Erfahrung haben sie es dahin gebracht, daß sie einen vortreflichen Most machen, mit welchem sie Gewerbe treiben.

Der Birnmost ist gar nicht undienlich, sondern vielmehr herzstärkend, er macht das Herz und den Magen frisch, mästet, befeuchtet und löschet den Durst sehr. So reden die Kenner von ihm. Wenn man zu viel Most zu sich genommen, so wird man trunkner als vom Weine, und dieses deswegen, weil er heftiger und länger in den Fässern fermentiret. Daher ist es gut, sie anfangs wohl anzufüllen und offen zu lassen, darauf, nach den ersten 8. oder 14. Tagen seiner Lage, loker zu verstopfen, damit man dem Moste Zeit lasse auszudunsten, wenn er sein Feuer ausstößt. So bald er völlig stille seyn wird, wird man ihn, wie den Wein, verstopffen können.

Birn-Aepfelmost ist die allgemeine Benenung aller Feuchtigkeit, welche von Aepfeln oder Birnen gemacht wird; aber man bedient sich der Worte Birnmost und Aepfelmost in der Normandie, um denjenigen Saft anzuzeigen, welcher von Birnen oder Aepfeln ohne Mischung gemacht ist. Der Apfel ist herzstärkender und angenehmer, und will verwahrt seyn, wenn er, wie man sagt, maulrecht seyn soll. Die Birne ist süsser, aber von einer abgeschmakten Süssigkeit, schwer, dike, lange Zeit trübe, wird es auch gar leicht wieder, und hält sich nicht lange. Sie ist geschikter Weinbeermus oder gekochten Wein, als Wein zum Trinken, abzugeben, wo man sie anders nicht vermengt, wie man hernach sehen wird.

Wenn der Cidre gut ist, so mus er klar, von einer schönen Goldfarbe, von einem angenehmen Geruch, und von einem süssen und küzelndem Geschmak seyn.

Wenn die Normänner Cidre machen, der sich halten soll, so erwählen sie gewise Aepfel, welche in ihren Feldern und Gärten hervorkommen, und vielleicht ihrem Lande eigen sind. Diese Aepfel sind von einer lebhaften Farbe, von einem rauhen und sauren Geschmake, sie machen einen beissenden, starken, und sich lange haltenden Saft. Derjenige, so aus delicaten

ten und wohlschmekenden Aepfeln gemacht wird, verliert seine Stärke viel eher, und verdirbt leicht. Die Normänner machen inzwischen eine Mischung von Birnen und Aepfeln; aber insgemein besteht er aus den allersüssesten oder sauersten Aepfeln, die nicht gemischt werden. Ihre Aufmerksamkeit bei der Mischung geht dahin, diejenigen zusammen zu thun, welche in ihren Eigenschaften am meisten mit einander übereinkommen, daher sammlet man alle diejenigen, welche von sich selbst fallen, oder welche man mit grossen Stangen zu ihrer Jahrszeit abschüttelt, das ist, wenn sie zur Sammlung taugen, welches gemeiniglich am Ende des Septembers, oder Anfange des Octobers, mehr oder weniger, nach Beschaffenheit des Climatis und der Jahrszeiten, geschieht. Man erwählt einen schönen Tag zu dieser Sammlung. Wenn dieses geschehen ist, so hängt man die Früchte in verschiedenen Haufen in die Luft; Man trägt sie nachgehends auf den Boden; allwo man sie zu ihrer Reife kommen läst. Einige halten sich bis Ostern. Man macht so viel Apfel- und Birnmost, als man Früchte hat, welche klar gerieben werden können. Siehe La Nouvelle Maison Rustique, Theil III. Buch VI. Cap. 15. die Pariser Edition 1721., in zwei starken Voluminibus, in 4to.

Ich werde einen nöthigen Umstand hinzusezen, welchen ich von einem Normanne selbst erfahren; dieser besteht darinnen: daß man den Aepfel- und Birnmost ja nicht von seiner Hefen abgiessen soll, so lange man ihn in Fässern lässet; dieser kleine Unflath, oder diese Hefen nähret ihn, und erhält ihn bei seiner Farbe. Man verkauft und führet ihn auf diese Art aus, er wird hernach bis im Frühlinge dünne, da man ihn wenigstens, ehe noch grosse Hize einfällt, in Flaschen thun kan, in welchem Falle man ihn wenige Tage vorher durchseiget, wenn man ihn von einer vollkommenen Lauterkeit haben will. Wenn man ihn von seiner Hefen abläst, um ihn in ein ander Fas zu giessen, so fängt er gar bald an roth oder schwärzlich zu werden, und seine Annehmlichkeit und Kraft zu verlieren, wie ich selbst erfahren habe.

Was ich vom Gebrauche der Franzosen angeführt habe, wird mit der Engelländer ihrem verglichen werden können, von welchen ich gleich reden will, und welche nach ihrem durchdringenden Verstande und gewöhnlichem Fleise ihre Untersuchungen weiter fortsezen, und das, was sie dabei angemerket, mit wiederholten Erfahrungen unterstüzen.

Zween gelehrte Engelländer, so von besondern Verdiensten sind, haben noch ausser einigen andern Gelehrten dieser Nation, und zwar beide als wahre Philosophen, an der Baumzucht und Gärtnerei gearbeitet. Der eine ist Herr Bradlei, Doct. und Prof. der Botanik auf der Universität zu Cambridge und Mitglied der Königl Societät zu London: Er hat ein Werk heraus gegeben, so den Titel führet: Nevv improvements of Planting and gardening both philosophical and practical &c. London 1731. Der andere ist Herr John Lawrence, Rector zu Pelvertoft, in der Grafschaft Northampton, von welchem wir einen vortreflichen Tractat in zwei Theilen haben, davon der erste den Titel führet: The Clergyman's récreation shevving the pleasure and profit of the art of gardening, in welchem er das Vergnügen und die Vortheile zeigt, welche von der Kunst die Bäume und Garten zu cultiviren, entspringen. Der andere ist betitelt: The Gentle man's recreation, the art of gardening improved &c. worinnen er durch neue Entdekungen, und ganz frische Erfahrungen, die Anwendung der Regelu, so er in seinem ersten Theile gegeben hat, vollkommener macht.

In diesen zwei Werken sind die richtigste Beurtheilung und die Erfahrung beständig mit einander verbunden, und aus denselben

ben werde ich viele angeneme Sachen nehmen, so ich an das Licht bringen will.

Die Engelländer legen sich überhaupt sehr auf die Baumzucht. In Engelland (sagte Herr Bradlei) ist kein Dorf, welches nicht mit geschikten und erfahrnen Künstlern im Uberflusse versehen wäre. Die erste Aufmerksamkeit eines Mannes, welcher bauet, ist, einen wohl angelegten Baumgarten, welcher von guter Erde ist, nahe bei seiner Wohnung zu haben. Wenn sich ein Dienstbot verheirathet, so versieht er sich mit einem oder zween Aker Feldes, um daselbst ein kleines Haus, und einen Baumgarten zu haben. Dieses ist alle sein Einkommen. Eben derselbe Schriftsteller merket an, daß diese Baumgärten, welche die Wohnungen umgeben, ausser dem Nuzen und Vergnügen so sie verschaffen, vieles zu der Gesundheit beitragen, indem sie die Luft gelinder machen und reinigen, vor stürmischen Winden bewahren, und bei grosser Hize Schatten werfen, der Menge Vögel (spricht er) nicht zu gedenken, so man daselbst ohne Aufhören singen hört, und welche man also ohne Mühe da behält. Auch ist die Grafschaft Hereford, welche wegen ihrer Bäume berühmt ist, solches nicht weniger wegen des langen Lebens ihrer Einwohner. Er schreibet anderswo den Uberflus und die Güte der Früchte, welche man in dieser Provinz sammlet, der Sorgfalt zu, die Baumgärten auch vor den Winden Nord und Nordost zu verwahren, so, daß ausser den Baumgärten, welche insgemein die Wohnungen bedeken, eben diese Baumgärten auf der Seite, wo ihnen die Winde beschwerlich sind, noch mit Ulmen umgeben; und so gar die Dörfer zu allgemeinem Schuze damit umringet sind. Herr Bradlei drükt sich in einem Briefe an Herrn Hartlib, wegen der Schönheiten, welche diese beständige Cultur dem Lande, davon er redet, giebt, also aus: Unsere Baumgärten sind die allerschönsten, nüzlichsten und angenehmsten Gebüsche, welche dem irrdischen Paradise am meisten beikommen, das von der Hand Gottes selbst gebildet worden.

Die Gesundheit, das Vergnügen, und der Nuzen sind sehr starken Bewegugsgründe, wenn sie auch nicht beisammen stehen, noch mehr aber, wenn sie alle beisammen sind. Man kan urtheilen, was für eine Menge Birn- und Aepfemost man in einem Lande macht, welches von Früchten, und besonders von vortreflichen Früchten so angefüllet ist. Auch ist er daselbst im Uberflusse zu haben, und man legt sich darauf ihn so gut zu machen, als nur möglich ist. Man ist bemüht die Gattungen von Früchten zu erkennen, mit welchen es am besten angeht, sie zu rechter Zeit zu sammeln, ihnen den rechten Grad der Fermentation zu geben, ehe sie gepreßt werden, und den Wein auf eine gewise Art zu warten, aus der man eine Kunst und ein Geheimnis macht, welches bisweilen darinnen besteht, daß man den Birn- und Aepfelmost auf frische Hefen von Spanischem und Canarienwein giesset.

In Engelland macht man, wie in der Normandie, gemeiniglich von Aepfeln den besten Most, und Herr Bradlei redet also davon in seinem Briefe an Hrn. Hartlib. "Der Aepfelmost ist süsse wie schwa-
" cher Wein mit Zuker vermischt, bis die
" Hize einfällt: aber von der Zeit, ist er
" windig, wenn er hernach mit Aepfel-
" most vermischt wird, so thut er eine sehr
" gute Würkung. Von gewisen Birnen
" kan man den Saft aufspinnen, und ei-
" nige Leute thun ihn darunter, um ihm
" eine Molkenfarbe zu geben. Die Bir-
" ne Weisepferdebirne (Whiteorse-pear)
" genant, macht einen guten Wein, und
" diejenige, so blos auf dem Erdreiche
" Bosbury wächst, giebt einen starken,
" lebhaften und hellfärbigten Wein, wel-
" cher zween oder drei Sommer, ja in
" guten Kellern, und wenn er in gute
" Fässer gelegt wird, viele Jahrē dauret.
" Es ist zu merken, daß diese lezte Birne

„ so rau ist, daß sie auch die Schweine „ nicht fressen mögen. Die Birne Gennetmoyle genannt, so in Heken wächst, „ giebst den besten Most. Man mus sie „ am Baume Farbe bekommen lassen, hernach läst man diese Frucht 14. Tage oder „ drei Wochen in einem Haufen zum Fusse der Bäume liegen. Dieselbe giebt „ den feinsten und am meisten riechenden „ Most,“ Er bemerket überhaupt, daß die allersauerste Frucht, wenn sie also in Haufen geleget wird, einen sehr guten Saft hervorbringt. Nur die von den Pippins alleine, giebt, wenn sie reif sind, und nicht mit denjenigen, so die Winde abschlagen, gesammlet oder vermischt, hernach in Hauffen gar zeitig werden, einen der gesundesten, am meisten herzstärkenden und schmakhaftesten Säfte. Ubrigens ist dieses das ordentliche Getränke in der Grafschaft Hereford.

Ob uns schon der Name dieser Englischen Früchte nicht bekannt ist, so können wir uns doch dieser Anmerkungen mit ein wenig Erfahrung bedienen, entweder zur Mischung der säuersten Früchte mit den süssesten, oder zum Nuzen dieser Gattung wilder Aepfel, so ziemlich gros und gefärbt ist, welche wir im Lande haben, und vielleicht eben diejenige seyn kan, welche der Verfasser beschrieben hat.

Was die wilden Birn- und Aepfelbäume anbelangt, so sind verschiedene Dinge, welche sie uns anpreisen.

1. Der Nuzen von der Vermengung ihrer Früchte mit süssern Früchten, um vortreflichen Most zu machen.

2. Der Uberflus, in welchem sie hervorkommen; denn wir sehen sie fast alle Jahre mit Früchten beladen, auch zu der Zeit, da alle gute Gattungen fehlen. Es geschieht ordentlicherweise in einer so grossen Menge, daß, wenn mehrere wären, man nicht wüste, wo man sie hinthun sollte. Man sieht einige, so auf allen Seiten sich unter ihrer Bürde krümmen; und bemerket hier im Vorbeigehen, daß, ohngeachtet dieser Quantität, die Bäume niemals unter ihrer Last zerbrechen; weil sie etwan nicht, wie die andern fruchttragenden Bäume, unterstüzet werden, welches die Lebhaftigkeit und Dauer ihres Holzes gar wohl zu erkennen gibt. Die Tischer und andere Künstler, so sich darauf verstehen, wissen wohl einen Unterschied darinnen zu machen.

3. Die ausserordentliche Dauer dieser Bäume; William Lawson, der Verfasser eines kleinen Tractats von den Baum- und andern Gärten, welcher in Engelland 1626. heraus kam, versicherte, daß ein Aepfelbaum, der weder gepfropft noch umgepflanzet worden, tausend Jahre dauren kan. Von diesem Schriftsteller hielt man dafür, daß er ein Mensch von sehr grossem Verstande und der erste gewesen sey, welcher die wahren Gründe von der Cultur der Bäume nebst besondern angenehmen Umständen herausgegeben habe, welche er durch die Erfahrung selbst bestätiget.

Inzwischen will ich etwas anführen, welches den häufigen Uberflus, und die erstaunliche Dauer wilder Fruchtbäume gleichergestalt gewis macht. Herr Bradley giebt es für eine gewise Wahrheit aus, weil er selbst denjenigen gesehen hatte, welcher die Probe damit gemacht. Herr Thomas Taylor, sein Anverwander, hatte auf einem seiner Felder einen solchen Apfelbaum, aus dessen Frucht man ein Jahr fünf grosse Muids von Aepfelmost machte. Das Muid hat 64. Gallons und das Gallon 4. pariser Pinten. Daß also 5. Muids 1280. Pintes hervor bringen werden, welches gewis wunderbar ist. Die Einwohner des Kirchsprengels geben für gewis aus, daß man gewohnt ist, in den gemeinen Jahren 4 Muids oder 1024 Pintes Birnmost von der Frucht dieses Baumes zu nehmen. Dieser Baum hat eine Menge erhabener Stämme, die sehr

dik

dik und mit breitem Laubwerke versehen sind. Man sieht wohl, daß viele Jahrhunderte dazu nöthig gewesen, wenn man einen Baum von solcher Weide ziehen wollen. Herr Tailor ein Greis von 80 Jahren, und welcher von sehr gutem Gedächtnisse ist, bekannte, daß er in seinem Leben nicht das geringste Wachsthum noch die kleinste Veränderung daran bemerket. Dieser Apfelbaum befand sich in einer Weide, welche nach aller Wahrscheinlichkeit niemals einige Cultur noch Verbesserung gehabt, welche sein Wachsthum beschleunigen könnte. Viele tausend Personen giengen aus Neugierigkeit hin, diesen wunderbaren Baum zu betrachten, und man konnte eben diejenigen Sachen wahrnehmen, so Herr Bradley erzehlet.

Gabriel Platt, ein gelehrter Engelländer, welcher eine Art von Experimentalphysik über die Pflanzen bekannt gemacht hat, sagt, daß er solche wilde Birn oder Apfelbäume gesehen hätte, die nahe bei der Erde wären abgehauen worden, und hernach viele neue Zweige mit einer grossen Lebhaftigkeit heraus getrieben hätten. Die ältesten Greise hatten ihn versichert, daß sie niemals eine Veränderung weder gute noch böse an vielen dieser wilden Fruchtbäume entdeket hätten.

Ich werde nur noch eine Vorsichtigkeit zu dem, was ich gesagt habe, hinzufügen; die auf die Vollkommenheit des Mostes, der von Birnen oder Aepfeln gemacht wird, zielet, und welche Herr Bradlei in dem andern Capitel seines Werkes anzeiget, da er von der Erzeugung der Pflanzen redet. Diejenigen, sagt er, welche eine ansehnliche Menge Birnmost machen wollen, müssen einen Baumgarten von einer einzigen Art Aepfeln haben, der von allen andern Baumgärten, wo Aepfelbäume drinnen sind, entfernet ist, und dieses aus zwo Ursachen, davon die eine jederman versteht, nämlich die Vermischung unterschiedenen Zeiten reif werden, eine ungleiche Säure hervorbringen, welche den Most zu verderben im Stande ist. Die andere, so die Entfernung von allen andern Baumgärten, hauptsächlich die von Aepfelbäumen sind, betrift, kan nur allein von Physicis wohl eingesehen werden. Damit nämlich die Vermischung des verschiedenen Saamenstaubes, wenn die Bäume in der Blüthe sind, vermieden werde, welche Vermischung nach geraumer Zeit die Gattung verändern und so gar neue und wunderliche Gattungen hervorbringen kan. Aus diesem Grunde räth er denjehigen, welche neue Wälder pflanzen, nicht Baumkörner von hohem Stamme der kleinen Gattung zuzuwerfen, und diejenigen davon entfernet zu halten, deren Saamenstaub die Schönheit der Gattungen verändern könnte, welche grosse Stämme geben sollen. Diese Sorgfalt ist eben so nüzlich, sagt Herr Bradlei, als diejenige, so man für die Stuttereien, spanischen Hunde und andere Thiere trägt.

Eine Anzahl von Erfahrungen, so bei andern Pflanzen gemacht worden, machen sehr wahrscheinlich, daß dieser Rath nicht ohne Grund sey, und unter andern diejenigen, welche der Schriftsteller mit Haselstauden gemacht. Nehmet, sagt er, die mählichten Fäden oder Blüten von allen andern entfernet ist, ehe sie ihren Saamenstaub ausgestreuet haben, der Baum wird ganz gewis keine Haselnus tragen. Wenn ihr hernach frische Haselzweige von einer andern Gattung nehmet, so mit Blüten beladen sind, und den Baum, welchen ihr so beschnitten habt, drei oder vier Morgen hinter einander damit bestreuet, so wird er Frucht bringen und die Gattung wird sich unvermerkt ändern, besonders wenn ihr euch Mühe gebt, es einige Jahre durch zu wiederholen.

Durch die Vermischung des Saamenstaubes haben sich die Aurikeln in England so sehr verändert, welches man daraus sieht, weil die, so von einerlei Gattung

sind und von den andern abgesondert werden, sich gänzlich nicht verändern.

Da eben diese Saamenveränderung bei den Nelken von einem sorgfältigen Engelländer, Namens Herr Thomas Fairchild d'Hoxton, vorgenommen worden, so brachte sie eine völlig neue und bis dahin unbekannte Nelke hervor. Die Ursache der Blüthen an den Früchten ist, nach den Regeln der Physik, einerlei. Es sind Erkenntnisgründe, die allen Gattungen der Blüthen gemein sind, aber sich an einigen mehr als an den andern empfinden lassen, nach Proportion der Kleinigkeit oder Grösse der Pflanzen.

Woraus man schliessen kan, daß eben die Vermischung des Saamenstaubes unter fruchttragenden Bäumen von eben der Art die Gattung der Frucht verändern und folglich die Winterfrüchte frühzeitiger machen könnte.

Neue Abschilderung der Trunkenheit.

Unter den gemeinen Leuten glaubt man einen Nix, eine von den unsinnigsten Erdichtungen, welche jemals von der ungereimten und ausschweifenden Einbildungskraft abergläubischer Leute ausgebrütet worden. Man glaubt, daß dieser Nix öfters den Wöchnerinnen ihre Kinder wegnehme, und an deren statt ein Nixkind hinlege, welches man auch einen Wechselbalg zu nennen pflegt. So ofte demnach ein kleines Kind ausserordentlich dike ist, oder gar zu viel ist u. trinkt, oder sonst etwas an sich zu haben pflegt, welches wider den ordentlichen Lauf der menschlichen Natur bei jüngstgebornen Kindern zu seyn scheint; so ofte hält man es für ein ausgetauschtes Kind, oder für einen Wechselbalg.

Wenn wir die Menschen nach ihrem moralischen Verhalten beurtheilen, so finden wir eine gewise Art von Leuten, deren rechte Benennung uns die angeführte Fabel von dem Nixe an die Hand giebt. Denn da sie zwar wie Menschen gestaltet sind, die gewöhnliche menschliche Natur aber nicht an sich bliken lassen; so verdienen sie den Namen der Menschen sehr wenig, und man mus sie für Wechselbälge ansehen. Wir rechnen dahin alle diejenigen, welche in den Lastern gar zu gewaltig ausschweifen. Alle Menschen haben freilich ihre Fehler, und kein Mensch ist von allen Lastern frei. Allein die allermeisten Menschen halten sich doch in der Ausübung ihrer Laster in gewisen Schranken, und üben dieselben entweder heimlich, oder doch mit einer gewisen Feinigkeit und Anständigkeit aus. Ein solch lasterhafter Mensch führt sich doch noch dergestalt auf, daß mitten durch ihre Laster die menschliche Natur durchscheint, wie etwa die Sonne durch die trübe Luft. Diejenigen Menschen aber, welche ein Laster gar zu ausschweifend ausüben, verfinstern die ganze menschliche Natur; und da das Laster überhaupt derselben zuwider ist, so sind es in der That Unmenschen, und man mus sie, um die menschliche Natur zu schonen und bei Ehren zu erhalten, Wechselbälge nennen.

Wir könnten hier verschiedene Beispiele anführen, wir wollen aber für dieses mal bei den Säufern stehen bleiben, und zeigen, wie unmenschlich dieses Laster sey. Selbst die Säufer pflegen sich nach ausgeschlafenem Rausche zu rühmen, daß sie bestialisch getrunken; und uns dünkt, daß kein Ausdruk sich besser zu dieser Sache schike. Dieses Laster verdient auch deswegen angemerkt zu werden, weil die Teutschen des Saufens wegen unter vielen

Völ-

Völkern in einem üblen und verächtlichen Rufe stehen, und man hat überhaupt angemerkt, daß die Helden im Trinken immer in grösserer Anzahl unter denen Völkern in Europa angetroffen werden, welche dem Norden näher sind.

Dieses viehische Laster äussert sich auf verschiedene Weise, entsteht aus verschiedenen Quellen, und hat bei verschiedenen Personen verschiedene sehr unmenschliche Würkungen. Wenn ein Mensch über ein Getränke geräth, es sey nun in Gesellschaften, oder ausser denselben, und er hat gar nicht den Vorsaz sich voll zu trinken; wenn etwa ganz unschuldige Ursachen ihm Gelegenheit geben, ohne daß er es selbst merkt, zu viel zu trinken; und wenn er also ganz unvermerkt in die Völlerei geräth, so wollen wir ihn zwar nicht ganz entschuldigen: allein man würde ohne Zweifel zu hart urtheilen, wenn man ihn unter die unmenschlichen Wechselbälge rechnen wollte.

Unter dem gemeinen Manne, und allen denenjenigen, die niederträchtig und pöbelhaft denken und handeln, ist eine Art des Saufens gewöhnlich, welche gar zu viehisch ist, als daß man sie mit Anständigkeit ausführlich abschildern könnte. Man versammlet sich in den schlechtesten Wirtshäusern, man trinkt so viel schlechtes Getränke durch einander, bis man rasend wird, bis man die Natur zwingt, dasjenige wieder von sich zu stossen, womit man sie überladen will, und bis man so erschreklich lermt, daß alle Vorübergehende ein solches Haus für ein Tollhaus halten müssen. Der gemeine Mann lobt auch kein Getränke, als welches den Kopf angreift, und es daurt ihn allemal sein Geld, wenn er dafür keinen schweren Kopf mit nach Hause trägt. Wir würden uns geschämt haben, dieser Art des Saufens Erwehnung zu thun, wenn uns nicht die gewis sehr betrübte Erfahrung lehrte, daß es unter denenjenigen, die sich dem Studiren widmen, solche viehische Leute gäbe, die sich dieser Art des Saufens ganz und gar ergeben. Ist es möglich, daß ein Mensch, welcher durch die Erlernung der Wissenschaften sich über den Pöbel erheben will, sich in ein schlechtes Wirthshaus neben einem Kutscherknecht hinsezen, und mit Bier, Tobak und Brantewein sich in einem so hohen Grade erniedrigen kan, daß er ein völliger Unmensch wird? Nicht viel besser handeln diejenigen, welche sich auf ihren Stuben versamlen, eine grosse Menge schlechten Getränkes anschaffen, einander zwingen, bei verschiedenen Gelegenheiten eine gewise Anzahl von Gläsern auszuleeren, und sich von allen Sinnen saufen. Das Viehische, das niederträchtige, das Elende ist in dieser Art des Saufens so handgreiflich, daß es keines Beweises bedarf. Und wer es nicht einsehen kan, der ist ohnfehlbar selbst diesem viehischen Laster ergeben, und also ist es nicht zu verwundern, daß

ein Vieh keines menschlichen Begrifs und keiner menschlichen Beurtheilung fähig ist.

Unter den vornehmern und reichern Leuten geht es nicht viel besser zu, und das vornehme Saufen scheint nur deswegen nicht pöbelhaft zu seyn, weil der Pöbel nicht reich genug ist, um sich in Champagner und Burgunder zu einem Vieh zu saufen. Wenn ein vornehmer Mann des Wohlstandes wegen genöthiget ist, einen Schmaus zu geben, so sezt er seine Ehre darin, daß er Wein im Uberflusse seinen Gästen vorsezt. Er würde sichs für eine grosse Schande halten, wenn seine Gäste nicht berauscht würden, und er würde auch in der That sehr getadelt werden. Man hat ein gewises Zwangsmittel erfunden, welches auf einem lächerlichen Begriffe von der Ehre beruhet, indem man nemlich das Gesundheitstrinken eingeführet hat. Ein jeder Gast mus eine jede ausgebrachte Gesundheit mittrinken, und da ist es nicht etwa erlaubt, so viel zu trinken als man will, sondern das Glas mus ausgeleert seyn; und um allen Unterschleifen in diesem Puncte vorzubeugen, hat man die Pocale eingeführt. Geister aus einer andern Sphäre würden es für eine lächerliche Erdichtung halten, wenn man ihnen erzehlte, daß es vernünftige Weisen gäbe, welche darin eine Ehre sezen, daß man, wenn man einem andern Gesundheit und Vergnügen wünscht, sich zum Narren und zum Viehe macht, und sich um die Gesundheit seiner Seele und seines Leibes bringt.

Ausser denen, die aus Ehre saufen, giebt es Leute, welche als epicurische Schweine blos des guten Geschmaks wegen trinken, und um sich einmal recht zu vergnügen und lustig zu machen. Andere haben etwa den Kopf voller verdrieslichen Grillen, und suchen dieselben durch eine Sündfluth von Bier oder Wein auf eine Zeitlang aus ihrer Seele wegzuschwemmen. Daher kommt es, daß Leute, die tief in Schulden steken, oder welche eine böse Frau haben, oder welche Hahnreye sind, oder die sonst voller traurigen Gedanken sind, sich aufs Saufen legen. Mancher sucht auch wohl weiter nichts, als die Ehre zu erlangen, daß man von ihm sage, er könne entsezlich viel trinken. Am allerlächerlichsten aber handeln wohl diejenigen, welche sich auf ihre eigene Hand ganz in der Stille volltrinken, sich alsdenn auf den ersten den besten Ort hinwerfen, und den Rausch ausschlafen.

Doch wir wollen nicht weiter in der Beschreibung dieses Lasters fortgehen: sondern, um dem Hauptzweke dieser Abhandlung ein Genüge zu leisten, das Unmenschliche in diesem Laster zeigen, welches sich auf eine so verschiedene Weise in demselben hervorthut, man mag nun entweder auf die Bewegungsgründe desselben sehen, oder auf seine schädlichen Würkungen, oder auf die Ausübung dieses Lasters selbst.

Das

Das Trinken ist uns Menschen so unentbehrlich als das Athemholen, und wir haben demnach auch in unserer Natur den Trieb zu trinken, oder den Durst. Wer also menschlich trinken will, der mus nur so viel trinken, als die Absichten erfordern, weswegen uns die Natur den Durst gegeben hat. Da es nun eine unwidersprechliche Sache ist, daß wir nicht würden leben und gesund seyn können, wenn wir nicht trinken: so mus ein jeder menschlicher Trinker nur so viel trinken, als seine Gesundheit und die Erhaltung seines Lebens erfodert. Der Säufer kan diesen Zwek unmöglich haben, denn er trinkt mehr als derselbe erfodert; und was noch mehr ist, so schadet er dadurch über kurz oder lang seiner Gesundheit, und verkürzt sein Leben. Das Sauffen ist demnach den Absichten der menschlichen Natur vollkommen zuwider, und also ein unmenschliches Laster.

Die gütige Natur giebt uns nicht blos die Nothdurft, sondern sie will uns auch vergnügen auf alle mögliche Weise. Daher hat sie in Speise und Trank so viele Süssigkeiten gelegt, und deswegen hat sie in den Wein eine herzerfreuende Kraft gelegt. Wer menschlich trinken will, der mus auch des Wohlschmaks wegen trinken; und er kan auch trinken, um frölich zu werden, wenn er nur, alles dieses Vergnügens ohnerachtet, seiner Sinne und seiner Vernunft mächtig bleibt. Der Säufer sucht zwar auch sich zu vergnügen: allein indem er selbst durchs Saufen sein Bewustseyn vermindert, so schmekt er in der Völlerei nicht mehr, was er trinkt, verursacht sich Ueblichkeiten und verschiedene Schmerzen. Er ist demnach ein Narr, indem er seine Absicht selber hindert, und handelt abermals unmenschlich, indem er einem der reizensten Zweke der menschlichen Natur, nemlich dem heitern Vergnügen, zuwider handelt.

Wir wollen jezo der Verschwendung des Eigenthums, welche mit dem Saufen nothwendig verbunden ist, keine Erwehnung thun. Wir wollen nur anmerken, daß das Saufen dem edelsten Theile der menschlichen Natur zuwider ist. Ein jeder weis, daß ein besoffener Mensch in seiner Besoffenheit nicht recht hören und sehen kan, daß er nicht einmal seiner Sinne mächtig ist, geschweige denn, daß er seine Vernunft und Freiheit zu der Zeit in seiner Gewalt haben solte. Ein besoffener Mensch hat gar keinen Gebrauch der Vernunft und Freiheit; er ist zu der Zeit ungeschikt, irgends eine vernünftige und tugendhafte Handlung vorzunehmen, und man kan mit einem Hunde mehr edles und nüzliches ausrichten, als mit einem besoffenen Menschen zu der Zeit seiner Besoffenheit. Unsere Natur hat uns zur Vernunft berufen, und vermittelst derselben zu der Ausübung der Tugend. Ein Säufer widersteht diesem Berufe, und stürzt sich

durch die Ausübung seines Lasters in den abscheulichsten Zustand: indem er nicht nur nichts menschliches und vernünftiges thut, sondern sich auch dazu unvermögend macht, und nicht einmal im Stande bleibt, die Wohlanständigkeit der Sitten, die kleinste aller Tugenden, zu beobachten. Dazu kommt noch, daß ein Mensch, welcher ein Trunkenbold wird, nach und nach alle Kräfte seiner Seele, wie die Kräfte seines Körpers, schwächt, brutal und viehisch wird, und endlich in den Stunden seiner Nüchternheit dem ohnerachtet noch dämisch im Kopfe bleibt. Kein Laster scheint der menschlichen Natur so sehr zu schaden, als welches den Gebrauch der Vernunft schwächt und hindert. Ein Dieb und Strassenräuber mus ofte einen grossen Grad seiner Vernunft und übrigen Seelenkräfte anwenden, wenn er sein Laster ausüben will; und es ist ganz gewis, daß ein solcher Bösewicht sich an seiner eigenen Natur lange nicht so sehr versündiget, als der Säufer. Jener wird gehangen um der öffentlichen Sicherheit willen, und diesen überläst man seinem eigenen Schiksale.

Wir wollen noch hinzu fügen, daß ein besoffener Mensch zu allen Lastern geneigt ist. Es verhält sich dieses zwar bei verschiedenen Säufern auf eine verschiedene Art. Und ob man gleich sagen kan, daß es einige Säufer giebt, welche, wenn sie betrunken werden, einschlafen, und nichts Böses mehr vornehmen: so mus man doch gestehen, daß die meisten Betrunkenen die entsezlichsten Bosheiten auszuüben im Stande sind. Ein Betrunkener ist mehrentheils zugleich ein Schläger, ein Zänker, ein Grober, ein Mörder, ein Hurer, ein Unzüchtiger, ein Unflätiger, ein Unverschämter, ein Unbedachtsamer; und damit wir alles kurz fassen, die Besoffenheit krönt ihren Sieg, den sie über die menschliche Natur erhalten hat, dadurch, daß sie den Besoffenen zu vielen Lastern zwingt, welche insgesamt der menschlichen Natur zuwider sind.

Einige Moralisten suchen zwar den Trunkenbold durch die Vorstellung zu beschämen, daß kein Vieh sich vollsaufe. Allein vielleicht würde ein Trunkenbold darauf eben das antworten, was eine Maitresse einem Hofprediger antwortete, welcher ihr vorhielt, daß kein Vieh in der Wollust so ausschweife; nemlich: eben deswegen, weil sie ein Mensch und kein Vieh sey, sey sie so wollüstig. Allein, das ist eben zu bedauren, daß die Vernunft die Menschen zufälliger Weise verleitet, in den Trieben der Natur auszuschweifen, und man könte einem solchen Trunkenbolde antworten: daß er sich durch seine Vernunft unvernünftig mache.

Charon und Mercur.

Der Fuhrmann jener Unterwelt,
Herr Charon, war sehr reich. In vier, fünf tausend Jahren
Kan sich ein Fuhrmann leicht was sparen

Zumal ein Mann, wie er, der kein Gesinde hält,
Der weder ist, noch trinkt, nicht spielt, noch auswärts gehet,
Und keinen Rok gebraucht, seit er im Amte stehet.
Es faste dieser Charon den Entschlus,
Sich in Elysien ein Grundstük anzukauffen,
Wozu man gut Geld haben mus.
Hingegen war sein Sold in Kupfer eingelauffen.
Einst, da er auf dem Styx nach frischen Seelen fuhr:
So wand er sich zu dem Mercur,
Und bat ihn, einen Theil von den erworbnen Schäzen
Auf unsrer Oberwelt in Silber umzusezen.
Der GOtt des Wuchers und der Diebe
Thät es dem Charon auch zu Liebe.
Er nahm das Kupfer an, und wande seinen Flug
Nach andern Gränzen hin, woselbst er einst bei Nachte
Den Scheidemünzen Wust in die Gewölber trug,
Und lauter Silbergeld dafür dem Charon brachte.
Seit der schlimmen Nacht hat sich das Kupfergeld,
Nebst schlechten Bazen eingefunden;
Die Drittelstüke sind bei nah verschwunden,
Und wuchern in der Unterwelt.

Von des Teutschen Handels Anwachs und Abnahme.

In Teutschland waren Anfangs, ausser an den Römischen Grenzen, keine, oder doch wenige Kaufleute. Man lebte vom Wilde, der Viehzucht und dem Getraide, welches das Land hervor brachte, kleidete sich in die Häute der Thiere, grub das zur Bewafnung nöthige Eisen aus der Erde, und bedurfte also fremder Waaren nicht. Gold und Silber hatte nur an den Orten einigen Werth, wo die Nachbarschaft Anlas gab mit den Römern zu handeln. S. Tacitum de M. G. c. 5. 17. 25. 43. Dieser ihre Staats-Absichten verstatteten es nicht, fremden streitbaren Völkern Lekerbislein zuführen zu lassen, und sie dadurch zu reizen, die Länder anzufallen, worin dergleichen zu finden war. S. L. 2. 4. & ult. C. de Commerciis & mercatoribus, L. 1. C. quæ res exportari non possunt; welches gleichwohl endlich geschehen, dadurch aber auch Handel und Wandel nicht befördert, sondern die Kaufleute dem Raube der Soldaten ausgestellet worden. Die Einführung des Christenthums hat die Teutschen zu einem gemächlichern Leben gewehnet. Ihre Geistliche Lehrer waren Fremde, welche nicht der Lehrlinge rauhe Lebensart, sondern diese die ihrige annahmen. Durch die Vereinigung mit dem grossen Fränkischen Reiche lernete man nicht nur Frankreich und Italien besser kennen, sondern erhielt auch die Gelegenheit, die Früchte dieser Länder, woran die Teutschen Geschmak fanden, und manches, so zur Bequemlichkeit und Zierde gereichet, aus selbigen zu überkommen. Ausländische Waaren wurden ihnen von Fremden zugebracht. Die Kaufleute sind demnach gröstentheils Ausländer gewesen, welche ihren Handel dergestalt trieben, wie es heutiges Tages von den Europäern in andern Welttheilen geschiehet. Es meldet auch Lambertus Schafnaburgensis beim Pistorio pag. 200. daß die Königl. Besazung zu Harzburg der Stadt Goslar insonderheit dadurch geschadet habe, daß sie fremde Kaufleute gehindert, ihre Waaren gewöhnlicher massen dahin zu bringen. Diese Leute begaben sich fürnemlich an die Oerter, wo vieles Volk zusammen kam, und da sich selbiges an hohen Festtagen bei den Bischöflichen Kirchen und berühmten Clöstern häufig einfand, so wurde daselbst der stärkste Handel ge trieben, welcher der Geistlichkeit keinen geringen Vortheil brachte. Sie konnte solchergestalt ihren Uberflus bei den Kaufleuten und Käufern wohl unterbringen, und die benöthigten Waaren

ohne viele Mühe und Kosten erlangen. Deswegen beförderte selbige den Kaufhandel nach äusserstem Vermögen. Viele Kaufleute liesen sich bei den Kirchen häuslich nieder, und diesen brachten die Bischöffe und Aebte vortheilhafte Kaiserl. Privilegien aus. Die Könige waren auch ihres eigenen Vortheils halber geneigt, den Handel zu befördern, ohne welchen sie vieler ausläd[i]scher Waaren entbehren musten, und der mittelst der Zölle ihre Ihre Einkünfte mehrete. Es verordnete Kaiser Carl der Grosse beim Baluzio Capitular. Tom I. p. 273: Negotiatores quoque volumus ut ex mandato nostrum patrocinium habeant in regno nostro legitime. Et si aliquo loco injusta affligamur oppressione reclament se ad nos vel nostros judices, & plenam jubebimus justitiam fieri. Dieser Königl. Schuz war vermuthlich die Ursache, warum man die blose Mittheilung der Gerichtbarkeit nicht für hinlänglich hielt, die Kaufleute der ordentlichen Obrigkeit unterwürfig zu machen, sondern dazu ein besonderes Privilegium erforderte. Insonderheit suchte man in den, den Königen unmittelbar unterworfenen Städten, den Handel in Aufnahme zu bringen, und es wurde als eine Gnade angesehen, wenn andere Kaufleute ein gleiches Recht mit den Institoribus regalium urbium erhielten. S. Lindenbrog. in Privilegiis Archiecclesiæ Hamburgensis n. 17. Vor andern Orten blühete der Handel im XI. und XII. Jahrhunderte zu Utrecht, Cölln, Mainz, Dortmund, Bardewik, Lübek, Bremen und Hamburg. In der Vita Meinvverci beim Leibniz rer. Brunsuic. T. I. p. 518. n. 4. heist es: Ad hujus inferioris Germaniæ Septentrionalem tractum Trajectensis Diœcesis est terminis, locus navium & vectigalium commeatibus quæstuosus. Im XIII. Jahrhunderte nahm der Teutschen Handel ungemein zu. Dieselbe versahen das gänze Norden mit allen benöthigten ausländischen Waaren, dessen Einwohner zu Zeiten Hunger litten, wenn sie aus Teutschland nicht Korn, Bier Brod und andere Lebensmittel erhielten. Die Gewürze brachte man aus Indien nach Venedig, und von da nach Teutschland. In Italien fanden sich viele Seiden- und Tuchmacher, auch andere Fabricanten, deren Waaren den Teutschen verkauffet, und von ihnen zum Theil in die Nordischen Reiche verführet wurden. Von solchen Waaren hatten die Lübeker und Hamburger zu Braunschweig eine grosse Niederlage. Es ist zu unsern Zeiten von vernünftigen Leuten wohl eingesehen, daß Engelland den Handel in fremde Reiche nicht behaupten kan, wann es keine Sorgfalt darauf richtet, deren jezige Verfassung zu erhalten, und sich ausser Landes in ein solches Ansehen sezet, daß ihm niemand leicht die Freiheit der Handlung entziehen mag. S. die Untersuchung des wahren Interesse von Engelland, in Ansehung des festen Landes, p. 21. 30. 38. Dieses begriffen auch die Teutschen Handelsleute gar wohl. Sie errichteten daher den berühmten Hanseatischen Bund, mittelst dessen sich sehr viele ansehnliche Städte vereinigten, und in den Stand sezten, nicht nur auf dem festen Lande der Handelschaft zu versichern, sondern überdem die Herrschaft der Ostsee zu behaupten, und den Nordischen Reichen nicht selten Geseze vorzuschreiben, auch in andern Ländern ein grosses Ansehen und herrliche Vorrechte zu erwerben. Dieses gieng so weit, daß König Philipp IV. von Frankreich An. 1293. den Städten Lübek, Wisby, Riga, Campen, Wismar, Rostok, Stralsund und Elbingen ein Privilegium dahin ertheilte, daß keine Güter aus Engelland, Schottland und Irrland in Frankreich geführet werden, obbenannte Städte aber in den Häven dieses Königreichs allenthalben frei handeln mögten, ohne daß man etwas ausser dem gewöhnlichen Zolle von ihnen fordern sollte. S. Willebrands Vorbereitung zu der Hansischen Chronic. p. 17. und die Hansische Chronic. P. II. p. 6. 14. Im XIV. und XV. Jahrhunderte daurete das Ansehen des Hanseatischen Bundes und der Teutschen blü-

blühender Handel. Besagter Bund erhielt von den Nordischen Königen ansehnliche Privilegia, führte mit ihnen ansehnliche Kriege, und endigte sie gröstentheils vortheilhaft. In Oberteutschland fieng sonderlich Nürnberg an ein starkes Gewerbe mit fremden Völkern zu treiben. S. Hofmann beim Rerum Bambergensium, p. 184. In den Niederlanden kamen die Tuchmachereien in grosse Aufnahme. Es fehlete auch sonst in Teutschland daran nicht, und wurde allda ein starker Handel mit Leinwand getrieben. Im XV. Jahrhunderte hatte man aber schon Ursache den Englischen und Holländischen Handel zu beneiden. Deswegen wurde An. 1421. von dem Preussischen Hochmeister bedungen, daß weil die Engelländer, Holländer und Schotten, welche in den Städten liegen, dem Kaufmanne grossen Schaden gethan hatten, die Hanseestädte dagegen anordnen mögten, was ihnen gut deuchte. Es stöhrten auch An. 1422. die Städte Lübek, Hamburg, Rostok und Wismar der Holländer Heringsfang in Schonen, welchen ihnen der König von Dännemark erlaubet, und Anno 1425. wurde durch eine Hanseatische Verordnung festgestellet, daß niemand, bei Verlust der Ladung, Niederländische Schiffer nach Liefland befrachten solle. S. Willeprand d. l. Part. I. pag. 86. 206. und Köhlers Handlung der Hanseatischen Geschichte daselbst p. 205. Man hat jedoch mit Engelland in Freundschaft zu leben gesuchet, und durch den Vertrag von 1474. beiderseitigen Angehörigen und Unterthanen den freien Handel bedungen. S. Rymers Acta Anglicana Tom. V. Part. III. p. 36. Im XVI Jahrhundert thaten die Niederländer den Handel der Teutschen grossen Abbruch. Da ein Weg nach Indien zu Wasser gefunden worden, so durfte man die Indische Waaren nicht mehr zu Lande kommen lassen. Sie wurden nach Lissabon gebracht, woher die Holländer solche holeten, und in fremde Lande, bevorab aber in die Nordischen Reiche, verführeten, dadurch aber den Hanseestädten empfindlichen Schaden zufügten, weil sie der geringern Transportkosten halber wolfeiler als selbige verkauffen konnten. Diese waren deswegen darauf bedacht, ihnen den Sund zu sperren, und in der Hofnung, es dahin zu bringen, leisteten sie König Friedrich von Dännemark wider den seines Reichs entsezten König Christiern, dessen Parthei die Holländer hielten, starke Hülfe, und trugen nicht wenig dazu bei, daß er auf dem Throne erhalten wurde. Es hatte Gustavus Wase denen Lübekern und Danzigern fürnemlich vieles zu danken, deswegen ertheilte er denenselben Anno 1523. ein Privilegium dahin, daß keine fremde Nation ausser ihnen und den Oesterschen Städten, denen sie es verstatten wollten, zu Stokholm, Calmar und anderswo im Reiche handeln sollten. Der hievon erwartete Vortheil war aber nicht gros. Lübek gerieth Anno 1563. mit Schweden in einen schweren Krieg, und König Friedrich der II. von Dännemark weigerte sich Anno 1574. die angemasseten Gerechtigkeiten und Freiheiten der Städte zu bestätigen. Die Englischen Kaufleute suchte man durch Kaiserl. Mandata aus Teutschland zu vertreiben, weswegen aber den Hanseestädten der Handel in Engelland verbotten wurde. Nach Italien müssen dieselbe keine sonderliche Schiffahrt gehabt haben, weil diejenige neu und ungewöhnlich genannt wird, welche Anno 1590. nach Livorno wegen der daselbstigen grossen Theurung des Weizens und Rokens geschahe. S. Willebrands Hansische Chronic. P. I. p. 136. 143. 145. 148. 156. 157. 158. und Köhlers Sammlung der Hansischen Geschichte pag. 264. Im XVII. Jahrhunderte gerieth der Teutschen Handel so vielmehr in Abnahme, je mehr der Engelländer, Holländer und Franzosen Kaufmannschaft zunahm. Die Holländer bemächtigten sich fast alles desjenigen, was die Spanier in Ostindien hatten, insonderheit der Molukischen Insuln, und wurden also Meister von dem Handel mit Spezereien. Jedoch

nicht nur sie, sondern auch die Engelländer und Franzosen fuhren nach beiden Indien, holeten Waaren daher, und sezten die ihrigen allda mit Vortheile ab. Jene brachten sie ferner in ganz Europa zu Kaufe, und versahen auch die Nordischen Reiche damit. Ein gleiches geschahe mit ihren Manufacturen. Unser Silber hatte, so lange man ausser Teutschland wenig von Silberbergwerken wuste, einen hohen Werth; Verlohr denselben aber, nachdem Europa aus Westindien eine so grosse Menge dieses Metalls erhielt. Die mehresten verliesen den Hanseatischen Bund, und zwar erstlich deswegen, weil er ihren Landesherren ein Dorn in Augen war, massen die Bürger sich auf die mächtige Bundsverwande verlassende, der Landes-Obrigkeit den schuldigen Gehorsam vielfältig versagten, welche, da starke Mauren sie, nach Erfindung des Pulvers, nicht mehr unüberwindlich machten, die Fürsten mehr fürchten musten, als sie vorhin gethan. Man konnte auch zweitens mit allen zusammengesezten Kräften das Monopolium in Norden nicht behaupten, und muste sich damit begnügen, die Producten zu versenden, welcher Handel mit keinen Flotten und Kriegsvölkern behauptet werden dörfte. Nachdem endlich drittens der festgestellte Landfriede dem Kaufmanne hinlängliche Sicherheit verschaffete, so gebrauchte er keines Bündnisses wider diejenigen, welche die Strassen unsicher machten, daher dem Hanseatischen Bunde, wie Köhler d. l. pag. 243. schreibet, die mehresten deswegen entsagten, weil sie geringen Vortheil für schwere Kosten zu erwarten hatten. Nach diesen Zeiten haben zwar einige teutsche Städte einen vortheilhaften Handel zu treiben fortgefahren, welches insonderheit von den Lübekern, Bremern, Hamburgern, Frankfurtern und Leipzigern geschiehet. Sie handeln aber mehr mit fremden als innländischen Waaren. Die Manufacturen, welche zu neuern Zeiten an einigen Orten in Teutschland eingeführet worden, veranlassen, daß man weniger fremde Waaren aus Engelland und Holland zu uns bringet. Sie sind aber nicht so weit getrieben, daß durch eine Ausfuhr in fremde Lande andern Nationen sonderbarer Abbruch geschehen könnte. Uberhaupt verlieret Teutschland bei dem Handel, weil es mehr ausländische Waaren verbrauchet, als innländische daraus verführet werden. Dieses Ubel stünde zu mindern, wenn man keine rohe Materialien andern Völkern verabfolgen liese, welche sie verarbeiten, und uns sodann wieder zubringen. Noch besser wäre es, wenn wir uns der ausländischen Leckerbislein und Galanterien begäben. Sollte es aber woll dahin zu bringen seyn, daß man anstatt des Weins Bier trünke, und sich anstatt der Seide in Wolle und Leinwand kleidete, Honig für Zuker gebrauchte, nur mit innländischen Kräutern die Speisen würzete, und was dergleichen mehr. Wenn auch diese Veränderung der Lebensart nicht in den mehresten teutschen Landen geschiehet, so wächset dem ganzen Reiche kein beträchtlicher Vortheil daher zu, mithin müsten nicht einige Regenten, sondern die, welche vornehm thun, sich entschliessen, dem gemeinen Besten ihre Leidenschaften aufzuopfern, und schlechter zu essen, zu trinken, ungekünstelt Leben, und sich zu kleiden, als wie unsere Alte gethan, damit der Handel in Aufnahme kommen, mehr Geld in dem Land und in Coffern bleibe, und uns fremde Kaufleute nicht ferner nöthigen können, ihnen Dinge, welche zu entrathen sind, so theuer zu bezahlen, als es denenselben gefällig, sie zu schäzen.

D. G. S.

Schuzschrift von einem ehrlichen Hagestolze, und derer welche sich nicht beweiben.

Die Frage: ob das gesellschaftliche Leben dem einsamen

samen vorzuziehen sey? ist meines Wissens noch nicht hinlänglich entschieden worden. Ich weis es wohl, was die Weltweisen für Gründe angeben, wenn sie jenem den Vorzug für diesem zueignen. Man behauptet, das gesellschaftliche Leben mache uns zu vernünftigen Menschen; da hingegen die Einsamkeit das Gemüthe scheu, niederträchtig und zu einem angenehmen Umgange ungeschikt mache. Dieses ist die Ursache, warum die meisten Menschen, so bald sie nur ihren Unterhalt in der Welt erhalten, und ihr Glük einigermassen befestiget sehen, so gleich zu dem Ehstande als der angenemsten, lieblichsten und zärtlichsten gesellschaftlichen Verbindung schreiten. Und in der That! so mus ich diejenigen glüklich schäzen, die in einer zufriedenen Ehe dasjenige Glük gefunden haben, welches sie schon verhoffeten, ehe sie noch in diesen Stand getretten sind. Eine zärtliche Ehgattin, die mit uns Glük und Vergnügen theilet, die durch ihre Leutselig- und Gefälligkeit, durch ihr reizendes und anmuthiges Wesen, die Liebe, so wir gegen sie hegen, täglich in unserem Gemüthe erneuert; Liebenswürdige Kinder, welche uns durch ihre unschuldsvolle Kindheit tausenderlei Ergözungen verschaffen, und was sage ich mehr: unzählige andere Arten von Vergnügungen, die ein angenehmes Eheband in sich enthält, sind geschikt genug, auch bei den grösten Widerwärtigkeiten uns das Leben dennoch vergnügt und angenehm zu machen. Man weis sich noch eins so leicht in die unglüklische Fälle und widerwärtigen Begebenheiten, so uns betreffen können, zu schiken, wenn wir jemand um uns haben, der uns mit Troste unterhält, und durch liebreiche Vorstellungen bei gutem Muthe zu erhalten weis: zumal wenn es eine solche Person ist, von der wir versichert sind, daß sie uns mit wahrer Liebe und Treue zugethan sey, welches wir uns von einer treuen Ehegattin allerdings versprechen können. Wenn ich also diese Glükseligkeit des ehelichen Lebens überlebe, und dagegen ein ehloses und einsames Leben in Betrachtung ziehe, so scheinet dieses gegen jenes ungemein traurig und fürchterlich, ja gewisermassen unnatürlich zu seyn. Man lebet für sich allein, man hat niemand, dem man sich sicher anvertrauen könne; man scheuet sich in hundert Fällen für seinen besten Freunden; in widrigen Umständen ist man sich selbst allein überlassen; man mus in seinem eigenen Gemüthe Trost suchen, und wo nimmt man denselben her, wenn das Gemüth von so vielen traurigen Vorstellungen ganz umnebelt ist? Der weise Sittenlehrer Sirach hat allerdings recht, wenn er saget: **ein Freund kommt zum andern in der Noth, aber Mann und Weib vielmehr.** Natürlicher Weise könen keine treuere Freunde erfunden werden, als Ehegatten, die sich rechtschaffen lieben. Und wie wenig zu seinem Vortheile findet ein Hagestolze in dem gegrün-

deten Ausspruche des obigen Sittenpredigers: **ein freundliches Weib erfreuet seinen Mann; und wenn es vernünftig mit ihm umgehet / erfrischet es ihm sein Herz!** Ja, was noch das gröste Ubel zu seyn scheinet: man stirbt im ledigen Stande endlich dahin, ohne den Endzwek seines Schöpfers erfüllet zu haben, und ohne von jemand bedauret und beweinet zu werden.

Dis sind die Gegenwürfe, welche man einem Hagestolze, und der an dem ehelosen Leben ein Vergnügen hat, mit Recht zu machen gewohnt ist. Und dahero ist sowohl dieser Name bei der alten als neueren Welt iederzeit sehr verhaßt, wenigstens sehr verdächtig gewesen; und es ist bekannt genug, welche scharfe Geseze bei den meisten Völkern gegen Leute von meiner Art gemachet worden sind. Es mögte also dieser fürchterliche Name vielleicht fähig seyn, mir den Beifall zu benehmen, welchen ich bei Ihnen zu erhalten verhoffe. Ich habe mich dahero genöthiget gesehen, nur mit wenigem etwas zu meiner Rechtfertigung anzuführen.

Ich gehöre nicht unter diejenigen Hagestolzen, welche einen natürlichen Abscheu und Hass gegen das eheliche Leben haben, und einen Stand aus Eigensinne fliehen, welchen sein Stifter für allen andern mit seinem Seegen begnadiget hat. Ich erkenne die Glükseligkeiten des ehelichen Lebens vollkommen; ob ich sie schon niemals empfunden habe. Die Neigung zu den Wissenschaften, und viele Widerwärtigkeiten, die mich in meinem Leben betroffen haben, sind die einzigen Ursachen, weswegen ich den Stand, in welchem ich mich dermalen befinde, zu verlassen mich noch nicht entschliessen kan. Der weisen Vorsicht des Himmels hat es gefallen, mich nach vielen theils widrigen theils angenehmen Begebenheiten dasjenige Alter erleben zu lassen, in welchem ich mich jezo befinde. Ich will hier meine Leser mit der Widerholung meiner Schiksale nicht ermüden. Ich will nur so viel sagen, daß ich nach einer langen Reihe von verschiedenen Unglüksfällen, so ich ausgestanden habe, endlich in meine gegenwärtige glükliche Umstände versezet worden bin: und meine jezige Lebensart überzeuget mich vollkommen, daß ein ruhiges und angenehmes Leben einem unruhigen obgleich glanz- und ehrenvollen Leben weit vorzuziehen sey. Ich befinde mich nunmehro in einem solchen Alter, in welchem man nach dem Laufe der Natur nach gerade auf den Abschied von der Welt bedacht seyn mus. GOtt lob! ich finde mein Gemüth zu dieser Reise vollkommen bereitet. Aus dieser kurzen Beschreibung meiner Lebensumstände wird man sehen, daß ich nicht zu den murrischen und eigensinnigen Hagestolzen gehöre, die bei einem ruhigen und bequemlichen Leben öfters in ihren besten Tagen, in der Blühte ihrer Jahre das zärtliche Band der Ehe lieber fliehen, als aus dem Umgange mit einer liebenswürdigen Gemahlin ein Vergnügen suchen wollen. Es wird nicht an solchen fehlen, die mir gegen dieses, was ich eben gesaget habe, genug Einwürfe zu machen wissen. Man wird mich auf die Beispiele so vieler unglüklichen Ehen; auf die übele Zucht, auf die Treulosigkeit, auf die schlechte Haushaltung so manniger bösen Weiber; auf das Exempel solcher Männer, die eben dadurch auch auf allerhand Abwege gerathen; auf die Laster und Beschwerlichkeiten, die auch von dem vergnügtesten Ehestande nicht zu trennen sind, und, wer weis, auf was alles sonst noch verweisen. Allein alle Gründe, die man immer vorbringen

wird,

wird, sind in meinen Augen viel zu schwach, einen Abscheue gegen das eheliche Leben in mir zu erweken.

Meine Lebenszeit ist von mir im Dienste grosser Prinzen und fast mit beständigen Reisen hingebracht. Ich habe jederzeit dafür gehalten, daß, wenn man einmal sich in den Dienst eines Prinzen begeben hat, man auch verbunden sey, seine eigene Bequemlichkeit, Lust und Vergnügung demselben nachzusezen, wenn man als ein vollkommener Weltbürger seine Pflichten genau erfüllen will. Dieser Eifer, mit welchem ich jederzeit meine Sachen auszurichten gesuchet habe, hat mir alle Gefährlichkeiten, denen ich auf meinen Reisen bei beständigen Verschikungen unterworfen gewesen, erleichtert. Er hat gemachet, daß keine Vorstellung von einer bequemlichen Lebensart in meinem Gemüthe Plaz gefunden hat. In diesem Eifer habe ich noch einen guten Theil der Jugendjahre zurük gelegt. Er hat mich durch das männliche Alter begleitet, und ich bin endlich in demselben zu einem angehenden Greise geworden. Wer wolte noch von mir verlangen, daß ich mich verheirathen solte? und gesezt! die Verbindlichkeit zu dem Ehestande wäre so strenge, daß man sich ohnmöglich davon losmachen könnte, da sie es doch nicht ist; so glaube ich doch, daß bei mir eine Ausnahme statt finden müste. Solteich mich mit einer angenehmen Schöne von 18. bis 20. Jahren verheirathen? Gewis dieses hiesse mit Rechte die thörigste Handlung! Welches Vergnügen würde dieses gute Kind in dem Umgange mit einem alten Manne finden, der die Artigkeiten der galanten Welt, und das verliebte Bezeigen der jungen Herren nicht mehr verstehet, und nunmehro darzu ungeschikt ist. Und gesezt: ich verstünde die Kunst, einer jungen Schöne zu gefallen vollkommen, so würde die Ausübung derselben mir dennoch übel anstehen. In meinen Augen ist nichts lächerlichers, als ein verliebter Greis. Sie verdienet einen Bräutigam von ihren Jahren. Soll ich mich mit einer Person von meinem Alter vermählen? so würde der Hauptendzwek von dem Ehestande schlecht erfüllet werden: zu geschweigen, daß es noch immer zweifelhaft ist, ob eine Person, die dem Grabe eben so nahe ist, als ich bin, mir noch Vergnügen zu verschaffen fähig sey. Bei diesen Umständen wird ein jeder leicht einsehen, daß, wenn ich den Charakter eines vernünftigen Mannes anders mit in das Grab nehmen will, mir nichts bessers, als ein ehrlicher Hagestolze zu bleiben, angerathen werden kan.

Man wird mir aber dennoch vorwerffen, daß ich auf diese Weise mit einer gewisen Unruhe und einem innerlichen Gemüthskummer einst dahin sterben müste, indem ich ohne von Leibeserben beweinet zu werden, in die Gruft versenket werden würde, und meine etwaige Verlassenschaft in fremde Hände überliefern müste. Man wird sagen; ich könne mir durch ei Heirath eine ganze Familie zu Freunden machen, und dadurch tausend Gemächlichkeiten verschaffen u. d. m. So wichtig diese Vorwürfe zu seyn scheinen, so wenig können sie meine Zufriedenheit des Gemüthes stören. Aus meiner langen Erfahrung bin ich genug belehret worden, daß man bei dem Glüke, sich durch eine Heirath eine ganze Familie zu Freunden zu machen, allemal das Unglük hat, sich eben dadurch zehn andere zu Feinden zu machen. Es ist einmal der Ordnung des Schöpfers gemäs, daß heute eine Familie untergehet, und *morgen eine andere* wieder entstehet. *Welch eine Ehre für* mich! daß, da ich der lezte von meinem Geschlechte bin, mein Haus wenigstens mit mir nicht mit Schanden untergehet! Was kan bei der entsezlichen Menge von Menschen, bei einer so grossen Anzahl von Familien in der Welt, der Untergang eines Hauses wohl für Schaden verursachen? Solte wohl derselbe auch verspühret werden? oder daß menschliche Geschlecht einen merklichen Abgang dadurch

erlei=

erleiden? dieses wird niemand behaupten können? Wie viele vornehme und andere Personen sind ihres Gelübdes wegen verbunden, ein eheloses Leben zu führen! und dennoch leben sie vergnügt. Wenn ich die Anzahl dieser Leute bestimmen könte, so würde man darüber erstaunen. Ich füge diesen noch die Menge derer hinzu, die der Krieg der Welt entziehet, von denen die meisten ein ehloses Leben führen: und da unter den mächtigen Kriegsheeren der Potentaten und Prinzen in der Welt nicht der dritte Theil der Soldaten im Ehstande lebet, so kan ich wohl muthmasen, daß nicht mehr als die Halbscheid von Menschen verheirathet ist, und kaum die Halbscheid, wenn ich alle diejenigen zu den Obigen rechne, die verheirathet seyn könnten, aber nicht verheirathet sind: und dennoch wimmelt es an allen Orten voll Menschenkindern. Dieser Umstand sezet mich in Ruhe, und versichert mich, daß der Schade kaum zu nennen werth sey, den ein Hagestolze verursachet.

Endlich: so verhindert uns ja ein ehloses Leben nicht, sich seinen Mitbürgern nüzlich zu machen, und dem gemeinen Wesen zu dienen! ja es ist uns vielmehr dazu beförderlich, indem er uns für tausend Zerstreuungen bewahret, in welche uns öfters eine noch so gut gerathene Ehe hineinziehet. Ein Mann, der mit mir ein gleiches Schiksal hat, wird mit Vergnügen die Einsamkeit erwählen, und sich in derselben seinen Mitbürgern nüzlich zu machen suchen. Er siehet dieselbe als einen sichern Haven an, in welchem er nach so vielen ausgestandenen Widerwärtigkeiten des Lebens ungestöhret ruhen und den Rest seiner Tage mit Vergnügen beschliessen kan. Ich sage dieses nicht in der Absicht, um bei den jungen Einwohnern unserer Stadt eine Lust zum ehlosen Leben zu erweken. Die Annehmlichkeiten des Ehstandes werden jederzeit so anlokend bleiben, daß sich eine Menge von Candidaten einfinden wird, die diese Pflicht des menschlichen Geschlechtes ohne Zwang erfüllen werden. Ich schreibe es nur in der Absicht, um mich von den Vorwürfen zu befreien, die meiner Person gemachet werden könnten. Habe ich gleich von der Glükseligkeit der Verheiratheten keine Begriffe, so würde ich doch sündigen, wenn ich andere von dem Heirathen abrathen wolte. Ein jeder folge seiner Neigung, in so ferne sie von der Vernunft gebilliget wird. Ich glaube, daß ich die Meinige hinlänglich gerechtfertiget habe.

v. L.

Nachricht von einem sehr gelehrten Geistlichen, der mit zwo Zungen gebohren worden, der Königl. Akademie mitgetheilt, durch Cromwell Mortimer, M. D. und Secret. der Königl. Akademie.

In einer geschriebenen Nachricht von dem Leben des ehrwürdigen Herrn Henry Wharton, Capellans des Erzbischofs Sancroft, so er selbst verfertiget, habe ich folgende Stelle angetroffen:

Mihi quidem ex vtero materno exeunti duplex erat lingua, vtraque ejusdem figuræ & magnitudinis; inferiorem exscindendam esse clamarunt mulieres obstetrices. Verum id noluit mater puerpera. Pietati ejus obsecundauit fortuna. Lingua enim inferior paulatim emarcuit, & in exiguam pisoque haud majorem lingulam, quæ hodienum manet, contracta est. Lingua interim superior ad justam crevit magnitudinem, quamplurimis longis profundisque sulcis distincta, an vulneribus lacerata dicam? quæ parellelo situ posita vna cum lingua creverunt, neque vnquam coitura esse videntur.

Nach-

Nachricht von Versuchen, Saamen in Moos zu pflanzen,

die neulich von dem Herrn Charles Bonnet von Geneve, einem Mitgliede der Königl. Akademie angestellet worden.

Herr Bonnet hatte Lust einen Versuch anzustellen, ob Pflanzen auch wachsen würden, wenn er sie blos in Moos sezte, anstatt sie in die Erde zu pflanzen. In dieser Absicht füllte er verschiedene Gartentöpfe mit Moos, und drükte den Moos mehr oder weniger zusammen, nachdem er glaubte, daß die verschiedenen Pflanzen, die er hineinzusehen Willens war, einen dichtern oder lokern Boden erforderten. Er säete hierauf in dem Moose Weizen, Gerste, Haber und Erbsen, und fand:

1) Daß alle auf die Art gesäete Körner später zur Reife kamen als andre, die zu gleicher Zeit in gedüngte Erde gesäet worden.

2) Daß die Halme dieser Körner durchgehends länger waren, als die, so aus der Erde wuchsen.

3) Daß aus den in Moos gesäeten Körnern mehr Halme kamen, als aus denen in der Erde.

4) Daß diese Körner mehrere Frucht brachten als die andern.

5) Daß die Körner, so von denen gesammlet worden, die in Moos gepflanzt gewesen, sowohl in Moos, als auch in Erde gleich gut gewachsen.

Herr Bonnet hat auch verschiedene Arten Nelken, Gänseblumen, Tuberosen Tulpen, Hyacinthen, Jonquillen und Narcissen in Moos gepflanzet, welche alle eben so gut als andere von derselben Art, die in gedüngte Erde gesezet worden, aufgekommen.

Wein, den er in Moos gepflanzt, ist in kurzer Zeit grösser geworden, als anderer, den er zu gleicher Zeit in Erde gesezet.

Auszug eines Schreibens, das Gehör der Fische betreffend.

(Aus den Philosophical Transact. N.486)

Mein Herr,

Da es auf ihr Verlangen geschehen, daß ich mich entschlossen habe, Versuche und Anmerkungen über die Natur und Eigenschaft der Fische anzustellen, und, wenn es möglich, zu entdeken, ob sie das Geräusche und die Bewegungen der Körper, gleich den Landthieren, durch das Gehör empfinden, oder ob ihnen vielmehr, weil sie dieses Sinnes beraubet sind, derselbe durch die Geschwindigkeit ihres Gesichts und Gefühls ersezet werde: so will ich ihnen jezo die Art und Weise vor Augen legen, deren ich mich bedienet, zu einer Art einer Gewisheit in dieser zweifelhaften Sache zu gelangen, und ich werde meine Zeit für sehr wohl angewand halten, wenn ich ihnen einiges Genüge leisten kan.

Obgleich die Fische nicht mit Werkzeugen des Gehörs versehen sind, die denen gleich wären, welche zu diesem Endzweke in andern Thieren dienen, so würde es doch gar zu kühn seyn, ohne Versuche zu behaupten, daß sie durch anderswohin gelegte Werkzeuge, deren Lage und Bau uns aus Mangel einer gehörigen Unter-

suchung unbekannt ist, nicht zu hören fähig sind.

Um also im Stande zu seyn, aus wirklich geschehenen Dingen zu urtheilen, ohne durch das geringste Vorurtheil in Ansehung dessen verleitet zu werden, was für oder wider die Fähigkeit zu hören geschrieben worden; so habe ich fast drei Jahre lang mit verschiedenen Arten von Fischen beständig Versuche angestellt. Z. E. mit Barschen, Stinzen, Gründlingen rc. die ich zu dem Ende in gläsernen Gefäsen gehalten habe. Ich habe sowol zu den Zeiten, wenn ich sie fütterte, als auch sonst, durch verschiedene Arten vom Geräusche, als Pfeifen, Schreien, den Schall unterschiedener musikalischer Instrumente, und andere Mittel, darauf ich mich nur besinnen können, zu entdeken gesuchet, ob sie mit dem Sinne des Gehöres begabet wären; allein ich habe niemals merken können, daß sie das geringste von allem diesem empfunden hätten.

Es mögen aber die Fische hören können, oder nicht, so ist es gewis, daß ihre Sinne des Gesichts und Gefühls sehr geschwinde sind: und ich glaube, durch die äuserste Empfindlichkeit dieser beiden, lassen sich die meisten Nachrichten erklären, welche aus den Schriftstellern als Beweisthümer ihres Gehörs angebracht werden; daß sie z. E. kommen, wenn sie bei ihrem Namen geruffen werden, wie Plutarch von der Lamprete des Marcus Crassus erzehlet; daß sie sich heerdenweise versammeln, wenn sie zur Fütterung geruffen werden, wie Herr Bradlei uns berichtet, daß er solches von Karpen in dem Teiche eines gewisen Herrn Eden zu Rotterdam gesehen, und daß sie vor dem Geschreie und Lärmen fliehen, welches die Seeleute machen, wenn sie dieselben erschreken wollen, wie Wolfgangus von den Delphinen schreibet. Können wir aber nicht eben so vernünftig glauben, daß diese Delphine vor den Seeleuten, ihren Schiffen und Böten, vielmehr wegen der Heftigkeit der Handlungen, die mit solchem Schreien gemeiniglich verknüpfet sind, als blos wegen des Geräusches fliehen, welches sie machen? Und ist es in Ansehung der andern Fälle nicht wahrscheinlicher, daß die Fische in Teichen, entweder durch ihr Gesicht, oder Gefühl, die Annäherung ihrer Wohlthäter entdeken, deren Ankunft sie zu erwarten gewohnt sind, als daß sie ihre Stimmen, die sie ruffen, hören solten?

Ich habe öfters mit dem Nagel meines Daumes an den Rand des Glases geschlagen, worinn ich zween Fische hatte; da denn der Schlag nicht härter, als der Schlag des Pulses war: und dieses verursachte, daß sie den Augenblik von dem Boden des Glases an den Rand desselben in die Höhe kamen, ob ich gleich versichert bin, daß sie mich nicht gesehen. Allein wenn ich dieselbe Bewegungen machte, ohne das Glas zu berühren, oder wenn ich ein hundertmal stärkeres Geräusche, als das Schlagen mit meinem Nagel, in einer kleinen Entfernung von dem Glase verursachte, so konnte ich nicht merken, daß sie im geringsten dadurch gerühret wurden, welches, wenn es in gehörige Erwägung gezogen wird, meinem Bedünken nach, zu einem Beweise der Taubheit, oder des Mangels des Gehörs, wenigstens an dieser Art von Fischen, dienen kan, und daß der zarte Sinn des Gefühls ihnen, wenn es ihnen an andern Sinnen fehlet, die Bewegungen der Körper empfindlich machet.

Ich bin in der That oft durch Versuche überzeuget worden, daß ihr Gefühl sehr scharf, und vielleicht viel schärfer, als in andern Thieren, sey. Dieses hat mich zu glauben bewogen, daß ihre Flosfedern vielleicht die Werkzeuge seyn mögen, durch welche sie die geringsten Bewegungen in dem Medio, worinn sie sich aufhalten, unmittelbar zu empfinden fähig sind. Curiöse Personen, welche die Flosfedern der Fische durch das Vergrösserungsglas betrachtet, haben gefunden, daß dieselben

aus unendlich feinen Gefässen, Arterien, Venen, Muskeln und häutigen Fäserchen zusammengesezet sind, deren Bau viel zärter zu seyn scheinet, als für solche Theile nöthig ist, die nur als Ruder zu dienen scheinen, den Fisch fort zu bringen. Dieses müssen sie indessen doch nur als eine blose Muthmassung ansehen, wozu es an nothwendigen Beweisen mangelt.

Wenn ich zu andern Zeiten oben an dem Glase mit einem Schlüssel schlug, so war der Streich oder das Zittern heftiger, und alsdenn liesen die Fische ihre hintersten Flosfedern in einem Augenblike niederschiessen, und blieben unbeweglich auf dem Boden des Glases liegen. Die plözliche Erscheinung meiner Hand, oben an dem Glase pflegte dieselbe Würkung hervorzubringen, allein ein Geräusche, das nahe bei ihnen gemacht ward, schien ihnen keine Unruhe zu verursachen.

Diese Versuche habe ich oft, sowohl in Gegenwart verschiedener meiner Bekannten, als auch allein für mich selbst, wiederholet, und habe selten gefunden, daß sie viel von einander unterschieden gewesen. Allein von Fischen, die erst neulich aus Teichen oder Flüssen genommen sind, mus man nicht erwarten, daß sie alles das thun, was ich hier berichte. Denn sie werden gleich den Vögeln, die erst eben auf dem Felde gefangen, und in Bauern gesezt sind, ganz verwirrt gemacht, wenn sich ihnen etwas nähert, und sie bemühen sich beständig, ihre Freiheit wieder zu erhalten.

Wenn die Augen der Fische genau untersuchet werden, wenn sie in einem gläsernen Gefässe schwimmen; so kan man sehen, daß die *Cornea* oder schwarze *Uvea* ihrer Augen sich bisweilen hervorwärts, bisweilen zurük begiebt, so wie sich nemlich ihr Gesicht nach nahen oder entfernten Dingen durch ein gröber oder feineres Medium richtet: denn die Form ihrer Augen verändert sich, wie die Gelegenheit es erfordert, damit sie die Dinge unterscheiden können; und ihre Augen haben so grosse Freiheit in ihren Kreisen, daß sie fähig sind, dieselben allenthalben, aufwärts, niederwärts, und an beiden Seiten, beinahe in der Weite des vierten Theils eines Zirkels, hinzurichten, wodurch ihnen der Mangel der Bewegung ihres Halses völlig ersezet wird, und welches sie fähig macht, ihre optische Arte in einem Augenblike nach jedem Dinge, das sie sehen wollen, hinzurichten.

Diejenigen, welche es gewohnt sind, mit Fliegen zu fischen, können bezeugen, daß das Gesicht der Fische fast unglaublich geschwinde und genau sey: denn es ist nichts ungewöhnliches zu sehen, daß ein Fisch in einem Augenblike 20. oder 30. Ellen nach einer Fliege schiesset, die ihnen an dem Ende einer langen Linie zugeworfen wird, und daß er sie fänget, ehe sie das Wasser noch einmal recht erreichet. Es sind vielleicht wenig andere Creaturen fähig, so kleine Dinge, in einer so grossen Entfernung, wenigstens so vollkommen entscheiden, als diese thun: denn wenn auch eine durch Kunst gemachte Fliege von einer natürlichen, die sie vorstellen soll, an Farbe, Gestalt und Grösse so wenig, als möglich, unterschieden ist; so wird sich kein einziger Fisch an dieselbe machen.

Diese Exempel von dem vortreflichen Gefühl und Gesichte der Fische, nebst ihrem Mangel an Werkzeugen, wovon man gewis wissen könnte, daß sie ihnen zum Hören dienten, imgleichen der Mangel zureichender Begebenheiten, um zu beweisen, daß sie hören, bringen es, wie ich glaube, zur höchsten Wahrscheinlichkeit, daß sie würklich dieses Sinnes beraubet sind, und daß sie, der gegenseitigen Meinung einiger Schriftsteller ungeachtet, desselben nicht nöthig haben. Da sie auch in einem Elemente leben, in welchem Landthiere nur eine sehr kurze Zeit bleiben können, so ist es daher wohl

unmöglich, daß man eine vollkommene Gewisheit davon erreichen könne.

Um aber zu entdeken, was Landthiere, oder was Fische, wenn sie solche Werkzeuge des Gehörs, als die Landthiere, hätten, würden thun können; so habe ich mich vorigen Sommer durch Versuche ausfündig zu machen bemühet:

1) Ob ein Schall, der in der freien Luft gemacht wird, von einem unter Wasser getauchten Landthiere gehöret werden köne, oder nicht?

2) Ob und auf was Weise ein Schall, so unter dem Wasser gemacht wird, von einem in freier Luft sich befindenden Landthiere könne gehöret werden? Und

3) Ob und auf was Weise, ein unter dem Wasser verursachter Schall von einem sich gleichfals unter dem Wasser befindenden Landthiere könne gehöret werden?

Meiner ersten Frage ein Genüge zu thun: ob ein Schall, so in der offenen Luft erreget wird, von einem Landthiere unter dem Wasser könne gehöret werden? so lies ich drei Leute, die sich nakend ausgezogen hatten, zu gleicher Zeit untertauchen, und ohngefähr zween Fus tief unter Wasser bleiben. In dieser Stellung rief ich ihnen so laut zu, als ich nur immer konnte. Wie sie wieder in die Höhe kamen; so wiederholeten sie meine Worte, sagten aber, ich hätte sehr sachte gesprochē.

Ich lies dieselben Personen hernach ungefehr 12. Fus tief unter das Wasser tauchen, und eine Flinte über sie losschiessen, wovon sie sagten, daß sie alle gehöret hätten; allein der Schall wäre kaum merklich gewesen.

Meine andere Frage betreffend, ob und auf was Weise und Schall, so unter dem Wasser gemacht wird, in der freien Luft könne gehöret werden: so lies ich einen jungen Menschen einige Fus tief untertauchen, wobei er sich bemüsien muste, laut zu schreien. Ich konnte ihn auch hören, aber nur sehr schwach. Weil ich aber glaubte, daß ihm das Wasser im Munde am Schreien hinderlich wäre; so nahm ich eine Handgranate und warf dieselbe auf einen Ort im Flusse, der ungefehr 9. Fus tief war. Sie brannte beinahe 10. Secunden unter dem Wasser, und als sie losgieng, gab sie einen so heftigen Schlag, und machte eine solche Erschütterung, daß ein ganzes Gebäude, so etliche Ellen von dem Orte stund, wo der Schlag geschahe, davon zitterte; eine Würkung, die weit stärker war, als man von so wenigem Pulver hätte erwarten sollen.

Meine dritte Frage, ob und auf was Weise ein Schall, der unter dem Wasser gemacht wird, von einem Landthiere, so gleichfalls unter dem Wasser ist, könne gehöret werden, beantworte ich dadurch, daß ich einen jungen Menschen, mit einer Gloke in der Hand, untertauchen lies, und er versicherte mich, daß er das Klingen derselben in allen Tiefen unter dem Wasser, und zwar mit wenigem oder gar keinem Unterschiede von dem Klingen in freier Luft gehöret. Er versicherte mich gleichfalls, daß er das Geräusche und Hereindringen des Wassers ganz deutlich vernomen, welches ungefehr 20. Fus von ihm heftig durch eine Art von Schleuse stürzte. Wenn diese Versuche und Anmerkungen einige Aufmerksamkeit verdienen, so werde ich glauben, daß ich meine Zeit nicht übel angewendet habe. Doch Sie können versichert seyn, daß ich in allen Fällen bin 2c.

Norwich, den 7 Nov. 1749.

W. Arderon.

Von

Von dem Schaden des Kalk-Dunstes, in neu geweisten Zimmern, und dessen sorgfältigen Verhütung.

§. 1.

Es giebt vielerlei Dämpfe, die unserer Gesundheit ungemein nachtheilig sind, wenn wir sie in unsere Körper einziehen. Dieses beweiset nicht nur der höchst schädliche Kohlendampf, davon leider! bis dato sehr viele betrübte Exempel am Tage liegen; sondern es erfahren es auch diejenigen an ihrem Theile zur Gnüge, die mit Verrauchung des Quecksilbers, Scheidewassers und Schwefels umgehen, ingleichen die Bergleute, die in den Bleigruben arbeiten, und mit Schmelzung oder Reinigung der Metalle zu thun haben, oder auch die Töpfer, welche bei dem Glasuren der irrdenen Gefässe mit Silberglätt, viele unnüze Dämpfe einschluken müssen. Dann wer weis nicht, daß alle dergleichen Personen theils Engbrüstigkeit und Colik, theils aber starkes Zittern, Reissen und Lähmung der Glieder bekommen, und daß insonderheit die Bergleute mit einer recht kläglichen Krankheit befallen werden, die man die Hüttenkaze nennet, und die ihnen so viel zu schaffen macht, daß sie nicht selten ihr Leben darüber einbüssen müssen. Doch, so schädlich auch immer die von diesen jezt erzehlten Dingen aufsteigende Dämpfe zu seyn pflegen: so getraue ich mir doch zu beweisen, daß die subtilen Ausdünstungen, die von dem Kalke in den neu geweisten Wohnzimmern und Schlafkammern weggehen, eine eben so schlimme, und der Gesundheit schädliche Würkung erweisen. Ich will sie daher in der gegenwärtigen Abhandlung kürzlich beschreiben, und zugleich die Ursachen davon untersuchen, sodann aber die nöthigen Mittel anzeigen, wodurch man den daraus zu besorgenden Schaden theils klüglich verhüten und abwenden, theils aber denselben, wenn er schon zugegen ist, auf eine gute Art wieder verbessern köñe.

§. 2.

Bestandtheile des Kalks, mit denen er würket.

Das Weissen wird mit gelöschten lebendigen Kalk verrichtet, der also genennet wird; weil er mit dem Wasser eine Bewegung macht, die man sonst gemeiniglich vor ein Zeichen des Lebens zu halten pflegt. Da ich nun von dem Schaden seiner Ausdünstungen reden will: so mus ich zuförderst einige Gründe davon voraus sezen. Es besteht aber der lebendige Kalk, wie die damit angestellten chymischen Versuche ausweisen, 1) aus einer sehr zarten alcalischen Salzerde, oder aus einer zarten Erde, worinne ein Salz stekt; daher sie sich auch dem Wasser mittheilet, 2) aus einer gröbern Erde, die sich in dem Wasser nicht auflöset, sondern darinne zurüke bleibet. In der ersten liegt die vornehmste würkende Kraft, und diese erdigt salinischen Theile sind so flüchtig, daß sie sich, wenn Wasser dazu kommt, ungemein leichte erheben, und in der Luft und Wärme verfliegen, wie

man an dem Kalkwasser sieht, welches mit gehörigem Feuer ganz weggehet. Kurz: sie machen gleichsam die Seele des Kalks aus, davon seine vornehmste Würkungen herkommen, und sie sind es auch ohne Zweifel, die, wenn der Kalk gelöscht, und zum Abweissen gebraucht ist, noch immer im Anfange davon weggehen, und nicht nur in neuen Zimmern, so lange sie noch feuchte sind, unangenehm riechen, sondern auch dem Menschen so grossen Schaden zuziehen. Daß sie aber laugenhaft oder alcalisch seyn müssen, das läst sich, ausser dem vorhergegangenen Brennen des Kalks, insonderheit aus demjenigen abnehmen, was bei dem Löschen wegrauchet, welches den Violensaft grün färbet, das aufgelösete sublimirte Quecksilber Pomeranzengelbe zu Boden schlägt, und auch den aufgelöseten Schwefel in etwas präcipitiret; welches sonst blose Eigenschaften alcalischer Körper zu seyn pflegen, wie hiervon des Herrn Professor Neumanns Chymie pag. 1531. seq. nachzulesen. Da nun das im Kalke befindliche erdigt salinische Wesen nicht nur alcalisch, sondern auch ungemein scharf ist; weil sonst der Kalk die Haare vom Leder nicht herunter beizen würde: so ist nicht unwahrscheinlich, daß man die schlimmen Würkungen, die er in unsern Körpern zuwege bringet, davon eigentlich herleiten müsse; und ich will nunmehro einige derselben erzehlen, und zusehen, ob sie sich wohl füglich daraus erklären lassen.

§. 3.

Der Kalkdunst verursachet Engbrüstigkeit. Der gewöhnlichste Schade, den die Kalkdünste dem Menschen in frisch geweisten Zimmern verursachen, ist die Engbrüstigkeit, welche im gemeinen Leben, wenn man anders darauf acht giebt, sehr ofte vorkommt. Denn weil die Ausdünstungen des Kalks sehr scharf sind: so ziehen sie vermuthlich die Luftbläsgen, und empfindlichen Brustnerven, samt denen daraus zum Theil abstammenden Häuten der Blutgefässe zusammen, und verhindert nicht nur das Einathmen der Luft, sondern auch die freie Bewegung des Bluts durch die Lunge; daher denn nothwendig kurzer Odem, oder ein Brustkeuchen entstehen mus. Es kan aber dasselbe eben sowohl dadurch erwecket werden, wenn man die Luft nicht gehörig wieder ausathmen kan. Der seel. Herr Geheimde Rath Hofmann führet davon in seiner Med. Systemat. Tom. IV. Part. III. Sect. II. Cap. 2. observ. X. ein merkwürdiges Exempel an, das sich nach seinem vornehmsten Innhalte also verhält: Ein Mann von 50. Jahren verfiel in eine grosse Engbrüstigkeit, die zwar beständig anhielt, doch aber bei feuchten Wetter gelinder wurde, als wenn es kalt und troken war. Die Ursache davon schrieb er dem zu, daß er ehemals in einer neu geweisten Kammer geschlaffen hätte; weil gleich von der Zeit an seine Krankheit angegangen wäre. Er brauchte von vielen Aerzten viele Arzeneien; aber ohne Effect, bis er endlich oben abnahm, unten aber schwolle, und an der Hectik verstarb. Als man den verblichenen Leichnam öfnete, fand man die Leber sehr gros, und die Lunge dermassen stark ausgedehnet und aufgeblasen, daß sie die ganze Höhle der Brust ausfüllete; das Herzfell (pericardium) war voller Wasser, und die Gedärme sahe man hin und wieder entzündet.

§. 4.

Die Ausdünstungen des Kalks können Stekflüsse verursachen. Kan nun der von dem Kalk ausdämpfende subtile Dunst die Lunge zusammen ziehen, und die Circulation des Bluts durch dieselbe aus der einen Herzenskammer in die andere hemmen: so ist es auch wohl möglich, daß er solche bei einigen gar aufheben könne, wenn sie zumal sehr vollblütig seyn, und etwa ohnedem schon einen schweren Umlauf des Bluts und kurzen Odem haben, oder wenn sie sehr empfindliche Brust-Nerven besizen, und sich in neu geweisten, und dazu noch verschlossenen Wohnungen, die

alles

allezeit schädlicher seyn, über die Zeit aufhalten. Höret aber die Bewegung des Bluts in der Lunge auf: so hat auch das zum Leben unumgänglich nöthige Athenhohlen ein Ende, und die Menschen bekommen Stükflüsse, oder sie erstiken. Daher es auch verschiedene Fälle giebt, daß man so wohl erwachsene Leute, als insonderheit Kinder, an der Erstikung tod gefunden hat, wenn sie in neuen Kammern geschlafen haben. Doch will ich nicht in Abrede seyn, daß sich nicht auch ein Stekflus auf diese Art sollte erzeugen können, wenn nemlich auf die von dem scharfen Kalkdampfe erregte heftige Zusammenziehung der Brust-Nerven und empfindlichen Lungenbläsgen eine so grosse Schwäche erfolget, daß davon die besagten nervösen Theile gleichsam gelähmet werden, und die Bewegung der Lunge nicht länger unterhalten können: daher denn das Athemhohlen notwendig aufhören, und das Leben selbst wegfallen mus.

§. 5.

Die Ausdünstungen des Kalks verursachen böse Hälse.

Nechstdem haben auch die eingesogenen Kalkdünste vielmals zu bösen Hälsen Anlas gegeben, wenn man sie zumal mit ofnen Munde im Schlafe aufgefangen hat. Und es ist keinesweges zu verwundern; weil sie vermuthlich mit ihrer durchdringenden Schärfe die Speicheldrüsen zusammen gezogen, und den freien Abflus der Feuchtigkeiten zurüke gehalten haben, die denn hernach gestoket, mit der Zeit schärfer geworden, und eine leichte wässrige Entzündung (inflammatio superficialis serosa) im Halse verursachet. Ja das gienge noch wohl hin; Wenn man nur nicht Exempel hätte, daß auch sogar gefährliche Blutentzündungen, oder die Halsbräune (angina) dadurch wäre zuwege gebracht worden. Es rechnet daher der seel. Herr Geheimde Rath Hofmann in seiner Med. Systemat. Tom. IV. Part. I. Sect. II. Cap. IV. de angina die Kalkdünste mit Recht unter die Ursachen der schlimmen Krankheit, und sagt, daß die Erfahrung solches bei Leuten von allerlei Alter bestätigte. Ausserdem aber führet er auch in der §o 3. angezeigten Stelle ein merkwürdiges Exempel an, das er selbst erlebet hat, da nemlich drei Kinder unter 10. Jahren, weil sie in einer neu geweisten Kammer geschlaffen, würklich mit der Bräune befallen worden, und in wenigen Tagen gestorben sind. Dergleichen ebenfalls Tulpius observ. Lib. III. observ. XLI. von einem Kinde erzehlet.

§. 6.

Heiserkeit und trokner Husten.

Nicht minder kan auch eine Heiserkeit von diesen schädlichen Dämpfen entstehen, wenn sie nemlich die zarten Drüsen in der Luftröhre zusammen ziehen, und die Absonderung derjenigen Feuchtigkeit verhindern, welche zu ihrer Befeuchtung dienen, und sie zu Bildung der Töne geschikt machen soll. Ich selbst habe jemanden gekennet, der auf solche Art heisch geworden ist, und seine Heiserkeit zeitlebens behalten, endlich aber ein Brustkeuchen, und eine hectische Auszehrung bekommen hat. Und bei so bewanden Umständen darf man sich um so weniger wundern, daß auch ein trokner Husten davon kan erreget werden, in so ferne nemlich die flüchtige Schärfe dieser Dünste die empfindliche Luftröhre und Lungenbläsgen angreifet, und sie zum Krampfe reizet.

§. 7.

die Schwindsucht.

Ja es ist nicht minder ganz begreiflich, daß so gar die Schwindsucht darauf erfolgen könne; Denn wenn der Husten sehr heftig ist, und lange anhält: so wird die Lunge endlich allzusehr geschwächet, oder mit harten Knötgen und Verstopfungen besezet. In beiden Fällen aber ist die Schwindsucht entweder schon da; oder kommt doch balde nach. Denn ist die Lunge zu schlapp: so fliessen endlich alle Feuchtigkeiten des Körpers, und auch diejenigen, die zu seiner Nahrung dienen sollten, allda zusammen

men, und werden nach und nach mit dem Husten ausgeworfen, bis mit der Zeit der Körper ausgezehret, entkräftet, und zu Fortsezung der nöthigen Lebens-Bewegungen ganz untüchtig wird. Befinden sich aber Verstopfungen und verhärtete Knoten in der Lunge: so reizen sie ohne Unterlas zum Husten, und bringen endlich dadurch Entkräftung, innerliche Hize und die Hectik zuwege; oder sie fassen Eiter, und verwandeln sich in ein würklich Geschwüre, das man aber in diesen Eingeweide sehr schwerlich zur Heilung bringen kan, bis hernach die eitrige Materie, wenn sie mit ins Blut geführet wird, ein hectisch Fieber erreget, und das Garaus machet. Kurz: alles dasjenige, was den freien Umlauf des Geblüts durch die Lunge verhindert, das kan auch zur Schwindsucht beitragen. Da nun dieses die kalkigten Ausdünstungen thun können: so ist auch kein Zweifel, daß sie die Schwindsucht zu erregen vermögend sind.

§. 8.

-- Kopfwehe u. Schnupfen.

Ferner hat auch die Erfahrung bis hieher sattsam gewiesen, daß der Kalkdunst grosses Kopfwehe und Schnupfen verursachen könne, welches fast die gemeinsten und ersten Beschwerungen sind, die davon, insonderheit bei schwachen und empfidlichen Personen bemerket werden. Und was ist es Wunder? Pflegt man doch dergleichen von andern scharfriechenden Dingen ebenfalls wahrzunehmen; weil sie nemlich theils eine küzelnde Bewegung in der Nase, theils aber in der empfindlichen Haut derselben ein würkliches Zusammenziehen, und dadurch zugleich eine krampfhafte Spannung in den Nerven des Haupts erregen, die hernach zum Kopfwehe Anlas giebt. Das von den scharfen Kalkdämpfen verursachte Niessen kan davon sattsam Zeuge seyn, welches ofte ungemein stark ist, und wohl gar bisweilen hat gestillet werden müssen. Weil nun dadurch der Zuflus des Bluts nach dem Kopfe vermehret wird, so kan davon schon alleine ein Kopfschmerz entstehen; wiewohl sich dieser auch davon einfindet, wenn sich von dem stokenden Blute die übrige Feuchtigkeit stark absondert, und ein Schnupffen erfolget, der aber etwa nicht recht, oder nicht zeitig genug in Flus kömmt. Doch gebe ich hierbei gerne zu, daß der vermehrte Trieb des Blutes nach dem Haupte, samt denen davon abhangenden Zufällen, nicht nur bloß von dem erregten Niessen, sondern auch eben sowohl von verhinderter Ausdünstung und äuserlicher Erkältung mit herrühren könne, welche die von neu geweisten Wänden mit wegdunstende Feuchtigkeit zuwege bringet, wenn wir zumal ausserdem feuchte Witterung haben.

§. 9.

-- triefende und rothe Augen.

Unter die Flüsse rechne ich aber insonderheit mit die rothen triefenden Augen, die man, wie von andern scharfen Dünsten, also auch von denen, die der Kalk von sich hauchet, gar leichte bekommen kan. Denn die überaus zarten Drüsgen der Augenlieder sind sehr empfindlich. Wenn sie nun von den flüchtig scharfen Kalktheilgen angegriffen werden: so ziehen sich ihre subtilen nervösen Häutgen krampfhafter Weise zusammen, und verhindern, daß das zugeflossene Blut durch die Blutadern nicht füglich wieder zurük gehen kan. Es werden also, weil sich sodann häufigere Feuchtigkeit absondert, die Drüsengänge selbst ungleich mehr erweitert, und geben überflüssiges Wasser von sich. Hierzu mus aber nothwendig hernach eine Röthe der Augenlieder kommen, welche theils von dem verhinderten Rükgange des Bluts, theils auch davon zuwege gebracht wird, wenn die einmal abgesonderte Feuchtigkeit nicht frei allezeit wieder abfliesset, sondern daselbst stoket, und solchergestalt mit der Zeit mehrere Schärfe annimmt, und einen beissenden Schmerz verursachet; wiewol sich freilich dergleichen insonderheit bei solchen Körpern zuträgt, die an

sich schon ein scharfes scorbutisches Blut haben.

§. 10.

-- Schwindel und Ohrenbrausen. Ich will nicht einmal gedenken, daß man zugleich Schwindel und Ohrenbrausen in neuen Wohnstuben davon tragen könne. Denn wenn man erwäget, daß alsdenn die Ausdünstung der Haut leicht unterbrochen, und das Blut nach den oberen Theilen stärker hingetrieben wird, und seinen wässrigen Theil von sich läst: §. 8. so wird man um so weniger zweifeln, daß diese Beschwerungen bei zarten und Blutreichen Leuten gar wohl daher können erwekt werden. Wiewohl was darf man erst die Möglichkeit suchen, da uns bereits die Erfahrung von der Würklichkeit überführet, und sattsam bekräftiget, daß man drehend und tämisch im Kopfe wird, oder daß es einem vor die Ohren fällt, wenn man sich in neu geweisten Gemächern, ehe die Kalkdämpfe daraus verflogen sind, lange aufhält. Ja da dieses öfters schlimme Vorbotten von nachfolgenden Schlag- und Lähmflüssen zu seyn pflegen: so läst sich zugleich ohne Mühe einsehen, wie es zugehe, daß man sich dieselben durch diese schädliche Dünste ebenfalls zuziehen könne; wiewohl ich freilich andere Ursachen dabei nicht ganz ausschliesse, auch allerdings davor halte, daß schon im Körper eine gewise Geneigtheit dazu vorhanden seyn müsse; die man aber nicht bei einem Menschen, wie bei dem andern antrift

§. 11.

-- Ubelkeit, Erbrechen, Kolik und Durchlauf, rc. Es können aber auch die von dem Kalk wegdüftende scharfe Dämpfe, Ubelkeit, Erbrechen, Kolik, Durchlauf, Beängstigung und viele andere heftige Zufälle zuwege bringen, die man sonst dem Gifte zuzuschreiben pflegt. Dieses kan sich ereignen, wenn sie mit dem Odem eingesogen, und mittelst des Schlundes in den Magen und die Gedärme gebracht werden, so wie man weis, daß es die Bleidämpfe thun, wenn man sie mit hinunter schluket. Ja es giebt auch Exempel, daß sich der schädliche Geruch in die Speisen gezogen, und mittelst derselben im Magen und Gedärmen dergleichen schädliche Würkungen geäusert hat. Tulpius erzehlet an dem angeführten Orte ein merkwürdiges Exempel von dieser Art, welches ich hier beizubringen nicht unterlassen kan. Er berichtet nemlich: Ein vornehmer Mann, wurde nebst seiner Frau und Kindern, als sie des Abends zusammen herrlich gespeiset hatten, auf einmal mit starken Schwindel, Brennen im Halse, grossen Ekel, Erbrechen, Leibschmerzen, kurzen Odem, Herzensangst, Zittern in Gliedern u. s. w. befallen, so das man nicht anderst meinte, sie müsten Gift bekommen haben. Man verfiel daher auf allerhand Argwohn; die Magd, von der man glaubte, daß sie was giftiges an die Speisen müste gethan haben, wurde in Ketten und Banden gesezet; man stellte genaue Proben und Untersuchungen an, ob man kein Rattenpulver, oder Sublimat in den Schüsseln und Ueberbleibseln der Speisen entdeken könte; alleine man konte im geringsten nichts finden, bis man endlich nach langem Hin- und Herdenken auf die wahre Ursache dieser heftigen Veränderungen selbst fiel, welche diese war: daß man die Speisen, die zum Nachessen dienen sollten, einige Zeit vor ihrem Gebrauch in eine Stube gestellet hatte, die kaum mit Kalk überzogen war, da man denn schlos, daß sich der üble Geruch davon müste darein gezogen haben: und vielleicht kan auch wohl selbst etwas Kalk darunter gekommen seyn. Immittelst muste doch ein Kind das Leben darüber einbüssen, und bei den übrigen Personen half sich die Natur durch Brechen, oder Durchfälle, und sie wurden endlich durch Gebrauch dienlicher Mittel nach und nach wieder zurechte gebracht.

§. 12.

-- Convulsiones, Reisen u. Zittern in Gliedern und Contracturen; Wie auch Seitenstechen.

Betrachtet man nun dieses alles genau: so wird man zugleich füglich einsehen, warum zarte Kinder convulsivische Bewegungen, erwachsene Leute aber Zittern und Reissen in Gliedern, schädliche Zusammenziehungen der Nerven, und Contracturen bekommen können, wenn sich die von dem Kalk ausdämpfende flüchtige Schärfe auf die Nerven sezet. Und ob zwar dieses nicht eben so gleich bei gesunden Personen geschieht, wenn sie sich in neu geweisten Gemächern verweilen: so kan es doch denen widerfahren, die bereits zu Nervenkrankheiten geneigt, oder schon damit behaftet sind. Vornemlich aber begegnet es denen nicht selten, die Kalkgruben halten, oder sonst viel mit dem Kalke handthieren müssen; wiewohl es dabei ebenfalls auf die Naturen, und einige andere Umstände mit ankommt. Ja ich kenne noch jezo einen gewisen Mann, der davon fast alle Frühjahre und Herbste heftiges Seitenstechen (pleuritis) bekömt, und viel daran ausstehen mus: welches man aus demjenigen füglich erklären kan, was §o 3. seq. ist gesaget worden.

§. 13.

-- Kräze und kalte Fieber.

Daß sonst bisweilen auch ein Juken in der Haut und ein kräzigter Ausschlag von den Kalkdünsten entstehet, kan sich auf zweierlei Art zutragen, und zwar theils, wenn sich die scharfen Partikeln in die Haut ziehen, theils aber rührt es von den feuchten Ausdünstungen der neu bestrichenen Zimmer und Kalkgruben her, welche die Transpiration verhindern, wenn jumal feuchte Witterung, innerliche Unreinigkeit des Bluts und andere Dinge dazu kommen. Und eben so ist es möglich, daß wir mit kalten Fiebern befallen werden, wenn wir uns in einer mit Kalkdünsten erfüllten Atmosphäre aufhalten. Denn scharfe Dünste können freilich einen Fieberkrampf erregen, und die feuchte Luft kan aus eben der Ursache, die ich jezo gemeldet habe, vieles dazu beitragen.

§. 14.

Einige Bedingungen, unter welchen die Kalkdünste vornemlich schaden.

Das wären also die vornemsten Beschwerungen, die man von den Ausdünstungen des Kalks zu befürchten hat, und es wird hoffentlich niemand zweifeln, daß sie demjenigen Schaden völlig beikommen, oder ihn wohl gar übertreffen, den man von andern bösen Dämpfen im gemeinen Leben besorgen mus. Doch ist meine Meinung keinesweges, daß sich die erzehlten schlimmen Würkungen alle zugleich auf einmal, oder bei jedermann, und allezeit einfinden sollten. Ich halte vielmehr davor, daß allerdings bisweilen noch ein und andere Umstände erfordert werden, wenn ein merklicher Schade an der Gesund heit von dem Kalkdunste entstehen soll. Ausserdem aber pflegt derselbe alsdenn am meisten nachtheilig zu seyn, wenn die neu geweisten Gemächer zugehalten werden, und man also verhindert, daß sie die Luft nicht durchstreichen, und die darinne ausgestreuten Dünste zertheilen kan: welches sich ebenfalls ereignet, wenn das Weissen nur allererst geschehen ist, und die Wände noch sehr feuchte sind; weil die Feuchtigkeit eigentlich die scharfen Partikeln des Kalks auflöset, und sie hin und wieder ausbreitet, oder recht würksam macht. Da nun die Zimmer besonders bei feuchter Witterung und im späten Herbste schwer austroknen: so können sie auch alsdenn länger einen üblen Geruch behalten, und damit Schaden anrichten; oder man bemerket auch, daß dieser alsdenn am grösten ist, wenn das Austroknen schnell vergehet, und die feuchten Dünste entweder von der äusern Wärme oder von dem Einheizen in starke Bewegung gebracht werden. Und daher kommt es auch vermuthlich, daß diejenigen, die Kalkgruben haben, den Kalkgeruch im Frühjahre, da die angehende Wärme die Feuchtigkeiten zu mehrerer Ausdämpfung bringet, am schädlichsten halten, und

selbst

selbst gestehen, daß es ihnen den Hals recht zuzöge, wenn sie in die mit Kalkdunst versehene Luft kämen.

§. 15.

Einige allgemeine Verwahrungsmittel.

Fragt man nun, wie man den ungemein grossen Schaden des Kalkdunstes klüglich verhüten solle? so wird man hoffentlich leichte, und ohne Mühe einsehen, daß das beste Verwahrungsmittel darinne bestehe, wenn man die neu geweisten Stuben oder Kammern bestmöglichst vermeidet, und sie nicht eher beziehet, als bis sie völlig ausgetroknet seyn. Und damit man dieses desto eher beschleunigen möge: so thut man wohl, wenn man sie von der Luft, durch die geöfneten Fenster und Thüren, wohl durchwehen läst, und sie nicht nur heizet, und sich ihrer alsdenn gänzlich enthält, sondern sie auch mit Wachholderbeeren, Mastix, Agtstein, und andern harzigen Sachen wohl ausräuchern läst. Wer aber dieses alles gethan hat, und dem ohnerachtet etwa besorget, daß noch einige schädliche Dämpfe zurüke seyn mögten, der kan sich alsdenn warm halten, fleisig warme Getränke trinken, und sonderlich des Morgens frühe ein fettgestrichenes Butterbrod essen; weil dieses verhindert, daß die Schärfe, wenn sie sich ja in den Hals einziehet, nicht so sehr angreiffen kan. Welches ebenfalls denenjenigen zu rathen ist, die sonst mit dem Kalke viel zu thun haben; wiewohl sie billig auch dahin sehen müssen, daß sie, so viel möglich, in freier Luft damit handthieren. Dann daß viele von ihnen ohne merkliches Nachtheil davon kommen, das haben sie ohne Zweifel theils dieser Vorsicht, theils aber der Gewohnheit, und diesen Umstande mit zu danken, daß sie nicht viel dabei stille sizen, sondern brav arbeiten, und die eingezogenen Dünste wieder aus dem Körper wegtreiben.

§. 16.

Wenn man aber recht sicher gehen will, da es zumal die Umstände nicht bei jedermann erlauben, daß er sein Wohn- oder Schlafgemach lange entrathen kan: so will ich ihm noch einen besondern guten Rath geben, welcher darinne bestehet, daß er unter den Kalk, den man zum Abweissen braucht, eine Portion Milch mischen läst. Nun thun dieses zwar einige in der Absicht, damit der Kalk nicht zu sehr von den Wänden abfärben soll: es ist aber kein Zweifel, daß auch zugleich durch die Fettigkeit der Milch seine beissende Schärfe einigermassen gedämpfet werde. Insonderheit aber kan man diesen heilsamen Endzwek dadurch erreichen, wenn man Weinessig nimmt, und ihn auf Kohlfeuer in neugeweisten Zimmern nach und nach verrauchen läst. Denn weil die flüchtigen Partikeln des Kalks ungemein scharf und alcalisch sind; (§. 2.) die Säure aber dieselben bindet, und in ihrer Würkung hindert: so sieht man mit leichter Mühe ein, daß der Essig, wenn er auf diese Art gebraucht wird, das zuverlässigste Verwahrungsmittel sey. Ich habe auch bereits viele gute Proben davon gesehen, und rede also aus der Erfahrung, welche ohnedem allezeit den besten Beweis abgiebt. Ist aber jemand vornehm, oder meinet, daß ihm der Essig alleine zu schlecht sey: so kan er einige Gewürze dazu thun. Ich versichere aber aufrichtig; was jener nicht thut, das wird man mit diesen noch vielweniger ausrichten.

Grundmäsige Untersuchung von dem vortreflichen Nunzen der gemeinen Wasserbäder, in innerlichen Krankheiten.

§. 1.

Wenn man alle Arten der Medicamente und Hülfsmittel durchgehet, wird man ausser denen Bädern nicht leicht ein einziges finden, das bei dem Alterthum, ja fast bei allen

Völkern, so stark gebraucht worden, und in so grossem Ansehen gewesen. Bei den Aegyptiern, Griechen, Römern waren die Bäder allezeit in sehr hohem Werth, und weil sie vielfältig angemerket, daß dieselbe zu Erhaltung der Gesundheit so herrlichen Nuzen thaten, so ist endlich, wie schier insgemein zu geschehen pfleget, ein grosser Misbrauch eingerissen, daß man fast blos zur Uppigkeit und Wollust sich deren zu bedienen angefangen. Die Römer und Griechen haben sehr kostbare und prächtige Badestellen aufführen lassen, wie solches aus verschiedenen Scribenten erhellet.

§. 2.

Proben, daraus ein gut, rein Wasser zu erkennen.

Vor allen Dingen wird nöthig seyn zu erörtern, und darzuthun, was wir durch schlechtes, reines und süsses Wasser, das in Bädern so herrlichen Nuzen schaffen soll, eigentlich wollen verstanden haben. Kurzen und deutlichen Bericht hievon zu geben, so nennen wir schlechtes, reines und süsses Wasser dasjenige, welches nachgesezte Proben aussteht: Und 1) keinen Geruch und Geschmak nach etwas hat. 2) Wenn es eingekocht ist, nichts schmakhaftes zurüke läst. 3) Sehr leicht ist, und dem Regen- oder destillirten Wasser am Gewichte gleich kommt, welches man durch die Wasserwaage am allerbesten ausforschen kan. 4) Das nach Vermischung des an der Luft verflossenen Weinsteinsalzes, der Silber-Solution, oder eines andern metallischen und mineralischen Liquoris mit demselben sich weder an der Farbe verändert, noch auch was Erd- oder Kalkhaftiges an den Boden des Glases niederschlägt. 5) Das sehr geschwinde warm wird, und deswegen die Hülsenfrüchte, als Erbsen, Linsen, Bohnen und dergleichen, wie nicht weniger alter Thiere Fleisch leicht weich kochet. 6) Das die Unreinigkeit aus dem Leinwandzeug mit leichter Mühe auswäscht. 7) Das die Kraft aus dem Thee und andern Kräutern, wenn es siedendheis darüber gegossen wird, vollkommen heraus ziehet und in sich nimmt.

§. 3

Was vor Wasser man zu Bädern gebrauchen soll.

Ferner fragt sichs: Welches Wasser die Proben halte, und also am dienlichsten zu solchen Bädern sey? hierunter behält nun billig den Preis das Regenwasser, sonderlich wenn es unter freiem Himmel auf dem Feld in steinernen Gefässen gesammlet wird, denn von denen Dächern und hölzernen Geschirren nimt es gar bald einen Geschmak an sich. Diesem stehet zur Seite das fliessende Wasser, welches jenem einlicher masen gleich komt, sonderlich wenn die Ströhme von einem starken Plazregen angelauffen sind. Einige sammlen früh Morgens vor der Sonne Aufgang den Mayenthau in reinen Tüchern auf, und brauchen ihn zu dem Ende, welches fast einerlei Effect mit dem Regenwasser hat. Hieher gehöret auch gutes Bornwasser, welches an einigen Orten, so rein, lauter und klar gefunden wird, daß es dem besten Regenwasser wenig nachgibt. Gewis dergleichen Born-Quellen sind bei einer Stadt eine höchst-nuzbare Sache, und mit grossem Golde nicht zu bezahlen. Was die gütige Natur vor wundersame Kräffte zu Erhaltung und Wiederbringung der Gesundheit in ein schlechtes, reines Wasser geleget, kan mit Worten nicht genugsam heraus gestrichen werden. Es dringet in die kleinste Gefäsgen und subtilste Gänge unsers Cörpers hinein, löset den hier und da veste ansizenden, zähen, diken Schleim vortreflich auf, schluket die salzige Unreinigkeiten in sich, und führet sie durch die von der Natur darzu verordnete Emunctoria mit sich aus dem Leibe heraus. Uberdas erweichet es die äusserlich verhärtete Theile, zertheilet die Geschwulsten, eröfnet die Ausdünstungsröhrgen der Haut, und macht, daß die Circulation des Geblüts durch alle Theile des Leibes frei und ohngehindert geschehen kan, und eben darum hat man eines sonderbaren Effects in sehr vielen Krankheiten sich davon zu versichern. Ja wenn ich die teutsche Wahrheit bekennen soll, so ist die herrliche Kraft und Würkung, die gewise warme Bäder, oder Gesundbrunnen in Wegnehmung sehr hartnäkigter Krankheiten besizen, fast einzig und allein der Subtilität und Reinigkeit des Wassers zuzuschreiben.

§. 4.

Wie schlimmes Wasser zu verbessern sey?

Demnach folget hieraus unwiderstreitig, daß man durch gemeine Bäder aus schlechtem, reinen Wasser, wenn sie nach gehöriger Methode, zu rechter Zeit und bei erheischenden Umständen gebraucht werden, könne eben den Effect erhalten, den man sonst von natürlichen warmen Badern, die sehr wenig oder gar nichts von metallischen oder mineralischen Ingredientien in ihrem Busen hegen, sich versprechen darf, wie solches auch viele gründliche und mit Fleis gemachte Anmerkungen genugsam bezeugen und bekräftigen. Weil man aber nicht allezeit Regenwasses im Uberflus haben kan, auch nicht aller Orten gute Brunnen, oder Flüsse anzutreffen sind, deren man sich hiezu bedienen könnte, so wird vonnöthen seyn, daß man sich auf die Verbesserung des schlimmen Wassers verstehe, und ihm die Härtigkeit, so viel möglich zu benehmen suche, bevor man dasselbe

selbe zum Gebrauch in Bädern anwendet. Dieses geschiehet nun meiner Meinung nach am besten und bequemsten durch Zuthun eines alcalischen Salzes, wozu sich das Weinsteinsalz und Pottasche füglich gebrauchen läst. Nächst dem recommendiren wir auch Waizenkleien, gemein Chamillenkraut, oder dessen Blumen, Leinsaamen, Erbsen- und Haberstroh. Dardurch verliert das Wasser seine Härtigkeit, wird subtiler und milder, daß es hernach desto tieffer in die Substance der vesten Theile eintringen, und seine erwünschte gute Würkung viel eher thun kan. Die eigentliche Würkung der warmen Bäder in den menschlichen Körpern ist besonders in dem curiosen Dollmetscher abgehandelt worden, so nachzuschlagen der Mühe wohl werth ist.

§. 5.

Uber dieses macht auch die Feuchtigkeit der Bäder eine grosse Alteration, denn obwohlen der Körper, so lang man im Bade sizt, äusserlich von der Schwere des Wassers comprimirt wird, so werden doch immittelst durch die Nässe und gemäsigte Wärme desselben die Fibræ der äusserlichen Leibesfläche ziemlich erweichet, daß nachgehends, wenn man aus dem Bad gegangen, eine grosse Relaxation derselben erfolget, und deswegen das Geblüte wieder von innen heraus in die äussere Theile tritt, daher es geschiehet, wenn man sich alsbald darauf ins Bette legt, daß ein starker Schweis sich anmeldet, welcher dem Leib wohl bekommt, und sehr heilsam ist.

§. 6.

In allen morbis Spasmodicis sind gemeine Wasserbäder unvergleichlich.

Nun schreiten wir zu unserem vorhabenden Zwek, und wollen zeigen, was die Bäder aus reinem Wasser in innerlichen Krankheiten vor herrlichen Nuzen haben, davon einige Medici gar wenig halten. Allein wenn wir betrachten, daß blosse Fusbäder in innerlichen Krankheiten, zumal solche, die in der Brust und im Kopf ihren Siz haben, als da ist Hauptweh, Schwindel, trokene Husten, Herzklopffen, Augenweh und dergleichen, einen unvergleichlichen Effect thun können, so hat man sich destoweniger zu verwundern, wenn wir ein gleiches unsere Bädern zuschreiben wollen, bevorab wenn man mit dem Leib tief im Wasser sizt. Wir haben angemerkt, daß dergleichen Bäder überhaupt von ungemeiner Nuzbarkeit sind, in allen denen Krankheiten, wo sich heftige Spasmi anmelden, die hier und da Stokungen des Geblüts verursachen, wo das Blut die äusserliche Theile verläst, und inwendig sich anhäuffet, welches man daraus schliessen kan, wenn äusserlich alles kalt ist, der Leib keine Oefnung hat, und die freie Ausdünstung durch die Haut gehemmet wird. Wenn in solchem Fall vermöge eines Bades der Spasmus geleget, und die Röhrgen der Haut wieder eröfnet werden, so kan das Geblüte nicht allein wieder frei und ungehindert durch die äussere Theile passiren, sondern es wird auch die so nöthige Transspiratio befördert, und eine grosse Menge Unraths, und schädlicher Feuchtigkeit durch die Haut ausgeleeret, daher der rechte Gebrauch dieser Bäder in allen Unreinigkeiten des Geblüts zuverläsige Hülffe thun kan. Denn die scharfe Materie, welche sich auf die nerveuse und membraneuse Theile gesezt hat, und daselbst grausame Schmerzen, Krampf, ja wohl gar Geschwühre verursachet, findet auf solche Weise, durch die eröfnete Röhrgen der Haut ihren Ausgang.

§. 7.

Bäder sind in der Venerischen Seuche zu recommendiren.

Die Franzosenkur wird selten glüklich ohne dabei gebrauchte Bäder ablauffen. Denn wer solche Patienten viele unter Händen gehabt hat, dem kan nicht unbekannt seyn, wie wenig zuverläsiges mit denen gewöhnlichen Tränken und Mercurial-Arzneien auszurichten ist, wenn ein Medicus nicht zugleich auch solche Mittel gebrauchet, welche das Geblüte von Grund aus zu reinigen capable sind. Wir könnten viele Casus erzehlen, da zwar nach dem Gebrauch der Speicheltreibenden und Schweismachenden Mercurial-Mittel, der Purganzen und Schweisgetränke die grausame Zufälle sich vermindert haben, aber nicht lange darnach, haben sie sich wider alles Vermuthen wieder angemeldet, aus keiner andern Ursache, als daß das Venerische Gift nicht gänzlich ausgetilget worden, sondern noch etwas davon in dem Geblüte zurük geblieben, welches denn nach und nach sich wiederum vermehret, und die Tragödie von neuem angefangen. Nach der Zeit hat man nebst den Blutreinigenden Holz- und Rindentränken, und Gebrauch der Mercurial-Medicamente der Bäder ordentlicher Weise dazwischen sich bedienet, wovon dem die Cur so wohl gelungen, daß das Malum ganz und gar weggeblieben.

§. 8.

Vortreflichkeit der Bäder in Scorbutischer Unreinigkeit des Geblüts.

Die Scorbutische Unreinigkeit des Geblüts und der Säfte, welche in denen Gliedmassen oft sehr beschwerliche und höchst empfindliche Schmerzen verursachet, zu verbessern und wegzunehmen, ist nichts bessers, nichts vortreflichers und nüzlichers, als dergleichen Bäder, wenn

sie mit genugsamer Vorsichtigkeit und gehöriger Sorgfalt gebraucht werden. Was natürliche Bäder und Gesundbrunnen, deren man sich so wohl äusserlich, als innerlich bedienet, desfalls auszurichten vermögen, wissen diejenige gar wohl, so von derselben Kraft und Würkung aus der Erfahrung eine gute Erkänntnis haben. Wo man aber solche nicht haben kan, mus man diluirender Tränke, die zugleich gelinde eröfnen und Schweis machen, sich bedienen, und zuweilen ein Hausbad nach gehöriger Methode dazwischen gebrauchen, dardurch man diesen Endzwek gleichfalls erhalten kan. Es ist billig zu bewundern, was oft vor Unflat, und garstiges Zeug im Baden aus der Haut schwizt, und in das Wasser sich sezt. Zu Bekräftigung dieses wollen wir einige Anmerkungen mit beifügen. Merkwürdig ist, was in den Geschichten der Leopoldischen Societät erzehlet wird von einem Weib, die mit grausamen Lendenschmerzen öfters geplagt gewesen. Nachdem sie nun viele Mittel vergeblich gebraucht, hat sie endlich der gemeinen Wasserbäder sich bedienet, welches ihr ungemein wohl zugeschlagen. Auf dem Wasser, welches curieuse war, ist eine dike, fette Materie geschwommen, die man mit einem Löffel abnehmen können. Ferner wird gemeldet, von einem Hypochondriaco, welcher etlichemal ein Bad gebraucht, daß das Wasser endlich zu stinken angefangen, und über demselben eine schwärzliche dike Materie geschwommen, welche täglich schärffer worden, so daß man alle Tag andere Kräuter dazu nehmen müssen, bis endlich der Patient glüklich genesen.

§. 9.

Bäder sind in der Melancholie nicht zu verwerfen.

Weil Bäder das im Haupte stokende Geblüte in seinen ordentlichen Gang bringen, und von da nach dem Unterleibe ableiten, so pflegt es daher zu geschehen, daß sie in allen Krankheiten erwünschte Hülfe thun, so in dem Kopf und Obertheil des Leibes ihren Siz und Herberge haben. Wider die Melancholie, so entweder mit einer tieffen Traurigkeit, oder würklichen Raserei verknüpft ist, wird man wohl kein bessers Mittel finden, als gemeine Wasserbäder. Diese Krankheit pfleget gern bei denen sich einzunisteln, die mit dem malo hypochondriaco behaftet sind, da die nerveuse Theile des Unterleibes von heftigen Spasmis sehr mitgenommen werden, davon auch selbst die äusserliche Haut nicht befreiet ist, und das dike unreine Geblüte mit aller Macht nach dem Haupt getrieben wird. Wenn nun das Geblüte in den Gefässen des Gehirns sich stark angehäufet hat, und daselbst stoket, so verfällt ein Mensch in tieffsinnige Gedanken, Traurigkeit, Schreken, Furcht, und macht sich allerhand närrische Einbildungen. Geschieht es aber bei einigen Personen, daß das im Gehirn stokende Geblüte einen schnellen Durchbruch gewinnt, und daselbst gleichsam ein Fieber anzünd, so entstehet eine würkliche Raserei, welche manchmal so heftig ist, daß man die Patienten mus an Ketten legen, damit sie andern Leuten keinen Schaden zufügen können. Untersuchen wir die Raison dieses so herrlichen Effects der Bäder in der Melancholie und Unsinnigkeit, so ist wohl keine andere, als daß dadurch die Spasmi in dem Unterleib gehoben, und die Schweisgänge der äusserlichen Haut eröfnet werden, daß also das Geblüte überall hin, und sonderlich nach denen äusserlichen Theilen des Leibes, seine freie Circulation wieder bekommt, und die Stokung desselben in dem Haupt auf solche Art verhindert wird. Wir sind viele Exempel bekannt von Personen hiesigen Orts, die lange Zeit unsinnig und rasend gewesen, und dieses Mittel nebst oft wiederholtem Blutlassen, und Gebrauch diluirender und mit Salpeter vermischten Medicamente wieder völlig zu ihrem vorigen Verstand gekommen. Wir haben solche Cur-Methode auch auswärtigen Medicis recommendirt, welche dieselbe gleichfalls sehr dienlich und heilsam befunden haben.

§. 10.

Nuzen der Bäder in der Epilepsie, oder fallenden Seuche. In Kopfschmerzen, Schwindel, und Wahnsinnigkeit, wie auch in Krankheiten der Augen.

Zwar ist der Gebrauch der Bäder auch in andern Hauptkrankheiten nicht zu verachten, weil sie das Geblüt vom Kopfe abziehen, und in freie Circulation bringen. Also haben wir aus der Erfahrung, daß in der fallenden Seuche bei Weibspersonen, welche von Verhaltung der Monatlichen Reinigung hergekommen, Bäder sehr gut gethan. Trallianus rathet ebenfalls derselben Gebrauch in dieser Krankheit an, doch erinnert er dabei, daß man nicht alle Tage und immer an einander, sondren nur zwei oder dreimal in der Wochen, auch mehr vor als nach dem Essen derselben sich bedienen soll, man hat sich aber vorzusehen, daß man dieses Mittel bei instehendem Paroxysmo nicht anrathe, weil wegen Drükung der untern Theile von der Schwere des Wassers die von der Wärme allzusehr expandirte Säfte nach dem bereits geschwächten Haupt tretten, daß hernach der Paroxysmus nicht allein eher kommt, sondern auch viel heftiger wird, welches man nicht zu be-

befürchten hat zu der Zeit, wenn der Paroxysmus nicht zu vermuthen ist. Wir erinnern uns auch, daß sie in grausamen Kopfschmerzen, Schwindel und Gemüthsrükung, wenn solche von Verstopfungen der Viscerum und heftigen Spasmis im Unterleibe ihren Ursprung hergenommen haben, sehr ersprieslich und heilsam gewesen, weil sie nicht allein die Säfte von oben herunter leiten, sondern auch die grausame Spasmos, wovon die Maladien entspringen, mildern, stillen und legen. In Krankheiten der Augen, obschwebenden Fleken, scharfen Flüssen, ja selbst in derselben Entzündung, welche gern pflegt wieder zu kommen, ist nebst gelinde laxirenden, verdünnenden und Schweistreibenden Mitteln wohl nichts kräftigers, als Bäder aus reinem Wasser. Hieher beziehet sich, was Hippocrates saget: Die Schmerzen der Augen benehmen Wein und Bäder.

§. 11.

Im Malo Hypochondriaco bekommen Bäder ungemein wohl.

Es ist keine Krankheit, darinn man mehr Hülfe und Soulagement von Bädern spühren wird, als das sogenannte Malum Hypochondriacum, welches ein höchstbeschwerlicher und heut zuTage sehr gemeiner Affect ist, bei dem sich allerhand schlimme Zufälle hervor thun, die manchmal einen Menschen lange Jahre und fast ohne Aufhören quälen, so daß dem Medico selbst Zeit und Weile lange wird, weil es mit seiner Medicin so gar wenig ausrichten kan, indem noch keine Arznei erfunden worden, so diese Krankheit völlig zu heben capable wäre. Wenn wir aber die Wahrheit bekennen sollen, so müssen wir gestehen, und die Erfahrung wird uns auch selbst hierinnen beipflichten, daß kein vortreflichers und besseres Mittel diese Krankheit entweder zu mildern, oder, wo sie noch nicht eingewurzelt hat, gänzlich zu heben gefunden werde, als der rechtmäsige Gebrauch warmer Bäder und Sauerbrunnen, nur scheint hiebei diese Erinnerung nöthig zu seyn, daß man sich bemühe, zum Baden rein, subtil und leicht Wasser zu nehmen. Zum Trinken ist das mineralische Wasser in solchen Umständen ganz gut, weil es nebst dem eröfnenden Salze auch eine grobe Erde und adstringirendes, martialisches Element bei sich führet: Aber zum Baden äusserlich ist es nicht so nüzlich und ersprieslich, als schlecht, rein und leicht Wasser, das nicht eben viel mineralische Ingredientien in seinem Busen hegt. Eben diese herliche Würkung haben unsere Bäder auch im Malo Hysterico, oder der sogenannten Mutterbeschwehrung bei Frauensleuten, darinn sie öftermals das beste Soulagement und Erleichterung geben, und also billig hoch zu halten sind.

§. 12.

Warum im Malo Hypochondriaco u. Hysterico Bäder so gute Dienste thun.

Wollen wir die Ursache untersuchen, warum Bäder in Malo Hypochondriaco und Hysterico, so überaus guten Effect von sich spühren lassen, so dürffen wir dieselbe nicht weit herholen. Denn betrachten wir die eigentliche Art und Beschaffenheit dieses Affects, die Ursache und Erzeugung der so manigfaltigen Zufälle, werden wir nicht anders schlüssen können, als daß diese Krankheit ihren Hauptsiz und Residenz in dem grossen Speiscanal, nemlich im Magen und daran hangenden Gedärmen habe, deren nerveuse und membraneuse Häute ihre zum Leben und Gesundheit so höchstnöthige Bewegung, welche man den motum peristalticum nennet, nicht mehr recht fortzusezen capable sind, und von heftigen Spasmis fast unaufhörlich touchiret werden. Wenn absonderlich der Mastdarm Krampfsweise zusammen gezogen wird, so bleibet nicht allein der gesammlete Unrath von Speisen, der seinen gehörigen Abgang haben sollte, im Leib zurüke, sondern es entspinnen sich auch grausame Blähungen, welche, weil sie unten nicht durchbrechen können, sich aufwärts wenden, und die dünne Därmer samt dem Magen heftig ausspannen, dardurch per consensum alle nerveuse und membraneuse Theile mit angegriffen, gespannet und gezogen werden, und folglich in dem ganzen Körper alles in Unordnung und Verwirrung gebracht wird. Wenn diese Maladie noch nicht tief eingewurzelt hat, und die Viscera dabei nicht verdorben sind, so kan man mit tüchtigen Medicamenten eher durchtringen, und was Gutes ausrichten. Wo aber bereits auch die Viscera, sonderlich das Pancreas, die Leber, Milze und das Gekröse verstopft, verhärtet oder sonst schadhaft worden, und die Substance der Darmheute sehr zerfressen, verderbt und wund ist, so geht es mit der Cur schwer her. Solche Patienten sind zwar auf allerhand Medicamente recht erpicht, und thun wie rasend darnach, ziehen auch verschiedene Medicos zu rathe, doch öfters zu ihrem selbst eigenen Schaden, weil durch verkehrte Curen und Vielheit der Medicamente das Ubel mehr zu, als abnimmt, ja wohl gar zuweilen erst unheilbar gemacht wird. Ein jeder gescheider Medicus kan hieraus sattsamlich schliessen, warum der Gebrauch der Bäder in diesem Affect so sehr gerühmet und angepriesen werde. Nemlich es ist unter allen Arten der

Hülfs-

Hülfsmittel kein einziges zu finden, das so kräftig den Magen und die Gedärme stärket, die Spasmos und krampfhafte schmerzliche Ziehungen mindert und stillet, und den Motum peristalticum in seinen natürlichen Stand bringen, mithin die Circulation des Geblüts durch den Unterleib in richtige Verfassung stellen kan, als eben der Gebrauch warmer Bäder, wenn man derselbigen auf gehörige Art und Weise sich bedienet.

§. 13.

Cautel, welche bei der reissenden Colik vor dem Gebrauch eines Bades zu observiren.

Von dieser so unvergleichlichen Krampf- und Schmerzstillenden Kraft, damit gemeine Wasserbäder von der Natur begabet sind, dependiret auch derselbigen herrlicher Nuzen in vielen andern Krankheiten, die mit heftigen Spasmis des Unterleibes verknüpft sind, oder davon herrühren. In der reissenden Colik, im Bauchgrimmen und grausamen Schmerzen der Gedärme, in heftigem Krampf und Schmerzen vom Nierenstein, damit insgemein eine starke Verhaltung des Urins und Stuhlgangs vergesellschaftet ist, findt man nichts bessers und kräftigers, als solche warme Bäder. Was anlangt die reissende Colik, so von der Stokung des Geblüts ihren Ursprung her hat, so wird folgende Cautel allhier müssen beobachtet werden, daß man nicht eher zum Gebrauch eines Bades schreite, man habe den vorhero der Vollblütigkeit durch eine Aderläse gesteuret.

§. 14.

In Schmerzen von Nierenstein geben Bäder sonderbares Soulagement.

Benebenst geben sie denjenigen sonderbares Soulagement, die entsezliche Schmerzen vom Nierenstein ausstehen müssen. Dann wenn ein Stein aus den Nieren weichet, der wegen seiner Grösse die enge Gänge nach der Blase, welche man uretheres heisset, nicht passiren kan, so bleibet er allda steken, und verursacht eine starke Spannung und Entzündung, davon denn unsägliche Schmerzen erwachsen, daß auch alle nerveuse Theile des Leibes davon part nehmen. In solchem Fall finden wir nichts rathsamers, als den Patienten in ein mäsig warmes Bad zu sezen, weil dardurch die Gänge erweichet und erweitert werden, und die heftige Spasmi sich legen, daß zuweilen in kurzer Zeit sich nicht allein die Schmerzen lindern, sondern auch der Stein durch die nunmehro erweichte und erweiterte Gänge desto leichter abgehen, und ausgeworffen werden kan. Dieses Mittel ist so wohl zu neuern, als uralten Zeiten bei denen Medicis in hohem Ansehen und starken Gebrauch gewesen.

§. 15.

Cautelen, welche bei dem Gebrauch der Bäder überhaupt in acht zu nehmen.

Zum Beschlus wollen wir kürzlich noch einige nüzliche Cautelen, die bei dem Gebrauch der Bäder zu beobachten sind, mit beifügen. Erstlich müssen dergleichen Wasserbäder niemals übermäsig warm zugelassen werden, sondern die Hize derselben soll temperirt seyn, weil man sonst leicht in Ohnmacht, fieberische Hize und andere schlimme Zufälle gerathen kan. Zum andern bei vollblütigen und cachochymischen Personen, deren Adern mit dikem unreinem Geblüte angefüllet sind, mus man allezeit erst eine Aderläse fürnehmen, und den Leib durch gute Laxirmittel von denen groben Unreinigkeiten befreien, ehe man zum würklichen Gebrauch der Bäder schreitet. Zum dritten ist nöthig, die bequemste Zeit zum Baden zu erwählen. Am besten bedienet man sich derselben früh Morgens, nach dem Schlaf, wenn die Dauung geschehen und der Magen leer, insonderheit wenn man zuvor den Leib gelinde laxirt hat. Zum vierten mus man im Bade nicht allzulange verharren, damit die Leibeskräfte keinen Abbruch leiden mögen. Zum fünften nach dem Bad mus man sich in das Bette legen, damit man von der Kälte nicht Schaden nehme, und einen guten Schweis abwarten. Man kan dabei zu Beförderung des Schweisses sich einer warmen Brühe, oder Kräuterthees bedienen, welches nicht ohne Nuzen ist.

Register

Register
über den dritten und vierten Theil dieser Sammlungen.

Nota: III. bedeutet den dritten, und IV. den vierten Theil, welches noch über dis zum Unterschied, und Facilitirung des Aufsuchens, mit einer andern Schrift, was nemlich im vierten Theil anzutreffen ist, gedrukt worden

A.

Achnerbad, III. 8
Absorbenzmittel Würkung. IV. 209
Abschied eines Greises aus der Welt, lezte Gedanken. III. 138
Absolute Gewalt, von deren Ungerechtigkeit, IV. 185
Affect, welches der stärkste in dem Menschen ist, III. 56
Alleen, zum Nuzen der Reisenden, und Vermehrung des Holzes anzulegen. III. 40
Alte Jungfrauen, eine besondere Abhandlung, III. 74
Aloe, wie sie verschiedentlich würket. IV. 194
Armuth und Reichthum, besondere Betrachtung. III. 295
Arzneiwissenschaft ist guten theils von den Thieren und gemeinen Leuten erlernet worden. IV. 28
Arzeneien, von deren verschiedenen Würkung. IV. 193
Augen, eine besondere Anmerkung. IV. 235. die triefende, kommen öfters von neu-geweisten Zimmern her. IV. 329
Ausdünstung der Erde betreffend in Bewirkung der Luft. III. 243
Ausdünstungen der Lichter und des Oels, wie es dem Menschen schaden kan? IV. 71
Ausschlag, was für ein Getränke dafür nüzlich? III. 219

B.

Bankeruttirer, ihr Lob. IV. 161
Bauholz solle gefället werden, ehe der Saft in die Bäume tritt; und warum? III. 31
Bauwesen; Landwirthschaftl. Anmerkungen hievon. IV. 166
Bäder vom gemeinen Wasser, und deren Nuzen. IV. 331
Bäume, vor dem Erfrieren sicher zu stellen. III. 189
Bequemlichkeit, wie solche zu schäzen ist? III. 37
Beleidigte Majestät. III. 180
Bibergailarzenei. III. 219
Bier, mit Vergleichung des frischen Wassers. III. 81. Medicinische Abhandlung. III. 203. Eigenschaft desselben. III. 204. u. 221.
Blähungen, Reissen. III. 3
Blattern; dafür das Theerwasser angerühmet wird. IV. 57
Bliz, neue Anmerkung. III. 58
Blumensträuse, deren Ursprung. III. 61
Braut, fremde Manieren. III. 141
Brennspiegel, wie die Schiffe damit in Brand zu steken? III. 117
Brunnen; siehe Gesundbrunnen.
Buchdrukerkunst, von dessen Nuzen zum geselligen Leben. IV. 26
Buchdruker und Buchhandler, in Betrachtung der Handlung, und davon abhangenden Glükseligkeit. III. 35
Buchhandel nuzet zum geselligen Leben. IV. 26. und III. 38.
Bücher, deren Menge. III. 98
Bürger, der baronisirte. III. 194
Bürgerliche Kriege. III. 176
Bürgerliche Leben, wie es verbessert werden kan? III. 20
Bundeskriege. III. 161

C.

Caffee, auf welche Art durch selbigen viel Millionen Geldes ausser Teutschland gezogen wird? III. 16

Un Caffee-

Caffeegetränke, dessen Beschaffenheit, Gebrauch, Nuzen. III. 27. 227. und 229
Cachesie, was dafür dienlich? III. 217
Calenders abergläubische Beobachtung. IV. 265
Capelle und Caplan, dessen Ursprung. IV. 235
Cascarille; siehe Chinarinde.
Character eines Franzosen und vollständiges Portrait. III. 49
Chinarinde, Würkung. IV. 212
Cisternen, wie solche zu verbessern? III. 168
Citrone, Würkung. IV. 214
Colik, was am sichersten dafür zu gebrauchen? III. 83. Und welches Getränk? 213
Cometen, eine Astronomische Betrachtung hievon. III. 116
Contracturen; siehe Convulsionen.
Convulsionen, welche vom Kohlendunst und neugeweisten Zimmern herkommen. IV. 330

D.

Damen Gesellschaft, und Zugang junger Leute. III. 299
Dienstbotten, der vielen, ist ein Misbrauch. III. 19
Drüsen im Magen. III. 3

E.

Ebbe und Fluth; neue Entdekung von der wahren Ursache. III. 54
Edelleute, von ihrer verderblichen Lebensart. III. 18
Egrische Sauerbrunnen. III. 7
Ehrenwörter Misbrauch. IV. 81
Ehrliche Mann, neuer Entwurf hievon. III. 235
Ehre die närrische, mit Beschreibung deren schädlichen Ausschweifungen. III. 33
Eichen, wie die junge zu warten? IV. 281
Einbildischen Klugen. IV. 78
Einheimische Kriege. III. 176
Eisen befindet sich in dem Blut der meisten Thiere. IV. 97
Eisen Medicamenta Würkung. IV. 210
Ekel, Drüsen im Magen. III. 3
Electrisiren, eine neue Art, zu Beförderung der Heilungskunst. III. 42. neue Versuch hievon. 230
Ende der Welt, wie es beschaffen seyn wird? IV. 132
Engbrüstigkeit vom Kalkdunst. IV. 326
Erdbeben, wie solche jezuweilen entstehen? III. 123. Neue Betrachtung. IV. 274
Erde, als unser Planet und Erdpunkt, besondere Astronomische Abhandlung. III. 120
Erdflöhe zu vertreiben. III. 92
Erfrieren der Bäume vorzubeugen. III. 189
Erlenlaub dient zur Vertreibung des Ungeziefers. III. 172
Ernde des Jahrs 1750. III. 155
Erschaffung der Welt, wie es nach Whistons Meinung damit zugegangen seyn solle. III. 120
Euphemia, die Stadt in Calabrien, wie solche durch ein Erdbeben untergangen? III. 124

F.

Fallite, oder Bankeruttirer, eine satyrische Abhandlung. IV. 160
Fäulnis, eine besondere Abhandlung hievon, zum Nuzen der Haushaltungskunst. III. 29
Fieberrinde; siehe Peruvianische Fieberrinde.
Finsternis kan durch einen Cometen entstehen. III. 131
Fische, ihr Gehör betreffend, eine physicalische Abhandlung. IV. 321
Fleischbrühe, als ein Getränk, in welchen Fällen es nüzlich? III. 268
Franzos, dessen lächerlicher Character. III. 49
Freigebigkeit, wie sie beschaffen, wenn

solche

solche in dem gemeinen Leben Nuzen bringen solle? IV. 35
Feuersbrünste auf eine neue Art zu löschen. IV. 280
Freigeister und Religionsspötter. III. 103
Friesel, welches Getränk dafür dienlich? III. 219
Fürsten dieser Erden sind öfters das Verderben der Völker. III. 179
Fürstliche Grosmuth, des Landes Verderben. III. 19

G.

Gartenbäume, warum solche nicht so dauerhaft, als die wilden? IV. 8
Gähnen, wie es zugehe? III. 59
Gebrauch der Sauerbrunnen. III. 4
Gefälligkeit, und deren Character. III. 273
Gehör der Fische betreffend. IV. 321
Gehorsam der Kinder zu der Römer Zeiten, und deren Glükseligkeit. III. 28
Gelbe Sucht. III. 217
Geld, eine Abhandlung; wo es in der Welt bleibe? III. 14. was man damit machen solle? III. 106
Gelehrt, real, ein kurzer Begrif. IV. 145
Gerechtigkeit des Kriegs. III. 173
Gericht, das jüngste. IV. 129
Geselligkeit im Winter. III. 53
Gesellschaften, von den gefälligen und misfälligen. III. 276. deren Misbräuche. III. 417. Vortheil der schlechten. IV. 59
Gesundbrunnen, deren Unterschied, Nuzen, Gebrauch rc. III. 1. Eine physicalische Nachricht. IV. 99
Gesundheit trinken; siehe Trinken.
Getränk, die rechte Einrichtung darinn zu treffen. III. 200
Getreide lange Zeit gut zu erhalten. IV. 52
Gewalt, von der absoluten. IV. 185
Gewohnheitsspielen, eine Abhandlung. III. 22
Glük der Gottlosen, eine Poesie. III. 289
Goldener Esel und das Pferd, eine Poesie. III. 296
Goldproben, Nachricht hievon. IV. 50
Griechen Hochzeitgebräuche. III. 144
Grosmuth, die verderbliche. III. 19
Güldene Ader, ein Mittel dafür. III. 58
Gummi Ammoniaci Würkung. IV. 208
Gutherz. III. 194

H.

Haares Zierde, wie es der Gesundheit dienlich. IV. 70
Haberkur, dessen Zubereitung, Würkung und Nuzen, und dessen rechter Gebrauch. III. 290
Hæmorrhoides, ein Mittel dafür. III. 58
Handlung, deren Nuzen und Glükseeligkeit. III. 36
Hagenstolz, Schuzschrift für die, welche sich nicht beweiben. IV. 316
Halsbinden, wie solche schaden, und was daraus vor Ubel entstehen kan? III. 71
Handlung der Teutschen Anwachs und Abnahme. IV. 313
Harntreibende Arzeneien. IV. 203
Harpax, Anmerkung. IV. 35
Haselnüsschaalen sind von einer vortreflichen Würkung wider den Nierenstein. III. 85
Hausmittel, deren Herkunft und Nuzen. IV. 31
Häuser, woher es komme, daß solche jezo so theuer sind. III. 15. die ungesunde. III. 96
Hectici; was für ein Getränk ihnen zu rathen ist? III. 209
Heirathen, in Erwählung der Jungfrauen oder Wittwen. III. 64
Heldentod auf dem Bette der Ehren, eine Abhandlung. III. 26
Hemder, von deren Umwechselung, wie solche schaden oder nuzen kan? III. 9
Herzstärkende Mittel, Würkung. IV. 214
Hessen, von den blinden. IV. 239
Hizige Krankheiten, und was bei Umwechselung der Hemder dabei in Obacht zu nehmen? III. 12

Hochmuth, in einer besondern Abhandlung, was man mit dem Geld machen solle? III. 112
Hochzeiten, mit den heut zu Tag gar übertriebenen Misbräuchen. *IV.* 19
Hochzeitgebräuche der Juden, Griechen, Türken. III. 141
Hochzeitgeschenke abzuschaffen. III. 21
Hölle, wo sie nach einiger Meinung seyn solle? III. 118
Holz, wie solches zu vermehren? III. 39 dessen Feste und Dauerhaftigkeit zu vermehren. III. 91
Hopfenbau, mit einigen Vortheilen. *IV.* 77
Hypochondrie, mit was für einem Sauerbrunnen solche zu curiren? III. 3. der Caffee dienlich. III. 27

J.

Jalappe, wie solche so verschieden würket? *IV.* 198
Insecten, von ihrem Hin- und Herstreichen. III. 43
Innwendige Beschaffenheit des Menschen. III. 55
Ipecacuanna, deren Würkung. *IV.* 200
Juden Hochzeitgebräuche. III. 141
Jungfrauen zu ehelichen, ob solche besser, als eine Wittwe? III. 64. Von den alten Jungfrauen. III. 74
Jüngster Tag, oder Vorspiel des jüngsten Gerichts. *IV.* 129

K.

Kalkdunst, und dessen Schaden. *IV.* 325
Kälte, wie solche Gesunden und Kranken nüzlich? III. 47. deren Würkung. III. 256
Kalte Wasser; siehe Wasser.
Kellerwürmer Würkung. *IV.* 203
Keuchen. III. 217
Kinderzucht; von der Folge einer schlimmen. III. 279. und von den Regeln einer guten. III. 280
Kinder, gesunde zu zeugen. *IV.* 182
Kinder, Ursache deren Verwahrlosung. III. 158
Kindtaufen, von anklebenden Misbräuchen. *IV.* 19
Kinkina; siehe Peruvianische Fieberrinde.
Klapperschlange, ein merkwürdiger Bericht hievon. III. 99. Gedanken von deren Zauberkraft. III. 101
Kleidertracht, die ausschweifende, und deren Misbräuche. *IV.* 18
Kleidungen, durch welche man sich Krankheiten zuziehen kan. III. 69. und *IV.* 68
Klug seyn wollender. *IV.* 79
Knorpel, Uberbein, durchs Electrisiren zu vertreiben. III. 42
Kopfwehe, welches Getränke dafür dienlich? III. 213
Kornwürme, ein besonderes Mittel dafür. III. 43 item *IV.* 39
Krankheiten, die aus Unterlassung der Reinlichkeit entstehen. *IV.* 63
Krankheiten, von den erblichen. *IV.* 177. wie solche von der Luft entstehen können? III. 244
Kraut und Pflanzen zu verwahren wider das Abfressen des Wildes, Raupen, Schneken und Erdflöhe. III. 92
Kräze, dafür ist nüzlich Sauerbrunnen. III. 3. Was die Umwechselung der Hemder dabei nuzet? III. 12. 218
Krebs, warum sie ihre Schalen ablegen? *IV.* 8
Krieg, eine Abhandlung von dessen Gerechtigkeit, Raserei. III. 174
Küchlein, wie solche durch Oefen auszubrüten sind? III. 230
Künrus zuzurichten, daß er zum Tuschen tauge. III. 270
Kuplerin, in einer Geschichte einer Parisischen. *IV.* 90
Küssen, ist öfters der Gesundheit schädlich. *IV.* 69

L.

Ländersucht, eine Abschilderung hievon. III. 178
Landluft, warum solche gesünder als die Stadt-

Stadtluft? III. 245
Landwirthschaftliche Anmerkungen vom Bauwesen. *IV.* 166
Lange Weile zu vertreiben. III. 93
Laster, warum sie so schwer abzulegen? III. 156. Eine satyrische Abhandlung hievon. III. 277
Leben des Menschen, zufällige Gedanken. *IV.* 227
Lebensart, welche die beste? *IV.* 21
Leichenbegängnisse, und dabei vorkommende Misbräuche. *IV.* 19
Leidenschaften, die das Leben der Menschen verkürzen. *IV.* 9
Leim, einen festen zu machen, der sich im Wasser nicht auflöset. *IV.* 224
Lichter; siehe Unschlitt.
Lichter in geschlossenen Zimmern greifen die Luft an, und schaden der Gesundheit. III. 266
Liebe wird als der stärkste Affect betrachtet. III. 56
Listigkeit des weiblichen Geschlechts. *IV.* 90
Lob von den meisten Leuten ist keine Ehre. *IV.* 291
Löwe, in einer Poesie. *IV.* 49
Luft, von deren Würkung auf und in die menschlichen Körper. III. 237. deren Eigenschaft. III. 247. die zufällige. III. 253. verschiedene. III. 258. vom Gebrauche ꝛc. III. 263
Lustige Verhalten der Gesunden und Kranken. III. 47
Luftröhre aufzuschneiden, und wieder zu heilen. *IV.* 253
Lunge, deren Beschaffenheit, und Würkung der Luft. *IV.* 264
Lungensucht, welche Sauerbrunnen dafür dienlich? III. 3

M.

Magenweh, Spannen ꝛc. III. 3
*Manipuli*ren der Steinkohlen. *IV.* 159
Mann, eine Abschilderung eines vollkommenen. *IV.* 34
Manna, deren Würkung. *IV.* 137
Mausche oder Juden, wie solche nüzlich gemacht werden könten? III. 95
Mauth, woher das Wort komme? III. 230
Mediciniren nach dem Calender. *IV.* 264
Meer, wie es unter der Erden zusammen hange? III. 122
Meerzwiebel Würkung. *IV.* 208
Melancholie, wie solche zu vertreiben? III. 216
Melson, der betrügliche Dollmetscher, ein Gedicht. *IV.* 193
Menschen werden immer weniger. *IV.* 118
Menschens innerliche Beschaffenheit. III. 55
Mercurii dulcis rechter Gebrauch. *IV.* 205
Mineralische Wasser, wie sie entstehen? deren Beschreibung, Unterschied, Nuzen, Gebrauch ꝛc. III. 1
Misbräuche in allerhand. *IV.* 16. 86
Misfällige Gesellschaft wird abgeschildert. III. 276
Misgeburt, mit der Abbildung, und deren Beschreibung. *IV.* 45
Misvergnügen, vor einem lasterhaften sich zu bewahren, heilsame Vorschläge. *IV.* 11
Mittagsschlaf, was davon zu halten? *IV.* 238
Mode, eine anstekende Krankheit zu vieler Verderben. III. 18
Modesträuse; siehe Blumensträuse.
Mörtel, wie der beste zu Madras pflegt gemacht zu werden? III. 197
Most, von allerhand Sorten, eine Abhandlung. *IV.* 300
Motten in den Kleidern zu vertreiben. III. 43
Müssiggang, dessen Abschilderung, mit moralischen, physicalischen und medicinischen Anmerkungen. *IV.* 24
Mundfäule, dafür Salz gut seyn solle.

N.

Närrische Ehre. III. 33
Nattern, eine physicalische Anmerkung. IV. 98
Nerven Schwachheit durch ein gewisses Getränke zu vertreiben. III. 215
Neujahrsbettelei abzuschaffen. III. 21
Nierenstein, ein bewährtes Mittel dafür. III. 85
Niessen, ob dessen Zurükhaltung der Gesundheit zuträglich? III. 76
Nimmer satt, und von Leuten, die sich immer gern was wünschen. III. 192
Nominal- und *Real-*Gelehrte, welcher Unterschied? IV. 145
Nosce te ipsum, Betrachtung darüber. III. 62

O.

Obst ist gesund, wenn frisch Wasser darauf getrunken wird. III. 84
Oel, deren Ausdämpfung ist der Gesundheit schädlich. IV. 71
Opii des rothen, Würkung. IV. 215

P.

Pedant, siehe Schulfuchs.
Peruvianische Fieberrinde, und von deren Schmerzstillenden Kraft. III. 73
Pestilenz, wie solche öfters durch einen Cometen entstehen kan? III. 137
Pferd und goldener Esel. III. 296
Pflanzen für Raupen, Schneken, und Erdflöhen zu verwahren. III. 92
Pflichten gegen unsern Leib. IV. 1
Pfropfen der Weinstöke. III. 54
Planeten, merkwürdige Betrachtungen hievon. III. 119
Plantage, neuer Entwurf, der genuzet werden kan, von allen denen, welche Länder und Güter haben; mit drei grossen Kupfertabellen. III. 297
Podagra, welches Getränke hierzu am dienlichsten? III. 224
Podagraische Leute, was sie am sichersten gebrauchen können? III. 84. 87
Poken, vom Ansteken ein merkwürdiges Exempel. III. 161

R

Raserei; was in solcher Krankheit zu trinken? III. 216
Raupen; wie solche von den Pflanzen abzutreiben? III. 92
Raupen; warum sie ihre Haut ablegen? IV. 8
Räuchern, dienet vor die Fäulnis; III. 31
Realgelehrt zu werden. IV. 145
Reben; siehe Weinstöke.
Rechtsgelehrte, werden von einem Utopianer abgeschildert III. 95
Rechtschreibung; deren Unterschied der alten und neueren. IV. 87
Regenwasser; Betrachtung darüber. III. 163
Reiche, was sie mit dem Geld machen sollen? III. 113
Reichthum und Armuth, besonders würdige Betrachtung. III. 295
Reinlichkeit, grosser Nuzen, und wo aus Unterlassung derselben gewise Krankheiten entstehen. IV. 63
Religion, die Christliche, von der jezigen Ausbreitung. III. 60
Religion, eine besonders merkwürdige Abhandlung hievon. III. 184
Religionskriege, sind die unsinnigste Kriege. III. 176
Religionsspöttern und Freigeistern. III. 103
Rhabarbara, deren verschiedene Würkung. IV. 195
Ruhiges Leben sich schaffen. III. 114

S.

Saamen in Moos zu pflanzen. IV. 321. nach einer der bewährtesten Künsten fruchtbarer zu machen. III 170
Safrans Würkung. IV. 220
Salpeters *antispasmodi*sche Würkung. IV. 224
Salz, wie es zu Abwendung der Fäulnis überhaupt dienlich? III. 30. item von dessen nüzlichen Gebrauch und schädlichen Misbrauch.
Sauerbrunnen, was vor eine mit Nuzen zu gebrauchen sind? in welchen Zuständen? und wem solche schädlich? III.

III. 1. Physicalische Nachricht hievon. *IV.* 99
Sauerthalerwasser. III. 7
Schaben in den Kleidern zu vertreiben. III. 43
Scharbok kan mit mineralischen Wasser vertrieben werden. III. 3. auch gemeinen. 84. 218.
Schimmel, eine Anmerkung. III. 41
Schlangen, warum sie die Haut ablegen? *IV.* 8
Schmiedkohlen, über deren schädlichen und giftigen Dampf. *IV.* 225
Schuhe, deren Unterschied, Nuzen und Schaden. III. 72
Schulfuchs; vom Ursprunge dieses Nahmens. *IV.* 14
Schwalbacherbrunnen. III. 7
Schwalbennester, wie solche zum nüzlichen Gebrauche einzurichten? III. 99
Schwindel; Anmerkung vom Trinken. III. 215
Schwindsucht; dafür dienen Sauerbrunnen. III. 3. sicheres Mittel dafür. 231. vom Kalkdunst und neu geweisten Zimmern herrührend. *IV.* 327
Schwizmedicamenten. *IV.* 201
Scorbut; siehe Scharbok.
Selbstmord; genaue Abschilderung. *IV.* 9
Selterbrunnen. III. 7
Sennesblätter, wie solche so unterschiedlich würket? *IV.* 196
Silber, dessen jeziger Werth. III. 16
Silbergeschirr, und dessen Misbrauch. *IV.* 19
Sitten der Europäer werden durch ein Schreiben eines Utopianers durchgezogen. III. 92. der heutigen Welt, besondere Anmerkungen darüber. *IV.* 173
Sizen, eine anatomische Betrachtung darüber. III. 69
Soldat, der vernünftige. *IV.* 39
Soldaten, ob es gut seye, daß sie ein Schiksal glauben? *IV.* 249
Sonne, astronomische Betrachtung. III. 117
Spaawasser. III. 7
Spannen, Drüken, Magenwehe, zu curiren. III. 3
Spargeln, wie solche durch besondere Handgriffe zu pflegen? III. 67
Spazen; siehe Sperlinge.
Speicheltreibende Medicamenten. *IV.* 205
Sperlinge, wie leicht solche ausgerottet werden können? samt einer Kupfertabellen. III. 98
Spielen als eine verderbliche Gewohnheit, eine Abhandlung. III. 22
Spiesglas, diaphoretisches. *IV.* 200
Spiesglas Medicamenten Würkung. *IV.* 207
Sprache der Teutschen übereinstimmig zu machen. *IV.* 246
Sprache der Franzosen. III. 51
Staatskunst, von deren Grundveste. *IV.* 116
Stadt, wie solche nach der Kunst und Gesundheit der Einwohner zu erbauen? *IV.* 240
Stadtluft in Ansehung der Landluft. III. 245
Stein, ein Mittel dafür. III. 58. 87. 214
Steinkohlen brauchbarer zu machen. *IV.* 159
Storchennest, eine Fabel. III. 272
Sträuse; siehe Blumensträuse.
Strongilius der Berg, hat durch sein ausspeiendes Feuer verursacht, daß viele Städte untergangen. III. 124
Stubenöfen, in Ersparung des Holzes. III. 39
Studiren, wie vorzüglich es seye? III.
Sündfluth, und der jezt so veränderten Welt. *IV.* 114

T.

Tapeten von Wollenzeugen dienen zur Gesundheit, und warum? III. 266.
Teutsche Sprache übereinstimmig zu machen. *IV.* 246
Thee, dessen vornehmste Würkung. III. 227
Theerwasser. *IV.* 55
Titelsucht; siehe *Titulomanie*.
Titulomanie, oder Titelsucht. *IV.* 81
Tod, auf dem Bette der Ehren. III. 25

Tode

Tode Körper lange Zeit vor der Fäulnis zu bewahren. III. 31
Todesbetrachtung, moralische. *IV.* 71
Trachectomie, ein merkwürdiger chirurgischer *Casus*. *IV.* 253
Trax. III. 194
Trepanation, als eine besonders merkwürdige Kur. III. 269
Trinken; von der Kunst. *IV.* 149
Trinken; Abhandlung hievon, von der rechten Einrichtung sowohl, als besonders in Kuren menschlicher Krankheiten. III. 200
Trunkenheit, eine Abschilderung. *IV.* 308
Tünchen oder weissen, den besten Furnis dazu zu machen. III. 199
Türken Hochzeitgebräuche. III. 148
Tu[illegible]farb aus Kúnrus zu machen. III. 270
Tz, der Buchstaben tz in einer wehemüthigen Vorstellung. III. 35

U.

Ueberbein, Knorpel, mittelst des Electrisirens zu vertreiben. III. 42
Uberschwemmung kan durch einen Cometen entstehen. III. 133
Uberschwemmungen bringen öfters Pest. *IV.* 65
Umgang, und dessen besonderer Nuzen. *IV.* 295
Uneheliches Kind rührendes *Lamento*. *IV.* 297
Ungezieſer zu vertreiben. III. 172
Unschlitliechter, deren Ausdünstungen verursachen öfters Krankheiten. *IV.* 71
Utopianers Schreiben von den Sitten und Mängeln der Europäer. III. 92

V.

Variable, die Abschilderung der veränderlichen Weibsbilder. *IV.* 95
Väter, die verschwenderische. III. 28
Väterliche Gewalt. III. 28
Verlangnung. *IV.* 261
Verschwenderische Väter; siehe Väter.
Verstellung des weiblichen Geschlechts, in einer Geschichte einer Parisischen Kuplerin. *IV.* 90
Verstopfung, dienen Sauerbrunnen. III. 3
Verwahrlosung der Kinder. III. 159
Viehseuche, Mittel dafür. *IV.* 299
Vortheile im geselligen Leben. *IV.* 230

W.

Waare, die verlegene. III, 24
Wahrheit, die nakende. III. 24
Wasser, vom frischen, und dessen Nuzen, p. 71. Schlechtes zu verbessern III. 203. Ob durch das kalte die böse Säfte zu vertreiben sind? *IV.* 331
Wasserbäder, die gemeine, deren Untersuchung und vortreflichen Nuzen. *IV.* 331
Wassercuren, eine besondere Abhandlung hievon. III. 2
Wassersucht, ein besonderes Getränk dafür. III. 217
Weberhaus, hier in Augspurg; wie es erkauft worden? III. 15
Wein, mit Entgegensezung frisches Wassers, p. 81. derselben Eigenschaft 224. Nuzen des Rheinweins. 224
Weinstöke; wie solche zu pfropfen? III. 54
Weissen oder Tünchen; was am dauerhaftesten dazu zu nehmen? III. 199
Welt, die veränderte.. *IV.* 114
Whistons Meinung von den Cometen, in einer Poesie. III. 137
Winter; wie man sich solchen zu Nuze machen solle? III. 52
Winde; und der Würkung der Luft, auf und in die menschliche Körper. III. 254
Windsucht, ein Mittel dafür. III. 217
Wisbad, III. 8
Witterung, die so ungewohnte von A. 1750. woher solche komme? III. 152
Wittwe, ob solche besser zum heirathen, als die Jungfrauen? III. 64
Wohlstand der heutige bringt so viel ins Verderben. III. 17
Wundkräuter Würkung und Gebrauch. *IV.* 113

Z.

Zauberkraft von den Klapperschlangen. III. 101
Zähne bis ins hohe Alter zu erhalten, ein *Arcanum*. *IV.* 97
Zimmer, neu geweiste, wie solche der Gesundheit schaden können? *IV.* 320
Zimmet, seine Würkung. *IV.* 215
Jungen, mit zwei gebohren zu werden. *IV.* 320

